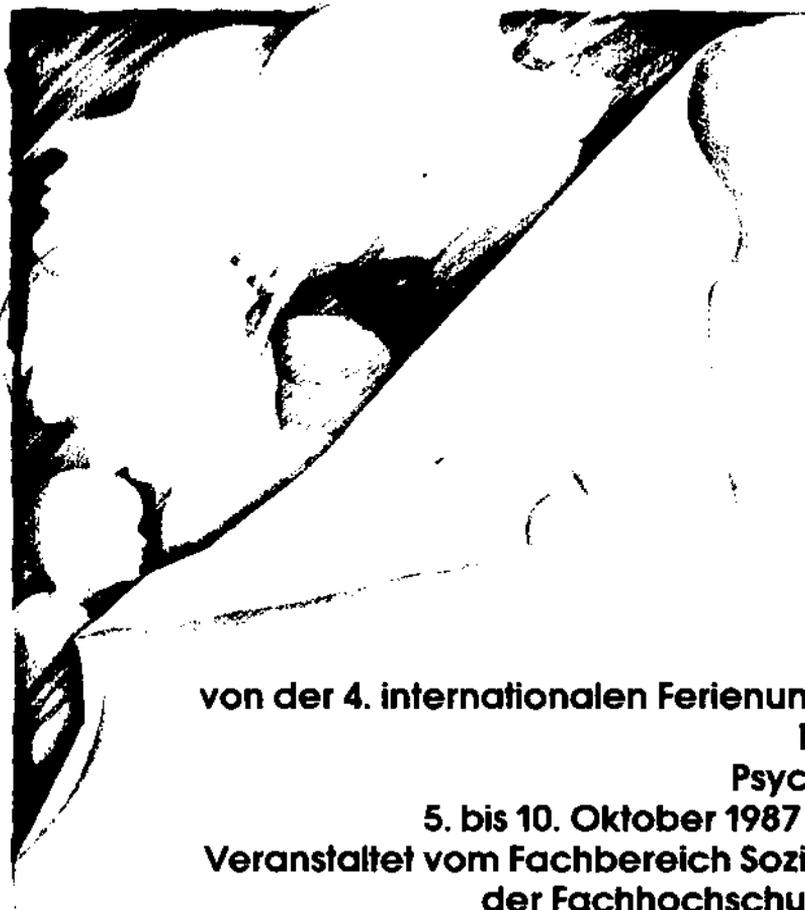


Joseph Dehler / Konstanze Wetzel (Hrsg.)

ZUM VERHÄLTNIS VON THEORIE UND PRAXIS IN DER PSYCHOLOGIE



Bericht
von der 4. internationalen Ferienuniversität
Kritische
Psychologie
5. bis 10. Oktober 1987 in Fulda
Veranstaltet vom Fachbereich Sozialarbeit
der Fachhochschule Fulda

88

10603

va&g

**Verlag Arbeiterbewegung
und Gesellschaftswissenschaft**

Das Verhältnis von Theorie und Praxis ist keine bloß begriffliche Angelegenheit, sondern ein reales Widerspruchsverhältnis, das sich in mannigfachen Konflikten zwischen „Theoretikern“ und „Praktikern“ personalisieren kann, die sich z. B. in wechselseitigen Immunisierungsstrategien ausdrücken: So wenn „Praxis“ als Anspruchsmäßigung, als Machbarkeit, als Eklektizismus oder als Kompromißbestimmt verstanden wird. Oder wenn von Seiten der „Theorie“ die Praktiker grundsätzlich als unwissenschaftlich desavouiert werden. In diesem Fall gibt es prinzipiell keinen Weg von der wissenschaftlichen Theorie in eine wissenschaftsgeleitete Praxis.

Dieser Band macht deutlich, daß solchen Auffassungen ein falsches methodologisches Grundverständnis innewohnt. Vom subjektwissenschaftlichen Standpunkt wird demgegenüber dargelegt, daß die Identität von Empirie und Praxis möglich ist: Praxis wird in dem Maße zur „Empirie“ für eine Theorie, wie sie aufgrund ihrer theoretischen Durchdringung von (relativ) eingeschränkter zu verallgemeinerter Praxis wird und so ihre „Begriffslosigkeit“, Selbstimmunisierung, herrschaftskonforme Pragmatik im Interesse ihrer eignen Ziele ein Stück weit überwindet. Eine so verstandene Zusammenführung von Theorie und Praxis enthält somit stets ein gesellschaftskritisches Potential. Wie dieses fruchtbar gemacht werden kann, wird einerseits auf der allgemeinen wissenschaftsgeschichtlichen, theoretisch-methodologischen und bildungspolitischen Ebene erläutert und andererseits exemplarisch verdeutlicht in den Berufsfeldanalysen zur Therapie, zur Drogenarbeit und zur politischen Bildungsarbeit. Insgesamt liefert dieser Band wichtige Überlegungen zu einem neuen Verständnis von Theorie und Praxis in den kritischen Sozialwissenschaften überhaupt.

va&g

**Verlag Arbeiterbewegung
und Gesellschaftswissenschaft**

- Band 1: Braun / Hollitscher / Holzkamp / Wetzel**
Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum
- Band 2: K.-H. Braun / G. Gekeler (Hrsg.)**
Objektive und subjektive Widersprüche in der Sozialarbeit / Sozialpädagogik
- Band 4: Geschichte und Kritik der Psychoanalyse**
- Band 5: J. Heid**
Subjektbezogene Forschungsverfahren für die Berufspraxis
- Band 6: Norbert Helbig**
Psychiatriereform und politisch-ökonomische Strukturkrise in der Bundesrepublik Deutschland
- Band 7: J. Dehler / Konstanze Wetzel**
Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie

Joseph Dehler & Konstanze Wetzel (Hrsg.)

ZUM VERHÄLTNIS VON THEORIE UND PRAXIS IN DER PSYCHOLOGIE

Mit Beiträgen von Karl-Heinz Braun,
Joseph Dehler, Bernd Dobersberger, Ole Dreier,
Gert Gekeler, Klaus Holzkamp,
Margret Kleinmanns, Monika Konitzer-Feddersen,
Morus Markard, Hans-Peter Michels,
Andreas Posch, Annelie Raitola

Bericht von der 4. internationalen Ferienuniversität
Kritische
Psychologie
5. bis 10. Oktober 1987 in Fulda
Veranstaltet vom Fachbereich Sozialarbeit
der Fachhochschule Fulda

va&g

Verlag Arbeiterbewegung
und Gesellschaftswissenschaft

Zum Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie :
Bericht von d. 4. Internat. Ferienuniv. Krlt. Psychologie, 5. – 10. Oktober 1987 in Fulda
/ Joseph Dehler ; Konstanze Wetzel (Hrsg.). Veranfst. vom Fachbereich Sozialarbeit
d. Fachhochsch. Fulda. Mit Beitr. von Karl-Heinz Braun ... – Marburg / Verl.
Arbeiterbewegung u. Gesellschaftswiss., 1988 (Studienbibliothek der kritischen
Psychologie ; 7)
ISBN 3-921630-86-X



NE: Dehler, Joseph [Hrsg.]; Braun, Karl-Heinz [Mitverf.];
Internationale Ferienuniversität Kritische Psychologie <04, 1987
Fulda >; Fachhochschule < Fulda > / Fachbereich Sozialarbeit; GT

Dieses Buch ist eine Veröffentlichung der Fachhochschule Fulda

© 1988 Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft GmbH
Rosenstraße 12/13
D-3550 Marburg
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagzeichnung: Barbara Manns
Fotos: Karl-Heinz Braun, Michael Ebert, Thomas Schmidt, Konstanze Wetzel

Inhalt

| | |
|---|--------|
| Vorwort des Herausgebers und der Herausgeberin | S. 7 |
| Grußansprachen | |
| Prof. Dr. Gerd Schirrmacher (Dekan des Fachbereichs Sozialarbeit) | S. 11 |
| Michael Brossart (Mitglied des ASfA) | S. 13 |
| Klaus Holzkamp | |
| Praxis: Funktionskritik eines Begriffs | S. 15 |
| Morus Markard | |
| Kategorien, Theorien und Empirie in subjektwissenschaftlicher Forschung | S. 49 |
| Ole Dreier, Margret Kleinmanns, Monika Konitzer-Feddersen, Hans-Peter Michels, Anneli Raitola | |
| Die Bedeutung institutioneller Bedingungen psychologischer Praxis am Beispiel der Therapie | S. 81 |
| Ole Dreier | |
| Der Psychologe als Subjekt therapeutischer Praxis | S. 113 |
| Karl-Heinz Braun, Gert Gekeler | |
| Drogenarbeit: Fallstudien, subjektive Widerspruchsverhältnisse, Handlungsstrategien | S. 139 |
| Bernd Dobersberger, Andreas Posch | |
| Politische Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen: Konzeption und Erfahrungen der „Roten Falken Österreich“ ... | S. 177 |
| Karl-Heinz Braun, Joseph Dehler | |
| „Praxisorientierung“: Allheilmittel zur Anpassung und zur Befreiung? Hochschulpolitische Aspekte des Theorie-Praxis-Verhältnisses und Ansätze zur Überwindung eines marktgerechten Studiums | S. 214 |
| Autorinnen und Autoren des Buches | S. 232 |

Vorwort des Herausgebers und der Herausgeberin

Das Verhältnis von Theorie und Praxis in der Psychologie ist keine bloß begriffliche Angelegenheit, sondern ein reales Widerspruchsverhältnis, das sich in mannigfachen Konflikten zwischen "Theoretikern" und "Praktikern" personalisieren kann. Dabei werden "Theorie" und "Praxis" häufig als Ausschließungsverhältnis aufgefaßt: Was "Praxis" ist, ist keine "Theorie", was "Theorie" ist, ist keine "Praxis". Eine solche Trennung zwischen Theorie und Praxis ist aber nicht sachlich oder systematisch begründbar, sondern ein formbestimmtes gesellschaftliches Phänomen, das im Zusammenhang mit der Vereinnahmung der Psychologie durch herrschende Interessen gesehen werden muß. Die begriffliche Zusammenführung von Theorie und Praxis (theoretische Praxis, praktische Theorie) kann dementsprechend ein gesellschaftskritisches Potential beinhalten. Die Reproduktion der formbestimmten Theorie-Praxis-Trennung im Bewußtsein der Praktiker/Theoretiker hat demnach objektiv die restriktive Funktion der Immunisierung der "Praxis" gegen die "Theorie" bzw. umgekehrt, d.h. der Abwehr der verallgemeinerbaren gesellschaftskritischen Funktion der Theorie-Praxis bzw. der Praxis-Theorie.

Es ist auch darauf aufmerksam zu machen, daß es keine eindeutigen Kriterien darüber, was psychologische "Praxis" und was "Theorie" ist, gibt. Die Unterscheidung hält nur solange, wie es als selbstverständlich angesehen wird, daß sowieso "jeder weiß", was "Praxis" und was "Theorie" ist. Das Nachdenken darüber, ob etwa das Marx'sche "Kapital" nun eigentlich "Theorie" oder "Praxis" ist, ob die Fixierung von "Praxis" als unhinterfragbar, aus sich selbst verständlich nicht schon eine bestimmte "Theorie" der Praxis impliziert, oder: ob "Praxis", wenn man sie als bloßes "Tun" von der "Theorie" abhebt, nicht eigentlich genau "sprachlos" sein muß, usw.: solche und ähnliche Fragen müssen den Alltagskonsens schon grundsätzlich problematisieren.

Doch betrachten wir die herrschaftsbestimmte Trennung von Theorie und Praxis etwas näher: "Praxis" wird in solchen Zusammenhängen verstanden als Anspruchsermäßigung, als Machbarkeit, was zur Konsequenz haben soll, daß man Kompromisse eingehen muß, pragmatisch und eklektizistisch zu

sein hat, usw. Dabei stellen die "Theorie" und die "Theoretiker" immer schon eine Bedrohung dieser Absicht, nur noch "kleine Brötchen zu backen" dar. Eine derart "bescheiden" gewordene Praxis ist aber gar keine wirkliche Praxis, weil sie umfassendere "praktische" Veränderungen gerade behindert. - Zugleich wird von Seiten der "Theorie" eine Immunisierung gegen die "Praxis", eine Desavouierung der Praktiker betrieben. So wird etwa in der experimentell-statistischen Mainstream-Psychologie davon ausgegangen, daß "Theorien" nur dann wissenschaftlich geprüft sind, wenn man sie nicht auf die wirklichen Lebensprozesse, also in diesem Sinne auf "Praxis" bezieht, sondern auf eigens zur Theorieprüfung zugerichtete "Empirie".

Die Kritische Psychologie geht nun demgegenüber davon aus, daß der Unterscheidung von theoriefähiger "Empirie" und nicht theoriefähiger "Praxis" ein falsches methodologisches Grundverständnis innewohnt: Vom subjektwissenschaftlichen Standpunkt ist an der Identität von Empirie und Praxis festzuhalten; denn Praxis wird in dem Maße zur "Empirie" für eine Theorie, wie sie aufgrund ihrer theoretischen Durchdringung von (relativ) restriktiver zu verallgemeinerter Praxis wird, also ihre Begriffslosigkeit, Selbstimmunisierung, herrschaftskonforme Pragmatik im Interesse ihrer eigenen Ziele ein Stück weit überwindet.

Damit ist skizziert, worin das **Problem** besteht; es ist noch nichts näheres über die **Lösungswege** gesagt. Diese aufzudecken war das zentrale Anliegen dieser Ferienuniversität. Von der Entwicklung der Kritischen Psychologie her steht diese Veranstaltung und der vorliegende Berichtsband in einem dreifachen Kontext:

- Mittlerweile drängt die dritte Studenten(innen)-Generation in die Berufspraxis, darum bemüht, das theoretische Konzept der Kritischen Psychologie in ein praktisches zu transformieren. In diesem Zusammenhang entstehen neue Fragen, lebens- wie berufspraktischer Art, die einer Klärung zuzuführen sind.

- Die Kategorialanalyse hat ihren vorläufigen Abschluß gefunden und steht nicht mehr im Zentrum der Arbeit; dieses liegt jetzt vielmehr in den einzeltheoretischen, aktualempirisch abgestützten Forschungen.

- Nicht zuletzt hat sich dieses Thema aufgrund der Diskussionen auf den vorangegangenen Ferienuniversitäten unmittelbar angeboten: Denn schon immer war das Theorie-Praxis-Verhältnis ein Thema, jetzt ist es in systematischer Absicht zu dem Thema geworden.

Aus alledem ergibt sich, daß die Kritische Psychologie sich nicht - wie

manchmal vermutet wird - erstmals diesem Fragenkomplex zuwendet. Verwiesen sei hier nur auf die Gründung der Theorie-Praxis-Konferenz¹, auf das Projekt "Subjektentwicklung in der frühen Kindheit"², die Thematik des 3. Internationalen Kongresses Kritische Psychologie³ und die im WS 1984/85 in Fulda durchgeführte Ringvorlesung "Praxisanalysen der Kritischen Psychologie"⁴. - An diese Traditionen und Vorarbeiten anknüpfend werden in diesem Band einerseits durch die Beiträge von HOLZKAMP und MARKARD grundsätzliche Aspekte der Theorie-Praxis-Vermittlung, erörtert und andererseits in den Aufsätzen der Theorie-Praxis-Konferenz von DREIER, BRAUN/GEKELER und DOBESBERGER/POSCH konkrete Praxisanalysen vorgelegt, die über ihren jeweiligen Bereich hinausgehend eine exemplarische Bedeutung für die Begründung kritischer (Berufs-)Praxis haben.

Die eingangs geschilderten Vorstellungen zum Theorie-Praxis-Verhältnis haben nicht nur für die Psychologie, sondern auch für andere Einzelwissenschaften eine Bedeutung. Zugleich sind sie zentraler Aspekt der neueren Diskussionen um die Zukunft der Hochschulen, zumal um die der Fachhochschulen. Es erschien daher naheliegend und notwendig, die Überlegungen, die der Mitherausgeber als Rektor der Fachhochschule in seiner Begrüßungsansprache geäußert hatte, zum Inhalt eines eigenständigen Beitrages zu machen (in BRAUN/DEHLER).

Es ist (auch) auf dieser Ferienuniversität das Bedürfnis nach verbesserter überregionaler Kommunikation/Koordination zwischen den Kritischen Psychologen/innen artikuliert worden und es haben sich zwei Arbeitsgruppen/Kontaktstellen gegründet: Eine, die sich hauptsächlich mit Frauenfragen beschäftigen will⁵ und eine themenunspecifische⁶. - Ferner ist diese (wie

1 Vgl. dazu die Veröffentlichungen im "Forum Kritische Psychologie", Bd. 10 (1982), Bd. 12 (1983), Bd. 16 (1985) und Bd. 18 (1986).

2 Vgl. die Veröffentlichungen im "Forum", Bd. 14 (1984) und Bd. 17 (1985) sowie G. ULMANN, Über den Umgang mit Kindern, Frankfurt/M. 1987.

3 Vgl. K.-H. BRAUN/K. HOLZKAMP (Hg.), Subjektivität als Problem psychologischer Methodik, Frankfurt/M. 1985.

4 Vgl. K.-H. BRAUN/G. GEKELER (Hg.), Subjektbezogene Handlungsstrategien in Arbeit, Erziehung, Therapie, Oberbil 1985.

5 Die Adressen lauten: Sabine Walther, Nordufer 4, 1 Berlin/West 65, Tel.: 030/4536347, und: Kristine Baldauf-Bergmann, Großbeerenstr. 80, 1 Berlin/West 61, Tel.: 030/2511735.

6 Die Adresse lautet: Werner Wondra, Wiener Str. 22, 1 Berlin/West 36, Tel.: 030/6181150.

auch die vorangegangenen) Ferienuniversität vollständig (also Referate und Plenumsdiskussionen) mit Video aufgezeichnet worden⁷.

Eine solche Ferienuniversität, die schon zum zweiten Mal nach 1984 in Fulda stattfand⁸ und an der fast 500 Frauen und Männer teilnahmen, wäre ohne die tatkräftige Unterstützung von vielen einfach nicht möglich gewesen. Unser Dank gilt zunächst dem Veranstalter, dem Fachbereich Sozialarbeit, der den größten Teil der Finanzierung dieser Veranstaltung übernommen hatte und den Kolleginnen Waltraut Mattheis und Maria Wiegand sowie den Kollegen Johann Maier und Adolf Trebel von der Rektoratsverwaltung; ferner auch der studentischen Vorbereitungsgruppe und den Mitgliedern des studentischen Projekts "Cafe" vom Fachbereich Haushalt und Ernährung, die unermüdlich den "Laden in Gang" und die Teilnehmer/innen satt gehalten haben; ihnen gehörten an: Michael Brossart, Elke Fink, Beate Fische, Andrea Friedrich, Ulrike Gredé, Johanna Heil, Mechthild Hoffmann, Martin Hoffmann, Lucie Kreeck, Christel Krummeich, Amir Rahmani, Birgit Schier, Thomas Schmidt, Wolfgang Schmidt und Karin Schröder.

Nicht zuletzt danken wir - wieder - Katharina Hellmann (Marburg) für die Erstellung des Typoscripts.

Fulda/Marburg, im November 1987

Joseph Dehler

Konstanze Wetzel

7 Kopien mit einer Länge von 3-4 h und zum Preis von 35,- DM pro Stück können bestellt werden beim "Assimilator" Thomas Schmidt, Kirchstr. 6, D-6407 Schlitz. Ausgeliehen werden sämtliche Bänder auch durch das Kongreßbüro Kritische Psychologie, c/o Konstanze Wetzel/Karl-Heinz Braun, Schwanallee 22 a, D-355 Marburg/Lahn.

8 Vgl. K.-H. BRAUN/G. GEKELER (Hg.), Objektive und subjektive Widersprüche in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, Marburg 1984.

Grußansprachen

Prof. Dr. Gerd Schirmacher, Dekan des Fachbereichs Sozialarbeit der Fachhochschule Fulda

Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen,
meine Damen und Herren,

Im Namen des Fachbereichs Sozialarbeit der Fachhochschule Fulda begrüße ich Sie alle zur 4. Internationalen Ferienuniversität "Kritische Psychologie".

Es erfüllt die Studentinnen und Studenten und die Professoren- und Dozentenschaft unseres Fachbereichs nicht nur mit Freude, sondern ich kann wohl sagen: auch mit Genugtuung, daß nunmehr zum 2. Mal eine Internationale Ferienuniversität Kritische Psychologie von uns veranstaltet werden kann. - Denn das ist ja so selbstverständlich nicht, daß ein renommierter (auch international renommierter!) Wissenschaftskongreß ausgerechnet in einer kleinen Fachhochschule in der Provinz tagt. Der Fachbereich Sozialarbeit betrachtet diese Tatsache als Ergebnis einer günstigen personellen Konstellation hier am Ort und als Anerkennung für seinen eigenen Beitrag zur Entwicklung kritischer Wissenschaftspotentiale im Verlaufe der Jahre.

Lassen Sie mich ein paar knappe Bemerkungen zu einer Fragestellung machen, die damit im Zusammenhang steht und die uns hier stets beschäftigt:

Unter welchen Bedingungen kann kritische Wissenschaft heute und in Zukunft noch praktiziert werden?

Ich möchte Ihnen keinen langatmigen Definitionsversuch zur "Kritischen Wissenschaft" zumuten. Verstehen wir darunter einstweilen eine Wissenschaft, die um radikale Wahrheit, auch über die Ursachen für die Bewegung alles Wirklichen, bemüht ist, die Partei nimmt für die Mehrung von Freiheit und Wohlergehen der großen Masse der Menschen, die sich selbst frei entfaltet und in ihrer Suche nach Erkenntnis in einem ständigen Spannungsver-

hältnis mit Gesellschaft, Staat und Markt sich befindet und hierbei auch herrschende Wertvorstellungen und Weltbilder stets neu hinterfragt.

Wenn wir nach konkreten Beispielen suchen, dann ist die "Kritische Psychologie" als Individualwissenschaft innerhalb der marxistischen Theorie sicherlich "Kritische Wissenschaft" und um Beispiele aus meinem eigenen Bereich, der Politikwissenschaft, zu nennen: Die gesellschaftskritisch intendierte Politikanalyse, die zunächst starke Impulse von der kritischen Theorie der Frankfurter Schule erhielt und sich dann zunehmend an einer politökonomischen Gesellschaftstheorie orientierte, gehört ebenso hierzu wie auch andere Analyse-Ansätze, die zwar nicht dezidiert marxistisch sind, sich jedoch verschiedener Basisannahmen und Versatzstücke marxistischer Theorie und sozialhistorischer Methode bedienen.

Kann - und zwar unter welchen Bedingungen - solche "Kritische Wissenschaft" heute also und in Zukunft noch praktiziert werden?

Ich denke, daß trotz verschlechterter Rahmenbedingungen, die in der Bundesrepublik Deutschland im Kern symbolisiert werden durch die konservative Wende des 3. Gesetzes zur Änderung des Hochschulrahmengesetzes, das hier in Hessen noch in diesem Jahr umgesetzt werden wird, der Fortgang kritischer Wissenschaft nicht gestoppt werden kann,

- wenn sie selbst weiterhin im Sinne sozialen Fortschritts Antworten auf die drängenden Probleme von Gesellschaft, Individuum, Staat und Umwelt gibt und diese nicht im Verborgenen für sich behält, sondern im lebendigen Dialog auch mit den Individuen außerhalb des Wissenschaftsbetriebs bekannt macht,
- wenn sie offen bleibt für den Theorie- und Methodenstreit in der eigenen Wissenschaft und für die kritische Auseinandersetzung mit anderen Wissenschaften,
- wenn ihr weiterhin Potentiale demokratischer Bewegung in unserer Gesellschaft politische Rückendeckung bei ihren Bemühungen um gedankliche Durchdringung der gesellschaftlichen und dinglichen Wirklichkeit geben.

Ein aktuelles Beispiel für solche hervorragenden Beiträge kritischer Wissenschaft in der Auseinandersetzung mit konservativen Wissenschaftspositionen scheint mir heute z.B. aus dem sog. "Historikerstreit" über die Einzigartig-

keit der nationalsozialistischen Judenverfolgung abzuleiten zu sein: Dieser Streit begann unproduktiv mit einigen neuen nationalen Sinn stiftenden Beiträgen, bekam dann doch zunehmend Gewicht durch Vertreter kritischer Wissenschaft, die sich einig wissen konnten mit den kritischen und aufgeklärten Menschen in diesem Land.

Das, was Vertreter der kritischen Wissenschaft zu diesem Streit beigetragen haben, ist - so pathetisch sich das auch anhören mag - ein wahrhaftiger Beitrag zur Stärkung des Gedankens der Demokratie!

Es ist fast ein Gemeinplatz darauf hinzuweisen, ich tue es abschließend trotzdem: Umgekehrt braucht Wissenschaft insgesamt Demokratie - politische Demokratie in der Gesamtgesellschaft, die sie vor mächtigem Zugriff derjenigen schützt, die ihre Erkenntnisse verhindern oder verbrämen wollen und Demokratie im Wissenschaftsbetrieb selbst, ohne die freie Forschung und Lehre nicht denkbar sind.

Ich denke und hoffe, daß im Laufe dieser Woche genügend Zeit und Gelegenheit vorhanden sein werden, im Zusammenhang mit Theorie- und Praxis-Fragen der Psychologie auch solche und ähnliche Probleme des Wissenschaftsbetriebes zu diskutieren.

Michael Brossart (Mitglied des ASTA)

Liebe Kommilitoninnen, liebe Kommilitonen!

Im Namen des Allgemeinen Studentenausschusses der Fachhochschule begrüße ich Euch sehr herzlich hier in Fulda. Die Ferienuniversität Kritische Psychologie findet nunmehr, wie bereits des öfteren erwähnt, nach 1984 bereits zum zweiten Mal an dieser Fachhochschule statt.

Von einem studentischen Teilnehmer der damaligen Ferienuni erhielt ich die Auskunft, daß sie ziemlich stressig war und daß vor allem die Beiträge nicht immer leicht verständlich waren. Bitte, liebe Referenten denkt auch an die Zuhörerinnen und Zuhörer, die mit der komplexen Sprache der Kritischen Psychologie verständlicherweise Schwierigkeiten haben.

Kritischen Ansätzen kommt gerade heute in einer Zeit, in der konservatives

Denken weit verbreitet ist, wieder erhebliche Bedeutung zu. Auf Hochschul-ebene macht sich dieser Konservatismus fest an einseitiger Förderung von marktorientierten Wissenschaften bei gleichzeitiger Zurückdrängung von gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereichen, Ausverkauf von unabhängiger Forschung an die Industrie, Verschärfung der Studienordnungen zum Zwecke der Elitenbildung, um nur einige Beispiele zu nennen. Diesem gilt es entgegenzutreten. Und hier ist auch die Kritische Psychologie gefordert, ihren Teil beizutragen.

Das Thema der 4. Internationalen Ferienuni "Theorie & Praxis in der Psychologie" spricht besonders Studierende an Fachhochschulen an, da es dort von der Konzeption her darum geht, Theorie und Praxis in der Ausbildung gleichwertig zu behandeln.

Wir freuen uns daher ganz besonders, daß diese Veranstaltung an unserer Hochschule stattfindet und wünschen uns, daß die Ergebnisse ein Echo im Lehrbetrieb unserer FH finden.

Aber auch die Studierenden sind aufgerufen, diese nicht alltägliche Chance wahrzunehmen, sich rege an den Veranstaltungen zu beteiligen, um damit dafür zu sorgen, daß die Theorie auch in der Praxis ihrer späteren Arbeitsfelder umgesetzt wird.

In diesem Sinne wünschen wir allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Ferienuni eine interessante und erlebnisreiche Woche in der relativ unkritischen Stadt Fulda.

Besten Dank fürs Zuhören!

Klaus Holzkamp

Praxis: Funktionskritik eines Begriffs

1. Annäherung an die Problemstellung: Das Verhältnis des psychologischen Praxisbegriffs zu dem anderer Disziplinen und Traditionen
 - 1.1 Der geisteswissenschaftlich-philosophische Praxisbegriff
 - 1.2 Der marxistische Praxisbegriff
 - 1.3 Die institutionelle und curriculare Verortung von Praxis
 - 1.4 Praxis im Alltagsverständnis
2. Der Widerspruch von Wissenschaftlichkeit und Praxisnähe in traditionellen und alternativen Konzepten
 - 2.1 Die defensive Widersprüchlichkeit und "Gebrochenheit" des naturwissenschaftlich ausgerichteten Selbstverständnisses der grundwissenschaftlichen Psychologie
 - 2.2 Kapitalistische Verwertungsinteressen und der Kontrollansatz der "naturwissenschaftlichen" Psychologie
 - 2.3 Die defensive Ausgrenzung von Praxis aus der grundwissenschaftlichen Psychologie
 - 2.4 Die Inkonsistenzen des Theorie-Praxis-Verständnisses in oppositionellen Konzepten (Psychoanalyse, humanistische Psychologie)
3. Das defensive und "gebrochene" Selbstverständnis der psychologischen (Berufs-)Praxis
 - 3.1 Eigene/fremde Zweifel an der gesellschaftlichen Nützlichkeit psychologischer Praxis
 - 3.2 Statt gesellschaftlich-subjektives Zusammenhangs- und Widerspruchswissen "Sonderwissen" und "technisches Können" als konstitutive Momente psychologischer Praxis
4. Aspekte der defensiven (berufs-)praktischen Ausgrenzung/Distanzierung von Theorie
 - 4.1 Die Vorschützung einer genuinen "Theorie-" und "Diskursunfähigkeit" der Kernqualifikation praktisch-psychologischen Expertentums
 - 4.2 Die Vorbildfunktion des "erfahrenen" Praktikers
 - 4.3 Praxisbewältigung um den Preis der Sprachlosigkeit
5. Theoretischer Eklektizismus der Praxis
6. Die Perspektive: Den eigentlichen Widerspruch zwischen Praxistheorie und grundwissenschaftlicher Theorie überwinden

1. Annäherung an die Problemstellung: Das Verhältnis des psychologischen Praxisbegriffs zu dem anderer Disziplinen und Traditionen

Das Verhältnis von Theorie und Praxis wird nicht nur in der Psychologie, sondern in vielen Wissenschaftsbereichen diskutiert. In den Sozialwissenschaften läuft z.B. eine einschlägige Diskussion seit längerem unter dem Stichwort des "Anwendungsproblems". Dabei handelt es sich um Fragen der Umsetzbarkeit von wissenschaftlichen Theorien in pädagogische, sozialpädagogische, administrative, politische Programme. Wie müssen Theorien beschaffen sein bzw. formuliert werden, damit eine solche Umsetzung möglich ist? Wie kann man die Realisierung solcher Programme wissenschaftlich anleiten und begleiten? Wie schließlich ist der Erfolg der Programme mit wissenschaftlichen Mitteln zu beurteilen bzw. (wie man sich ausdrückt) zu "evaluieren"? Etc.

Wenn man sich die Theorie-Praxis-Debatte speziell in der Psychologie ansieht, so muß man feststellen, daß es hier um derartige Fragen bestenfalls am Rande (etwa im Kontext der aktuellen Diskussion um eine "angewandte Sozialpsychologie") geht. Die eigentlichen, einerseits virulenten, andererseits nur ansatzweise öffentlich ausgetragenen Widersprüche um das "Theorie-Praxis-Verhältnis" gerade in der Psychologie müssen offensichtlich auf andere Weise gekennzeichnet werden. Worum geht es dabei?

Ich möchte mich der Klärung dieser Frage quasi aus dem Negativen - d.h. durch schrittweise Ausklammerung der Probleme, um die es dabei offensichtlich nicht geht - annähern:

1.1 Der geisteswissenschaftlich-philosophische Praxisbegriff

Wenn man in allgemeinen geistesgeschichtlich-philosophischen Bezügen nach Erörterungen über "Theorie" und "Praxis" Ausschau hält, so stößt man bevorzugt auf Diskussionen um das Verhältnis zwischen "Theorie" als "Anschauung" oder "Erkenntnis" und "Praxis" als richtiges, vernünftiges, d.h. "moralisches" Handeln. In diesem Sinne etwa stellte KANT seiner "Kritik der reinen Vernunft" eine "Kritik der praktischen Vernunft" gegenüber und ist es üblich geworden, das, was früher "Ethik" oder "Morallehre" hieß, heute als "Praktische Philosophie" zu bezeichnen. Derartige Gegenüberstellungen

haben durchaus auch in die modernen Sozialwissenschaften hineingewirkt, so, wenn im Umkreis der "Kritischen Theorie", etwa von HABERMAS, empirische "Wahrheit" im Kontext von "Theorie" und praktische "Richtigkeit" im Sinne vernünftigen, moralischen Handelns unterschieden werden (vgl. dazu neuerdings MILLER 1986). - Ist etwas derartiges gemeint, wenn man heute von psychologischer Praxis in ihrem Verhältnis zur "Theorie" redet? Diese Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten, wie es zunächst scheinen mag. Vorläufig können wir aber festhalten, daß ein **expliziter Bezug auf Moral und Morallehre im Selbstverständnis** der zeitgenössischen psychologischen "Praxis" offensichtlich nicht gemeint ist. Entsprechende Probleme werden hier demgemäß weder gestellt noch aufgegriffen.

1.2 Der marxistische Praxisbegriff

Nun gibt es ja aber noch eine andere historische Tradition des Verständnisses von "Praxis", die - zwar auch aus der klassischen Philosophie kommend - durch MARX und den Marxismus bestimmt wurde und heute in verschiedenen Varianten und Abformen zur Diskussion steht. Im Kern ist dieses Praxis-Verständnis schon in der 1. MARXschen Feuerbach-These auf den Begriff gebracht, wenn als "Hauptmangel alles bisherigen Materialismus" herausgestellt wird, daß dort der "Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der Form des Objekts oder der Anschauung gefaßt wird; nicht aber als sinnlich menschliche Tätigkeit, Praxis; nicht subjektiv". (MEW, Bd. 3, S.5) Dergestalt könne, so MARX, auch "die Bedeutung der 'revolutionären', der 'praktisch-kritischen' Tätigkeit" (ebd.) nicht begriffen werden. Dieses Konzept wurde in der weiteren marxistischen Diskussion so ausgeweitet, daß unter "**Praxis**" **mehr oder weniger der Gesamtprozeß der materiellen Umgestaltung der objektiven Realität** gefaßt ist, der sich dann historisch spezifizieren läßt etwa als "revolutionäre Praxis" des Proletariats in der bürgerlichen Gesellschaft. Dabei ist in dieses dezidiert politische Praxisbegriff die Lebenspraxis des einzelnen Individuums einerseits eingeschlossen, andererseits aber von vorn herein im Zusammenhang mit der gesamtgesellschaftlichen Praxis, ihren Formen und Widersprüchen, gesehen. Das Verhältnis, in dem dieser Praxisbegriff zur "Theorie" steht, läßt sich im Rückgriff auf die bekannte MARXsche Sentenz in der 11. Feuerbach-

These pointieren: "Die Philosophen haben die Welt nur verschieden **interpretiert**, es kömmt drauf an, sie zu **verändern**" (ebd., S. 7).

1.3 Die institutionelle und curriculare Verortung von Praxis

Ist dies nun das "Praxis"-Verständnis, von dem aus man die Eigenart der gegenwärtigen psychologischen Theorie-Praxis-Kontroverse genauer fassen kann? Angesichts dieser Frage drängt sich einerseits der Eindruck auf, daß ein solcher Bezug ersichtlich viel "zu hoch" gegriffen wäre. Man backt hier offensichtlich sehr viel kleinere Brötchen. Andererseits aber kann man wohl auch nicht sagen, daß das zeitgenössische psychologische "Praxis"-Verständnis **gar nichts** damit zu tun hätte. Man muß also, um sich diesem Verständnis irgendwie anzunähern, von dem geschilderten politischen Praxis-konzept mindestens ziemlich weitgehende Abstriche machen: Wohl ist der Gegensatz von "Interpretieren" und "Verändern" in der heute virulenten Entgegensetzung von psychologischer "Theorie" und "Praxis" irgendwie mitgemeint. Sogar der politische Bezug ist dabei nicht ganz verschwunden, da auch hier die "Praxis" irgendetwas mit veränderndem Handeln in der gesellschaftlichen Realität, unter institutionellen Zwängen, o.ä. zu tun hat. Wenig bleibt dabei allerdings von der umfassenden "kritischen" Bedeutung von "revolutionärer", gesellschaftsverändernder Praxis übrig: Mit psychologischer Praxis ist - darauf kann man sich wohl leicht einigen - nicht primär irgendeine "kollektive" Praxis, sondern die "Praxis" des jeweils einzelnen "Praktikers" gemeint, wobei die "kritische" Funktion hier u.U. als reformerisches Bemühen im Rahmen der institutionellen Möglichkeiten noch anklingen mag, aber auch wegbleiben kann, ohne daß das psychologische "Praxis"-Verständnis damit steht und fällt.

Haben wir nun mit der Bestimmung "veränderndes Handeln" (im Gegensatz zu bloß "theoretischem" Interpretieren) in gesellschaftlichen Institutionen o.ä. das heutige psychologische "Praxis"-Konzept hinreichend eingegrenzt? Schon ein kurzer Blick zeigt, daß diese Bestimmung (mindestens) noch viel zu weit ist: So wird man veränderndes Handeln z.B. in der Universität als gesellschaftlicher Institution kaum als psychologische "Praxis" anerkennen, ebensowenig wie außeruniversitäre Vortragstätigkeit, etwa in der Volkshochschule, so richtig als "Praxis" akzeptabel ist; das gleiche gilt für jedwede Publikationstätigkeit, sei es in der Universität, sei es außerhalb. Wenn

man dieses Eingrenzungsspiel weitertreibt, so kommt man bald darauf, daß psychologische "Praxis" und "Theorie" zunächst offensichtlich in verschiedenen Lokalisationen geortet sind: "Theorie" findet an der Universität statt, "Praxis" dagegen ist außeruniversitäre Berufstätigkeit. So ist die Beratung eines Klienten eindeutig "Praxis", die Beratung eines Studenten aber eher ein Abkömmling von "Theorie". Da aber - wie gesagt - nicht jede außeruniversitäre Berufstätigkeit als "Praxis" gilt, muß man hier wohl nochmals spezifizieren: Eindeutig "Praxis" scheint lediglich die klinisch-therapeutische und die diagnostische Berufstätigkeit des Psychologen zu sein. Andere Arten der Berufstätigkeit gewinnen ihren "Praxis"-Charakter mehr oder weniger aus der Nähe zu diesen Kernbereichen. Von da aus läßt sich rückwirkend die Lokalisierung in bzw. außerhalb der Universität relativieren: "Theorie" passiert demnach klar und ausschließlich nur im grundwissenschaftlichen Bereich d.h. im "Grundstudium". "Praxis" dagegen findet in dem Maße in der Universität Eingang, wie dort im "Hauptstudium" auf die klinische oder diagnostische Berufstätigkeit vorbereitet wird. Dabei ist diese "praxisbezogene" Ausbildung aber immer noch nur eine mehr oder weniger uneigentliche Vorform der "eigentlichen", "richtigen" Praxis, eben der klinisch-diagnostischen Berufstätigkeit "draußen" in den Institutionen - wobei der Begriff "Institution" hier sehr weit gefaßt ist: Auch selbstgeschaffene "Institutionen", etwa die eigene Beratungspraxis, aber auch "alternative" Projekte verschiedener Art, sind - soweit klinisch-diagnostisch - als "echte" Praxis ausgewiesen.

Im Zuge unserer "Abstriche" an den philosophisch-gesellschaftstheoretisch tradierten Praxis-Konzepten zur präzisen Umschreibung des vorfindlichen psychologischen Praxisverständnisses ist der ursprüngliche "Praxis"-Begriff - obgleich einiges wohl immer noch von ihm übrig ist - soweit verwässert und aufgeweicht worden, daß man die Frage stellen könnte: Wozu braucht man dieses Konzept hier überhaupt noch? Wäre es nicht klarer und weniger mißverständlich, den Begriff, auf den wir schließlich zur Spezifizierung der psychologischen Praxis gelangen, gleich an dessen Stelle zu setzen, also statt von psychologischer "Praxis" einfach von "klinisch-diagnostischer Berufstätigkeit" des Psychologen zu sprechen? Wenn man dies versucht, so stellt sich aber nun sehr schnell heraus, daß mit einer solchen Sprachregelung der Kern der gegenwärtigen psychologischen "Theorie-Praxis"-Kontroverse weitgehend verfehlt wäre: Man kann das, worum es dabei geht ohne

den "Praxis"-Begriff offensichtlich kaum hinreichend auf den Punkt bringen. Anders: Nur, wenn die klinisch-diagnostische Berufstätigkeit sich selbst als "Praxis" versteht, kann die Gegenstellung zur "Theorie" als grundwissenschaftlicher Psychologie samt aller dabei mittransportierten Widersprüche und Ressentiments auf beiden Seiten überhaupt "erfahren" und artikuliert werden.

1.4 Praxis im Alltagsverständnis

Wenn man dies genauer fassen will, so muß man – wie mir immer deutlicher wurde – über die vollzogenen Reduktionsschritte von den philosophisch-gesellschaftstheoretisch tradierten "Praxis"-Konzepten hinaus noch einen anderen Bezug herstellen: Den Bezug zwischen dem psychologischen "Praxis"-Verständnis und dem, was heutzutage im Alltagsverständnis mit "Praxis" gemeint ist und eingesetzt wird (wobei wir die vielfältigen Vermittlungen dieses Alltagsverständnisses zur benannten "offiziellen" Geschichte des Begriffs hier undiskutiert lassen): "Praxis" betreiben heißt demgemäß nicht nur verändernd handeln, sondern: Das "Machbare" realisieren, "Nägel mit Köpfen machen", "Zur-Sache-Kommen", aber auch "Die- Dreckarbeit-Machen", sich "vor Ort bewähren", dabei "Kompromisse machen" etc. Von diesen Konnotationen aus gewinnt der Gegenbegriff der "Theorie" dann zwangsläufig (mindestens implizit) Bedeutungshöfe wie: Bloß "herumreden", vom "grünen Tisch" aus urteilen, bloßer "Schreibtischtäter" sein, sich um die wirkliche Arbeit drücken, wirklichkeitsfremde Ansprüche nähren, "weit vom Schuß" stehen und die Sahne abschöpfen, etc. (dabei finden sich hier durchaus gewisse Anklänge an den Stolz des "Körperlich- Arbeitenden", seiner Risikofreudigkeit, Männlichkeit etc., damit der Verachtung gegenüber den weibisch-weichlichen "Stubenhockern", wie sie z.B. WILLIS (vgl. WILLIS, 1979) bei seinen "Lads" gefunden hat und wie sie allgemein für bestimmte "populistische" Haltungen charakteristisch sind). – Entsprechende Gegenressentiments finden sich auf der Seite der "Theorie" bzw. der "Theoretiker": Die psychologische Praxis erscheint hier häufig als bloße Handwerkerlei, die mit Wissenschaft wenig zu tun hat und deswegen eigentlich nicht an die Universität gehört, der "Praktiker" als unreflektierter "Macher", der seine "Erfolge" bei Studenten und Klienten mit fragwürdigen Mitteln erreicht, persönliche Beeinflussung an die Stelle strenger methodi-

scher Kriterien setzt etc. Die "Praxis"-Ausbildung im Hauptstudium wird entsprechend als ein Fremdkörper angesehen, den man möglichst weit zurückdrängen bzw. in Institutionen außerhalb der Universität abschieben sollte (vgl. dazu die einschlägigen Studienreform-Vorschläge der Deutschen Gesellschaft für Psychologie (DGfP)). Das Ansinnen, im Grundstudium könne und müsse für die psychologische Praxis vorbereitet werden, wird demgemäß von der Fraktion der grundwissenschaftlichen "Theoretiker" zurückgewiesen, mindestens aber relativiert (womit eine notdürftige theoretische Vorbereitung auf die klinisch-diagnostische Tätigkeit häufig innerhalb des Hauptstudiums versucht, damit die Studienzzeit quasi halbiert wird). Dies geht so weit, daß in manchen Instituten sogar die interpersonalen Beziehungen zwischen Vertretern des Hauptstudiums und des Grundstudiums weitgehend darniederliegen etc.

Nur, wenn man sich klar macht, daß dies das implizite Bedeutungsfeld ist, innerhalb dessen heute die psychologischen "Theorie-Praxis"-Kontroversen stattfinden, kann man die hier allfälligen Ressentiments, die Heftigkeit, die wechselseitigen Unterstellungen und Verdächtigungen: vor allem aber die (mindestens zunächst vordergründige) weitgehende Unfähigkeit, die jeweiligen Positionen argumentativ abzuklären, sich soweit bewußt machen, daß das Problem deutlich wird: Es geht hier offensichtlich nicht nur um unpräzise Begriffsbestimmungen von "Theorie" und "Praxis", die man durch entsprechende Abgrenzungen und Verhältnisbestimmungen verbessern könnte, sondern es "steckt" irgendwie "mehr dahinter", d.h. es sind dabei offenbar bestimmte Interessengegensätze involviert, die im "Theorie-Praxis"-Gegensatz gleichzeitig in Erscheinung treten und verschleiert sind. Mit anderen Worten: Wenn man der Problematik des "Theorie-Praxis"-Verhältnisses in der Psychologie beikommen will, so muß man nach der **Funktionalität** des hier postulierten Gegensatzes fragen und dem Verständnis von "Praxis" einerseits und "Theorie" andererseits, das ihn scheinbar rechtfertigt, im individuellen, d.h. (vermittelt) gesellschaftlichen Interessenzusammenhang nachgehen: **Deswegen** habe ich meinen Beitrag mit "Praxis: Funktionskritik eines Begriffs" überschrieben.

2. Der Widerspruch von Wissenschaftlichkeit und Praxisnähe in traditionellen und alternativen Konzepten

Zum Einstieg in diese Funktionalitätsproblematik blicken wir zunächst kurz auf den psychologiegeschichtlichen Vorlauf des heutigen Theorie-Praxis-Verständnisses in der Psychologie:

2.1 Die defensive Widersprüchlichkeit und "Gebrochenheit" des naturwissenschaftlich ausgerichteten Selbstverständnisses der grundwissenschaftlichen Psychologie

Die moderne Mainstream-Psychologie begann bekanntlich mit der funktionalistisch-behavioristischen "Wende", in welcher die psychologische Forschung sich als "experimentelle Wissenschaft" etablierte, und in der das "Labor" zu dem Ort stilisiert wurde, in welchem die "eigentliche" exakte Forschung stattfindet, und an dem sich also alles übrige zu messen hat - zusammen mit all den methodischen Entwicklungen einer Prüfstatistik, Psychometrik, Skalentheorie, Planungsmethodik, wie sie auf uns zugekommen sind. Dabei war/ist die so beanspruchte "Naturwissenschaftlichkeit" keineswegs aus dem psychologischen Forschungsgegenstand zwingend begründbar, sondern stellt eher ein durch Anleihen von den genuinen Naturwissenschaften gebildetes sekundäres Rechtfertigungssystem dar, durch welches die allfälligen Brüche und Widersprüche der Gegenstandsbestimmung und systematischen Ortung der Psychologie mit einem dergestalt "ausgeliehenen" Wissenschaftlichkeitsanspruch zugedeckt werden. Daraus ergibt sich dann auch die Verselbständigung eines rigiden methodischen Kanons, der soweit gegenüber den inhaltlichen Erkenntnisinteressen des Faches in den Vordergrund getreten ist, daß man heute gelegentlich sogar daraus, und nicht etwa aus einem ausmachbaren besonderen Forschungsgegenstand die Identität des "psychologischen" Selbstverständnisses ableiten will. Charakteristisch ist dabei der - durch Aporien und Widersprüche der jeweils vorgängigen "Anleihe" bedingte - Wechsel der "Leihwissenschaft", häufig nach mehr "konjunkturellen" Gesichtspunkten. So entstand die traditionelle SR-Psychologie durch Anleihen aus der Physiologie und die statistische Methodik durch Anleihen etwa aus der beschreibenden Biologie (R. A. FISHER, 1935), wäh-

rend die moderne "kognitive Wende" mittels Anleihen aus der Informatik bzw. Computerwissenschaft etabliert wurde, wobei sich aus diesem Modell auch entsprechende methodische Änderungen ergaben. Dabei muß man sich klarmachen, daß die "naturwissenschaftlichen" Versatzstücke in der Psychologie nicht "wörtlich", sondern lediglich mehr oder weniger "uneigentlich" anwendbar sind: In diesem Sinne sprach man früher, etwa angesichts des Hullschen "Systems" der Lerntheorie, von einer "physiologischen Mythologie", während die heute allfällige Fassung psychologischer Probleme in der Computersprache zutreffend als "Computer-Metaphorik" gekennzeichnet wird. - Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß die Psychologie in ihrer Geschichte faktisch eigenständige Erkenntnisse über psychische Prozesse als ihren genuinen Gegenstand gewonnen hat (dies besonders in ihrer "klassischen" Periode, etwa in der experimentellen Wahrnehmungs- und Denkforschung etc., aber auch heute immer wieder in verschiedenen Zusammenhängen): Allerdings wurden diese Erkenntnisse angesichts der wachsenden "naturwissenschaftlichen" Heteronomisierung der Psychologie immer weniger auf eigenständiger begriffs- und forschungsmethodischer Grundlage entwickelbar, sondern mit der "methodisch" begründeten Gegenstandsverleugnung weitgehend an den Rand gedrängt. Wissenschaftssystematisch bietet sich demgemäß die Psychologie heute als eine Disziplin dar, die sich ihrer Eigenständigkeit und Berechtigung im Verhältnis zu den anderen Disziplinen keineswegs sicher ist, sondern - wenn auch mit einem gewissen äußeren Erfolg, so doch im Kern defensiv - ihre Dignität als "seriöse" Wissenschaft durch die Übernahme der Redeweisen "anerkannter" exakter Wissenschaften immer wieder neu unter Beweis zu stellen sich gezwungen sieht.

Wenn man nun danach fragt, in welchem Verhältnis dazu sich die psychologische "Praxis" herausgebildet hat, so wird man bald feststellen, daß dieses Verhältnis keineswegs als einfache "Anwendung" der grundwissenschaftlichen Mainstream-Psychologie auf die Praxis betrachtet werden kann, sondern daß die geschilderte "defensive" Widersprüchlichkeit und "Gebrochenheit" der grundwissenschaftlichen Psychologie von Anfang an darin ihren Niederschlag fand.

2.2 Kapitalistische Verwertungsinteressen und der Kontrollansatz der "naturwissenschaftlichen" Psychologie

Um dies näher auszuführen, ist zunächst festzuhalten, daß die beanspruchte "Naturwissenschaftlichkeit" der grundwissenschaftlichen Psychologie bestimmten "praktischen" Bedürfnissen, wie sie im Zuge der immer umfassenderen Herausbildung der "großen Industrie" und den dadurch entstandenen Verwertungsproblemen des Kapitals entstanden sind, durchaus entgegenkam: Aufgrund der wachsenden Komplexität der Arbeitsbedingungen zusammen mit der wachsenden Macht der Arbeiterbewegung mußte hier direkter Zwang immer mehr durch indirekte Beeinflussungsmethoden der Arbeiter ersetzt werden, womit sich im Zuge der immer weitergehenden "Verwissenschaftlichung" der Produktion auch eine "Verwissenschaftlichung" der Kontrolle des subjektiven Faktors in der Produktion anbot. Entsprechend lag es nahe als Ergänzung der wissenschaftlich zu betreibenden Eindämmung technischer Störungen und Verschleißerscheinungen eine wissenschaftlich angeleitete Prävention/Beseitigung von "Störungen" und "Verschleiß" auf der Seite der arbeitenden Individuen zu erreichen, etc. Und die Disziplin, durch die derartiges zu leisten sein mußte, wäre eben die moderne "naturwissenschaftliche" Psychologie.

Wenn man die "Antworten" der Psychologie auf derartige Verwertungsinteressen betrachtet, so muß man einerseits feststellen, daß bis heute immer wieder versucht wird, entsprechende Kontrollkonzepte menschlichen "Verhaltens" auf die hier gestellten Probleme "anzuwenden", was sich besonders eindrücklich an den Stufen psychologischer Arbeitswissenschaft vom Taylorismus über die "Human-Relations-Bewegung" bis zur "Humanisierung der Arbeit" verfolgen läßt (vgl. dazu die ausführliche Darstellung von H.-OSTERKAMP, 1975, Kap. 1). Allerdings wird schon im Blick darauf deutlich, daß es mit der Brauchbarkeit solcher praktischer "Umsetzungen" nicht sehr weit her war: Vielmehr ergab sich, daß die geforderte psychologische Kontrolle des subjektiven Faktors in der Produktion ziemlich schlecht und jeweils bestenfalls so lange funktionierte, bis die Arbeiter die jeweiligen Machenschaften der Psychologen durchschaut hatten, womit die Psychologen bis heute in diesem Bereich wesentlich damit beschäftigt sind, ihre jeweiligen Mißerfolge den Auftraggebern zu verschleiern bzw. zu erklären, warum die bisherigen Ansätze ja nicht funktionieren konnten und

entsprechende neue Ansätze mit vorgeblich besseren Erfolgsaussichten zu entwerfen. - Ähnlich entwickelte sich die Situation im Zuge der Herausbildung von psychologischer "Praxis" in mehr abgeleiteten Bereichen, etwa dem Ausbildungs- und Erziehungswesen: Die hier entstehende Testdiagnostik bot sich einerseits als probates Mittel der "wissenschaftlichen" Rationalisierung und Kontrolle an, wobei aber andererseits die daran zu knüpfenden Exaktheitsforderungen kaum erfüllbar waren. Dabei gehört auch hier das Wegdiskutieren derartiger Mängel, bestehend z. B. im Ignorieren wesentlicher Grundsatzprobleme, in der Substitution "harter" Kriterien etwa der an echten Außenkriterien orientierten "Validität" von Tests durch leichter zu habende Inter-Test-Reliabilität, in der "Erklärung" bzw. Verdrängung von Mißerfolgen etc. zur Alltagsbeschäftigung der hier eingesetzten Psychologen. (Man denke des weiteren auch an das klägliche Scheitern des vor Jahren von den Psychologen propagierten Projektes einer testdiagnostischen Eingangsuntersuchung von Studienbewerbern.)

Die Problematik der mangelnden Realisierbarkeit "naturwissenschaftlicher" Kriterien in der psychologischen Praxis wurde bald auch in der "theoretischen" Diskussion reflektiert, z.B. unter dem Schlagwort "statistical vs. clinical approach", und gehört seither zu den "Dauerbrennern" folgenloser psychologischer Grundsatzdebatten. Dabei wurde immer wieder festgestellt, daß in der Praxis die "Laborbedingungen" exakter Forschung eben nicht realisierbar seien, wegen der unreduzierten "Komplexität" der jeweiligen Lebenssituationen, besonders aber deswegen, weil eine hinreichende Bedingungsmanipulation hier kaum möglich sei. Ebenso seien die auf Verteilungen bezogenen statistischen Planungs- und Prüfverfahren auf die "Einzelfälle", mit denen man es häufig in der Praxis zu tun hat, nicht, bzw. nur bedingt, mit Einschränkungen etc. anwendbar. Damit schien evident, daß die "naturwissenschaftliche" Exaktheit der Laborforschung in der psychologischen Praxis prinzipiell nicht erreicht werden kann. Bestenfalls wurden für praktische Zwecke alle möglichen Substitute bzw. Surrogate der vorgeblich "exakten" grundwissenschaftlichen Methoden entwickelt ("quasiexperimentelle" Designs o.ä.). Meist aber ging man angesichts der "unvermeidbaren" Unzulänglichkeiten der psychologischen "Praxis" zur Tagesordnung über.

2.3 Die defensive Ausgrenzung von Praxis aus der grundwissenschaftlichen Psychologie

Wenn man die früher dargelegten Probleme der grundwissenschaftlichen Psychologie, ihre "naturwissenschaftliche" Identität auszuweisen und zu verteidigen, berücksichtigt, so verdeutlicht sich deren damit angedeutetes Verhältnis zur psychologischen "Praxis" als charakteristisch defensive Ausgrenzungsbewegung: Man war - da die psychologische Methodik sich programmatisch von inhaltlichen Fragen abgelöst hatte - nicht in der Lage, aus den besonderen Eigenarten und Schwierigkeiten des jeweiligen Praxisfeldes diesen angemessene begriffliche und methodische Herangehensweisen zu entwickeln, sondern konnte nur rigide auf die Einhaltung des geschilderten verselbständigten Methodenkanons pochen. Zwar hatte sich auch in der grundwissenschaftlich-experimentellen Forschung immer deutlicher herausgestellt, daß die adaptierten "naturwissenschaftlichen" Ansprüche hier kaum realisierbar sind (was sich besonders krass z.B. an der mangelnden Replizierbarkeit von Befunden selbst innerhalb der "klassischen" Experimentaldisziplinen, aber auch in den typischen endlosen Kontroversen über die angemessene Interpretation der Resultate, unaufhebbarer Uneinigkeit über die richtige Definition der theoretischen Begriffe etc. zeigte). Immerhin hatte (und hat) man hier aber die Möglichkeit, auch negative Resultate als wissenschaftliche Erkenntnis auszugeben und im übrigen die jeweiligen Mängel und Mißerfolge als durch verbesserte Methodik allmählich überwindbar hinzustellen, also die Verantwortung dafür an den "Stand der Forschung" zu delegieren. Die Mißerfolge der psychologischen Praxis, da hier unmittelbare Interessen der Auftraggeber an adäquaten Problemlösungen involviert waren, konnten jedoch nicht auf diese Weise entwichtigt werden. So lag es von "grundwissenschaftlicher" Seite nahe, mit Hinweis auf die geschilderten Differenzen zwischen Labor und jeweilig zu untersuchender Lebenssituation "Abstriche" im Hinblick auf die "Wissenschaftlichkeit" der Praxis als unvermeidlich hinzustellen, und so den eigenen brüchigen Wissenschaftlichkeitsanspruch vor den Problemen der Praxis zu schützen: Aufgrund dieser defensiven Abgrenzungsbewegung zur Wahrung der eigenen wissenschaftlichen Identität unter Inanspruchnahme "offener" Forschungsperspektiven sahen (und sehen) sich die Praktiker - durch die Forderungen der Auftraggeber und die Verantwortung gegenüber den Betroffenen angehalten, jeweils jetzt und hier das Vertretbare zu tun - durch die "Theoretiker" quasi "doppelt

alleingelassen": Einmal durch die Unwilligkeit und Unfähigkeit der "Theorie", angemessene Denkmittel und Verfahren zur Verwissenschaftlichung der Praxis bereitzustellen und zum anderen durch die Degradierung der Praxis zu wissenschaftlicher Zweitrangigkeit, indem die Praktiker immer neu einerseits mit dem grundwissenschaftlichen Methodenkanon konfrontiert, andererseits aber darauf verwiesen wurden, daß sie dessen wissenschaftliche Ansprüche niemals wirklich erfüllen können.

2.4 Die Inkonsistenzen des Theorie-Praxis-Verständnisses in oppositionellen Konzepten (Psychoanalyse, humanistische Psychologie)

Um die Genese und Funktion des heutigen Theorie-Praxis-Gegensatzes richtig zu verstehen, muß man neben der Entwicklung des "naturwissenschaftlichen" Mainstreams auch die in Opposition dazu herausgebildeten Alternativ-Psychologien in die Betrachtung ziehen: Zunächst die Psychoanalyse, und sodann, in verschiedenartiger Mischung mit dieser, die "Humanistische Psychologie" und ihre Derivate: Die Psychoanalyse hat sich ja, im Gegensatz zur "Schulpsychologie", von vorn herein aus einer bestimmten Art von Praxis, dem "therapeutischen Setting", heraus entwickelt. Der Rückbezug der dabei entstandenen psychoanalytischen "Theorie" auf die Therapiepraxis war dennoch von Anfang an keineswegs unproblematisch. Dies erweist sich z.B. am Widerspruch zwischen der (von FREUD selbst inaugurierten) Fassung der Psychoanalyse als "Naturwissenschaft" und den immer wieder unternommenen Versuchen, die Psychoanalyse als eine "verstehende", "hermeneutische" etc. Disziplin in Gegensatz zur naturwissenschaftlichen Psychologie zu stellen. Dabei ergab sich (wie ich auf der vorigen Ferienuni in Innsbruck ausgeführt habe, vgl. HOLZKAMP 1985) die weitgehend unaufhebbare Problematik, daß die Psychoanalyse einerseits ihren "naturwissenschaftlichen" Anspruch aufgrund der Eigenart ihrer Erfahrungsbasis selbst gegenüber den unklaren Kriterien der Mainstream-Psychologie nicht verteidigen konnte, und auf dieser Dimension im Ganzen in die "unwissenschaftliche" Ecke gedrängt wurde, bzw. sich dort selbst hineinmanövrierte. Andererseits aber gelang es kaum, dem in "verstehendem" oder "hermeneutischem" Selbstverständnis einen anderen ausweisbaren Wissenschaftlichkeitsbegriff entgegenzustellen, womit auch hier - wenn es um "harte" Kriterien etwa für Therapieerfolge ging - die "Mainstream"-Kriterien zum Ausweis

des Ungenügens der Psychoanalyse einsprangen. Dies wiederum führte dazu, daß teilweise in der Psychoanalyse, insbesondere aber in der humanistischen Psychologie, der Anspruch auf "Wissenschaftlichkeit" der Psychologie - sei es in Forschung oder in Praxis - generell als inadäquat hingestellt wurde (SARGENT 1965): "Übertreibt die amerikanische Psychologie die Wissenschaftlichkeit?". Aber auch diese Verzichtserklärung implizierte, daß die Hegemonie der "Mainstream"-Kriterien für exakte Wissenschaftlichkeit letztlich nicht angetastet waren und immer, wenn es darauf ankam, zur Geltung gebracht wurden. Damit ergibt sich im Ganzen, daß die Vorstellung von der wissenschaftlichen Zweitrangigkeit der psychologischen Praxis in den benannten Alternativ-Psychologien genau besehen keineswegs überwunden, sondern nur anders transportiert wurde. Der "grundwissenschaftlichen" "Mainstream"-Psychologie bot sich so die Möglichkeit, ihren vorgeblich überlegenen wissenschaftlichen Status nicht nur gegenüber der Praxis, sondern auch gegenüber den (als solchen "praxisnäheren") Alternativ-Psychologien im Ganzen immer wieder herauszustreichen, um so in deren Ausgrenzung die eigene wissenschaftliche Geltung gegen innere und äußere Zweifel zu verteidigen. Der inhaltsentleerte experimentell-statistische Methodenkanon entwickelte sich so - trotz oder gerade wegen seiner Beliebigkeit und Bodenlosigkeit - immer mehr zu einem abstrakten Normensystem, an dem auch die Alternativ-Psychologien permanent "gewogen" und (da er ihre inhaltlichen Forschungserfordernisse programmatisch negierte) "zu leicht befunden" wurden.

Die gesellschaftliche Funktion der therapeutischen bzw. klinischen Praxis im Zusammenhang der Alternativ-Psychologien erscheint auf den ersten Blick im Gegensatz zur Funktion der unmittelbar der Mainstream-Psychologie subsumierten Praxis zu stehen: Während dort die individuelle Subjektivität per wissenschaftlicher Kontrolle den Verwertungsinteressen des Kapitals unterworfen werden sollen, geht es hier - wie aus Grundkonzepten wie "Selbstverwirklichung", "Spontaneität" etc. ersichtlich - um die therapeutische Befreiung des Individuums von den durch gesellschaftliche Verhältnisse bedingten Leiden und Ängsten, scheint also die Partei des Subjekts ergriffen. Charakteristisch ist jedoch, daß auch dabei die Funktion der psychologischen Praxis in einer Überwindung subjektiver Störungen ohne Änderung der gesellschaftlichen Bedingungen, durch die sie entstanden sind, gesehen wird. Die "praktische" Psychologie erscheint also in der Mainstream- wie der Alternativ-Version als eine Art von "Wundermittel", mit der das Un-

mögliche, psychisches Funktionieren bzw. volle Lebenserfüllung unter repressiven gesellschaftlichen Bedingungen möglich gemacht werden kann. Der Widerspruch, der darin liegt, erscheint für Auftraggeber wie Betroffene dadurch versöhnt, daß die Psychologen aufgrund ihrer (wie immer brüchigen) Wissenschaftlichkeitsansprüche bzw. Expertenqualitäten (auf die ich noch zurückkomme) von sich ja **behaupten**, so etwas zu können. So kann man also die Aufgabe, die subjektiven Störungen und Reibungsverluste zu beseitigen, bzw. dem Subjekt in all seinen bedrückenden Lebensumständen offenbarungsartig Erleichterung und Befreiung zu bringen, an die psychologischen Experten delegieren - wobei einem, selbst falls man einschlägige Zweifel haben sollte, wenn man die Unveränderbarkeit der objektiven Lebensbedingungen hypostasiert, mangels anderer Instanzen, die sich dafür "zuständig" erklären, auch gar nichts anderes übrigbleibt.

Die Mainstream-Praxis und die "alternative" Praxis unterliegen also gleichermaßen der Vorstellung von der "selbständigen" Verbesserbarkeit der subjektiven Situation durch "psychologische" Maßnahmen in Überspringung der objektiven Belastungen und Beeinträchtigungen der Menschen durch ihre gesellschaftlichen Lebensbedingungen. Dadurch gewinnen sie einerseits ihre Funktionalität für die Herrschenden wie auch ihre "verführende" Funktion für die Betroffenen, die auf "leichtem" Wege ihre Bedrückungen loszuwerden hoffen. Andererseits aber liegt in dieser Funktionsbestimmung - wie wir in vielfältigen Zusammenhängen aufgewiesen haben - der Grund für die Fehlschläge, die "Gebrochenheiten", mindestens aber für die "endlose Geschichte" psychologischer Praxis: Sie erreicht zwar immer wieder kurzfristige, uneindeutige "Entstörungen" oder Linderungen, dabei versucht sie aber etwas, bzw. ihr ist etwas abgefordert, was langfristig und auf erweiterter Stufenleiter nicht erreichbar sein kann: Einen Ersatz zu bieten für den historischen Kampf der Menschen, die Verhältnisse zu ändern, unter denen sie leiden und so die Bedingungen für ein besseres Leben zu schaffen.

3. Das defensive und "gebrochene" Selbstverständnis der psychologischen (Berufs-)Praxis

Aus den bisherigen Überlegungen ergab sich bereits, daß die eingangs cha-

Charakterisierte "Theorie-Praxis"-Entgegensetzung ihre besondere Erscheinungsweise und "Funktionalität" aus der geschilderten permanenten "Identitätskrise" der Psychologie gewinnt. Dabei wurde zunächst aufzuweisen versucht, auf welche Weise der immer wieder angezweifelte und immer neu zu verteidigende Anspruch auf "Naturwissenschaftlichkeit" der Psychologie die Ausgrenzungsbewegungen gegenüber ihrer eigenen Praxis notwendig implizierte. Damit war, wie dargestellt die "Praxis", indem auf ihre wissenschaftliche Zweitrangigkeit verwiesen, gleichzeitig der grundwissenschaftlich erarbeiteten Mittel zur Klärung ihrer Begründbarkeit und ihrer Möglichkeiten beraubt, also insbesondere gegenüber ihrer zwiespältigen gesellschaftlichen Funktionszuweisung, gestörte oder leidende Subjektivität auf direktem Wege, ohne Änderung der Störungs- bzw. Leidensbedingungen "reparieren", also gesellschaftliche Widersprüche und Unterdrückungsverhältnisse "im" Individuum aussöhnen zu können, ohne wissenschaftliche Analysemittel quasi "auf sich gestellt". Daraus ergibt sich, daß das Verständnis von "Praxis" im Verhältnis zu "Theorie", nunmehr vom Standpunkt der Praxis selbst, nur dann in seiner Funktionalität adäquat zu begreifen ist, wenn man es als Versuch der Bewältigung bzw. Abwehr der geschilderten widersprüchlichen Situation, also (zugespitzt) als Teil der "Überlebensstrategie" der "Praxis" und der "Praktiker" im Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher Isolation und der perspektivischen "Unmöglichkeit" der an sie gestellten Anforderungen und Erwartungen zu erfassen vermag.

3.1 Eigene/fremde Zweifel an der gesellschaftlichen Nützlichkeit psychologischer Praxis

Um dies nun genauer auszuführen, gehen wir davon aus, daß die geschilderte permanente Verteidigungssituation der "Theorie" zur Behauptung ihres Anspruchs als "Naturwissenschaft" in Konkurrenz mit anderen Disziplinen etc. sich in der Situation der psychologischen "Praxis" in besonderer Erscheinungsform wiederfindet: Hier sind es die in jeweiligen Praxisfeldern schon etablierten Disziplinen, wie die Medizin, die Sozialarbeit, die Erziehungswissenschaft, etc., in Konkurrenz mit denen die psychologische Praxis ihre Eigenständigkeit und Berechtigung ausweisen muß. Dabei schlägt sich zunächst die in der grundwissenschaftlichen Psychologie tradierte Unfähigkeit, sich des eigenen Forschungsgegenstandes zu vergewissern, auch in

der Situation der Praxis nieder, wobei der Praxis aber - schon aufgrund ihrer Ausgrenzung vom "Wissenschaftlichkeitsanspruch" der "Theorie" - die Hilfskonstruktion einer Identität über einen dogmatisierten Methodenkanon kaum zur Verfügung steht. Hinzu kommt, daß die "Praxis" die Widersprüchlichkeit und perspektivische Unmöglichkeit ihres "psychischen Reparaturauftrags" mangels wissenschaftlichen Vorlaufs kaum auf den Begriff bringen und so zu Neudefinitionen ihrer gesellschaftlichen Funktion vordringen kann: Im Gegenteil, sie wird diesen "Auftrag" gerade zur Behauptung ihrer Eigenständigkeit gegenüber den genannten Konkurrenz-Disziplinen häufig zunächst unmittelbar "übernehmen" - und sich so zusätzlich mit dessen geschilderten "Unmöglichkeiten" belasten etc. Zusammengefaßt: Während die Nützlichkeit etwa der Medizin, der Sozialarbeit, der Pädagogik - bei all ihren immanenten Schwierigkeiten - weitgehend außer Frage steht, sieht sich die psychologische Praxis - korrespondierend zu den Zweifeln an der "Naturwissenschaftlichkeit" der "Theorie" - permanent fremdgesetzten und eigenen Zweifeln an ihrer gesellschaftlichen Nützlichkeit gegenüber. Anders: Sie kann sich dieser Nützlichkeit nicht als Grundlage für ihre Arbeit von vorn herein gewiß sein, sondern muß sie als Teil ihrer Tätigkeit immer wieder neu erweisen und durchsetzen: Dies ist die Erscheinungsform des prinzipiell "defensiven" Charakters der traditionellen Psychologie in der psychologischen Berufstätigkeit.

Die damit angedeutete Verteidigungsposition der psychologischen Berufspraxis findet sich von Anfang an innerhalb der typischen Interessenkonstellation des "Praktikers" zwischen den Interessen des Auftraggebers und den Interessen der Betroffenen (was zusammenfallen kann), die wiederum vermittelbar sein müssen mit den eigenen Interessen des Berufspraktikers an seiner beruflichen Fortexistenz. In dieser Konstellation hat er nicht nur mit Widersprüchen zwischen den Interessen der Auftraggeber und denen der Betroffenen umzugehen, sondern auch mit Widersprüchlichkeiten innerhalb der Interessenlage der Betroffenen, da diese ja nicht von vornherein wissen müssen, was für sie gut ist. Im Gegenteil: Der Umstand, daß sie dies nicht wissen, ist häufig wesentliches Merkmal ihrer psychischen Schwierigkeiten. Dabei wird man gemäß dem tradierten beruflichen Selbstverständnis des Psychologen voraussetzen können, daß er primär an der Wahrung der wohlverstandenen Interessen der Betroffenen interessiert ist, was aber naturgemäß stets in dem Maße auf Grenzen stößt, wie aufgrund von Gegensätzen

zu den Auftraggeber-Interessen die eigene Existenz des psychologischen Berufspraktikers tangiert ist. So gewinnt die Arbeit des Berufspraktikers hier häufig - indem er Mittel zu finden trachtet, für die Betroffenen auch gegen die Intentionen des Auftraggebers, aber ohne dessen Wissen, so viel wie möglich herauszuschlagen, quasi etwas "Subversives". Auch wenn der Psychologe den Betroffenen aufgrund seines institutionellen Machtverzichts nicht unmittelbar helfen kann, so ist er dennoch oft für diese der letzte Anker, indem er ihnen ihre Lage mindestens bis zu einem gewissen Maße durchsichtig machen kann, wobei dies und sein darin gegründetes Verständnis sicherlich auch irgendwie hilfreich ist - abgesehen von der praktischen Hilfe, die bei allen Beschränkungen und Widersprüchen dennoch von ihm leistbar sein kann. Er mag häufig, gerade wegen seiner eigenen Widersprüchlichkeit und Zerriebenheit zwischen den Instanzen, quasi "der letzte Mensch" sein, den man in den Institutionen noch vorfindet und ansprechen kann, etc.

3.2 Statt gesellschaftlich-subjektives Zusammenhangs- und Widerspruchswissen "Sonderwissen" und "technisches Können" als konstitutive Momente psychologischer Praxis

Aus dieser Lageschilderung deutet sich nicht nur eine faktisch besondere Position und "Nützlichkeit" gerade des Psychologen im Praxisfeld an, sondern auch der Umstand, daß dem Praktiker - quasi in der vordersten Front gesellschaftlicher Widersprüche und Repressionsverhältnisse und von diesen mitbetroffen - damit Erfahrungsmöglichkeiten über die Eigenart, die Bedingungen und die Beeinträchtigungen menschlicher Subjektivität unter bürgerlichen Verhältnissen zur Verfügung stehen, von denen die "grundwissenschaftlichen" Psychologen in ihren "Labors" so weit wie nur denkbar entfernt sind. Der Praktiker **muß** also, indem er angesichts der "Unmöglichkeiten" seiner heteronomen Funktionsbestimmung immer wieder das Mögliche versucht, faktisch über ein **gesellschaftlich-subjektives Zusammenhangs- und Widerspruchswissen** verfügen, das ihn vor den Konkurrenzdisziplinen - Medizin, Sozialarbeit, Pädagogik etc. - auszeichnet, und das nur zu entwickeln und zu verallgemeinern wäre, um aus der defensiven "Rolle" heraus zu einer ausweisbaren und so offensiv vertretbaren Funktionsbestimmung zu kommen.

Nun ist es jedoch ein (gewissermaßen "tragisches") Faktum, daß die psychologische Berufspraxis diesen Weg der "Selbstfindung" historisch nicht beschritten hat, sondern andere Problembewältigungen versuchte - und zwar solche, die die geschilderte Verteidigungsposition nicht überwindbar machen, sondern letztlich immer mehr befestigen: Die Herausstellung bzw. Vorspiegelung eines für die Psychologen verfügbaren "Spezialisten"- bzw. "Expertenstatus" mit Bezug auf das "Funktionieren" von Individuen. Damit ist zunächst ein quasi "technisches" psychologisches "Sonderwissen" reklamiert, wie es sich in der traditionellen Testdiagnostik und weiterhin als Verfügung über "Therapietechniken" verschiedener Art etc. herausgebildet hat. Darüber hinaus und vor allem bedeutet dies den Anspruch auf ein spezifisches "technisches Können" des Psychologen, das nur ihn befähigt, mit den diagnostischen bzw. therapeutischen Techniken angemessen umzugehen, die "richtigen" Schlüsse daraus zu ziehen und entsprechende Maßnahmen einzuleiten, etc. - Der Grund für diesen historischen Trend liegt sicherlich einmal darin, daß im Rahmen des geschilderten kapitalistischen Verwertungsinteresses den Psychologen ein solches "Expertentum" unterstellt bzw. angeeignet wird, da nur damit - aber nicht mit dem benannten, wie immer gebrochen, "kritischen" psychologischen Zusammenhangswissen - die reibungslose Einbeziehung der Subjektivität in den technischen Planungsprozeß gewährleistet scheint. Auch aus der Sicht der Klienten impliziert deren Hoffnung auf psychologische "Erlösung" unter Überspringung ihrer belastenden Lebensbedingungen und der Verantwortung für deren Veränderung die Hypostasierung eines "Sonderwissens" und -"könnens" des Psychologen, das ihn befähigt, das für andere Leute Unmögliche dennoch zu bewerkstelligen. Weiterhin scheint mit der Herausstellung von psychologischem Expertentum auch die Konkurrenz mit den genannten anderen Disziplinen sozusagen eher auf unmittelbare Weise austragbar. Schließlich aber, und dies scheint mir der wichtigste Punkt, ist die psychologische Berufspraxis wegen ihrer andersgearteten Aufgabenstellungen und damit verbundenen spontanen Sichtweisen und permanenten Überforderung offensichtlich aus Eigenem nicht in der Lage, ihr implizites Zusammenhangs- und Widerspruchswissen überhaupt zu identifizieren und soweit auf den Begriff zu bringen, zu vermitteln, faßbar und verallgemeinerbar zu machen, daß es zur Entwicklung und Durchsetzung der eigenen praktischen Funktionsbestimmung geeignet ist: Dazu wäre eben die Hilfe der grundwissenschaftlichen Psychologie, also der "Theorie" nötig, die sich nicht nur - wie dargestellt - von der "Praxis" und

deren Problemen distanziert, sondern (was noch genauer herauszuarbeiten ist) aufgrund ihres eigenen beschränkten Theorie- und Methodenverständnisses zu einer solchen Kooperation und Zuarbeit zur Klärung von psychologischem Zusammenhangswissen auch gar nicht in der Lage wäre. Deren Einfluß, dem die psychologische Praxis mangels eigener expliziter Denksätze, wie immer gebrochen, unterliegen muß, geht vielmehr eher in die grade umgekehrte Richtung, indem im Anspruch der "Praxis", über technisches Sonderwissen und Expertentum zu verfügen, der "naturwissenschaftliche" Anspruch der "Theorie" auf vermittelte Weise durchzuschlagen scheint (und sich so hier quasi "hinter dem Rücken" eine Art von Verteidigungsbündnis zwischen "Theorie" und "Praxis" hergestellt haben mag).

Der in dieser Weise historisch herausgebildete "Expertenstatus" des Psychologen hat sich naturgemäß immer mehr auch in seinen beruflich-institutionellen Funktionszuweisungen niedergeschlagen, d.h. der Psychologe sieht sich nun - ob ihm das gefällt oder nicht und unabhängig davon, wieweit er die geschilderte Problematik durchschaut - innerhalb der verschiedenen Berufspositionen der Erwartung von Auftraggebern bzw. Betroffenen gegenüber, daß er seiner "Expertenrolle" auch gerecht zu werden vermag. So ist es zu einem wesentlichen Bestandteil der geschilderten beruflichen Situationsbewältigung des Psychologen im Spannungsfeld zwischen den Interessen der Auftraggeber, der Betroffenen und dem eigenen beruflichen "Überlebensinteresse" geworden, sein "Expertentum" immer wieder neu unter Beweis zu stellen, zur Geltung zu bringen und gegen Zweifel abzusichern. Die zentrale Problematik, mit der der Psychologe damit objektiv konfrontiert ist, versteht sich - wie früher dargelegt - daraus, daß einerseits ein hinreichender wissenschaftlicher Ausweis dieses Expertenstatus aus den genannten Gründen nicht möglich ist und daß andererseits dabei die geschilderte genuine Widersprüchlichkeit und "Unmöglichkeit" der Funktionsbestimmung des psychologischen Praktikers samt des impliziten Zusammenhangs- und Widerspruchswissens, in welchem sich dies niederschlägt, da mit der darzustellenden Expertenrolle nicht vereinbar, abgedrängt und negiert werden muß - womit der Psychologe hier quasi das Beste, was er zu bieten hat, permanent zu verleugnen gezwungen ist. Aus alledem versteht sich die Notwendigkeit, zu **sekundären Hilfskonstruktionen und Rechtfertigungsmechanismen** zu gelangen, mit denen unter Abwehr und Entwichtigung **wissenschaftlicher Kriterien die Überwindbarkeit aller Widersprüchlichkeiten und Gebrochenheiten**

der gestellten Anforderungen "in" der Person des psychologischen "Experten" und dessen "technischem" Know-How vorgeschützt werden kann. Der umfassende Inbegriff solcher defensiver Konstruktionen und Mechanismen ist nun aber das eingangs geschilderte verkürzt-ressentimenthafte Verständnis von "Praxis" in ihrem Ausschließungsverhältnis zur "Theorie" - womit wir nun über die Rahmenbestimmungen zur Klärung der früher angefragten "Funktionalität" des Theorie-Praxis-Antagonismus verfügen.

4. Aspekte der defensiven (berufs-)praktischen Ausgrenzung/Distanzierung von Theorie

4.1 Die Vorschützung einer genuinen "Theorie"- und "Diskursunfähigkeit" der Kernqualifikation praktisch-psychologischen Expertentums

Um dies etwas näher auszuführen, hebe ich (unter Verwertung von Diskussionen innerhalb unserer "Theorie-Praxis-Konferenz" (TPK)) zunächst eine bestimmte, wesentliche Dimension der geschilderten "defensiven" Funktion der Abgrenzung/Distanzierung der "Praxis" von der "Theorie" (und umgekehrt) heraus: Der Vorschützung einer **genuinen "Theorie-" bzw. "Diskursunfähigkeit" der Kernqualifikation praktisch-psychologischen Expertentums**, d.h. der Vorstellung, daß der "Erfolg" psychologischer Praxis weder explizit begrifflich ausweisbar noch öffentlich diskutierbar ist - mithin auch nicht in der üblichen Weise "gelehrt" werden kann -, sondern eine Qualität der "Praktiker-Persönlichkeit", die nur über einen spezifischen Entwicklungs- bzw. Sozialisationsprozeß zu erwerben ist.

Als wesentliche Dimension dieses Sozialisationsprozesses zum "Praktiker" gilt dabei - zirkulärerweise - zuvörderst die "Praxis" selbst, d.h. insbesondere die Tatsache und die Zeitdauer des jeweils einschlägigen "praktischen" Tuns des Psychologen, was gleichgesetzt wird mit der Quantität der dabei erworbenen "praktischen Erfahrung". Gisela ULMANN (die bei uns intensiv mit der Betreuung von Praktikanten und Praktikumsberichten befaßt ist) hat mir zur Unterstützung meiner Vorbereitungen auf dieses Referat einen Zettel hereingereicht, auf dem dies zugespitzt so ausgedrückt ist:

"Wer was Praktisches tut, macht dabei Erfahrung. Erfahrung bemißt sich an der Menge, also der Dauer des praktischen Tuns und an sonst

nichts. Wenn ich also 10 Stunden lang beraten habe, habe ich 10 Stunden Erfahrung, wenn ich 3 Jahre in der Praxis gearbeitet habe, habe ich 3 Jahre (praktische) Erfahrung ... Insofern ist es unmöglich, auch nur zu denken, daß man Erfahrungen in der Praxis machen könnte, ohne 'Erfahrung' im Sinne von 'was begreifen' zu machen (weil die praktische Tätigkeit z.B. 'bewußtlos', ohne Reflexion, theorieelos etc. durchgeführt wurde) - denn das kommt überhaupt nicht vor ... Da sich Erfahrung an der Dauer der eigenen praktischen Erfahrung bemißt, kann man Erfahrung nicht weitergeben und niemand kann sie mir abnehmen. Daraus folgt: 1. Durch die Dauer der Erfahrung kann ich meine Herrschaft über die, die weniger lange Erfahrung haben, sichern. Sie können mich nie einholen. 2. Erfahrung kann nicht (z.B. in Ausbildungsprozessen) weitergegeben (gelehrt) werden, jeder muß sie selbst machen ..."

In diesem Aspekt der defensiven "Praxis"-Konstruktion wird mithin zunächst an die unbestreitbare Tatsache angeknüpft, daß man - wenn man bestimmte Fertigkeiten erwerben will - dazu Erfahrung braucht, die nicht lediglich im Reden über die jeweilige Tätigkeit, sondern in deren Vollzug zu erwerben ist (so lernt man als Mediziner etwa "operieren" eben auch dadurch, daß man "operiert"). Dies bedeutet aber keineswegs, daß man nicht trotzdem explizit machen kann, warum man dabei dieses oder jenes tut. Im Gegenteil, je klarer und präziser man darüber zu reden vermag, je größer wird im Zweifelsfalle der im praktischen Tun erreichte Lerneffekt sein. Gerade die diskursive Explikation dessen, was psychologisches Expertentum ausmacht, muß aber - wie dargestellt - mit den geschilderten Rechtfertigungs-Konstruktionen verhindert werden. So wird hier - in Realisierung einer kurzschlüssigen alltagsnahen Denkfigur - die ausweisbare Qualität praktischer Erfahrung mehr oder weniger mit deren Zeitdauer kontaminiert - womit einerseits die öffentliche Diskussion des Wertes oder Unwertes jeweiliger "Erfahrungen" abgeschnitten und andererseits ein pseudoexakt-quantitativer Maßstab gewonnen ist, mit dem man den Ausprägungsgrad des jeweiligen Expertentums und die Voraussetzungen seines Erwerbs "objektivieren" kann. Einen besonderen grotesk-zugespitzten Ausdruck finden solche quantitativen Pseudokriterien in den bekannten Plänen für die Ausbildung oder Fortbildung in bestimmten Therapietechniken, wo die verschiedenen Techniken bzw. Institutionen hinsichtlich der Menge der Therapie- bzw. Supervisionsstunden (s.u.) konkurrieren, die (unabhängig davon, was dabei tatsächlich passiert) als Vorbedingungen für die Erteilung des jeweiligen "Zertifikats" abgefordert werden und so den "Experten" zieren und zur Durchsetzung gegen andere befähigen.

Bereits auf dieser Ebene der "Quantifizierung" von psychologischem Expertentum ist die Abwehr von "Theorie" impliziert und ermöglicht, da von diesem Kriterium aus etwaige Einwürfe oder Ansprüche der "Theoretiker" stets mit dem Hinweis zurückweisbar sind, dieser habe - mangels entsprechender "Praxis" - weder das Recht noch die Fähigkeit, hier seinen Mund aufzutun. In der psychologischen Ausbildung tritt diese Abwehrbewegung häufig in Form der Einrede auf, die Studenten/-innen könnten oder sollten alles, was sie im Grundstudium gelernt haben, als für die "Praxis" unnütz oder hinderlich "vergessen": Die Immunisierung gegen Kritik von Seiten der "Theorie" tritt hier also als Immunisierung gegen die theoretische Urteils- und Reflexionsfähigkeit der Studierenden auf, etc.

4.2 Die Vorbildfunktion des "erfahrenen" Praktikers

Ein aus dem Kriterium der Erfahrungsquantität abgeleiteter, aber in gewisser Hinsicht darüber hinausgehender Aspekt der defensiven Funktion des "Praxis"-Konzeptes ist die Ersetzung des öffentlichen diskursiven Umgangs mit der Problematik psychologischer Berufstätigkeit durch Hinweis auf die **Vorbildfunktion** des "erfahrenen" Praktikers: Da das, was die Expertenqualität des Praktikers ausmacht, nicht explizierbar, sondern sozusagen nur "auszusitzen" ist, bleibt dem Lernenden hier nur der Weg, dem "Praktiker" zuzuschauen, ihm "abzugucken", wie er es macht, ihm nachzueifern, wobei seine Zustimmung oder sein Mißfallen mehr oder weniger als nicht diskutierbare blinde Fakten hinzunehmen und zu berücksichtigen sind. Eine besondere Überhöhung erfuhren und erfährt diese Art von "Lehrer-Schüler-" bzw. "Gefolgschaftsverhältnis" bekanntlich in der psychoanalytischen Lehranalyse: Wer eine solche nicht vorzuweisen hat, dessen kritische Argumente zählen von vornherein nicht, gleichviel, wessen Inhalts sie immer sein mögen. Wer dagegen der Lehranalyse teilhaftig geworden ist, der gehört von nun an zum Kreis der "Eingeweihten", steht also auf der Seite derjenigen, die die Psychoanalyse gegen die naseweisen, bloß "rationalen" Einwürfe der "Unerfahrenen" zu verteidigen haben. Eine Art von "Säkularisierung" der Lehranalyse innerhalb der i. e. S. psychologischen Therapietechniken ist die viel beschworene "Supervision", d. h. die "Aufarbeitung" therapeutischer Erfahrungen unter Anleitung eines "erfahrenen" Therapeuten: Was in der "Supervision" eigentlich vor sich geht, ist wiederum bestenfalls beschränkt

öffentlich ausweisbar: Insoweit ist sie ein Teil der "praktischen Erfahrung" des Psychologen. Folgerichtig wird die Qualität der "Supervision" letztlich wiederum wesentlich an ihrer Zeitdauer bemessen, womit in den benannten therapeutischen Ausbildungsplänen sich regelmäßig auch Angaben über die Menge der für die Zertifikat-Erteilung geforderten "Supervisions"-Stunden finden, etc.

Es ist offensichtlich, daß der Rekurs auf die "Vorbild-Funktion" des "erfahrenen Praktikers" eine weitere Dimension der Immunisierung von "Praxis" gegen "Theorie" darstellt, da man den so gefaßten eigenen Qualifizierungsprozeß dergestalt nicht explizieren, sondern sozusagen nur "an sich erleben" kann, womit die Gesichtspunkte und Einwände der "Theorie" also von vornherein als unthematisch ins Leere gehen müssen. Mit dem Kriterium der - ob nun supervisierten oder nichtsupervisierten - Erfahrungsgröße als Ausweis für psychologisches Expertentum ist mithin eine Art von pseudoobjektivierbarem Gerüst geschaffen, um einerseits das psychologische "Expertentum" ohne die (dazu unwillige und unfähige) Theorie auszuweisen, indem nun die Praxis ihrerseits der "Theorie" die Unzuständigkeit dafür bescheinigt wird. Andererseits ist hier hinter der Personalisierung erfolgreicher Praxis als Qualität des "erfahrenen" Praktikers die geschilderte Widersprüchlichkeit und Gebrochenheit der gesellschaftlichen Anforderungen an die psychologische Praxis verborgen: Der so qualifizierte "Praktiker" schafft es eben, damit fertig zu werden, sich da durchzufinden und durchzuwinden, sich da zu behaupten und zu überleben. Charakteristischerweise verschwindet hinter dieser Personalisierung auch das früher aufgewiesene Spannungsfeld zwischen Auftraggeber-Interessen, Klienten-Interessen und den Bewältigungsinteressen des Psychologen: Im Vordergrund steht durch die hier vorliegende "Unmittelbarkeitsverhaftetheit" mehr oder weniger unhinterfragt die Fähigkeit des psychologischen Praktikers, seine Berufssituation zu bewältigen und damit seine materielle Existenz abzusichern: Dies ist es vor allem, was den "erfahrenen Praktiker" auszeichnet, darin sind ihm die "Anfänger" unterlegen, und diese Qualifikation ist es, die man durch sein Vorbild erwerben kann. Die Frage, wieweit dabei auch im Interesse der Betroffenen gehandelt wird, bzw. wieweit und unter welchen Umständen dieses in Widerspruch mit den Überlebensinteressen des Praktikers geraten kann, taucht im Medium des unmittelbaren Tuns und Mittuns als "öffentliche" Frage zwangsläufig überhaupt nicht auf, sondern erscheint bestenfalls als

ein Problem, mit dem der "erfahrene Praktiker" eben psychisch fertig werden muß, wobei man ihm abgucken muß, wie er das macht: Wer diese Frage intersubjektiv gestellt und mit ausweisbaren Argumenten geklärt wissen will, entlarvt sich mithin sofort als "Theoretiker", der als solcher gar nicht wissen kann, wovon er redet.

Wie aus unseren früheren Darlegungen hervorgeht, trifft die damit ange-deutete Abwehrfigur der "Praxis" gegenüber der "Theorie" im Bereich der traditionellen Psychologie keineswegs auf den offensiven Widerstand der "Theoretiker": Die Erklärung der Unzuständigkeit der "Theorie" für die "Praxis" ist, wie ausgeführt, ja auch im Interesse der - selbst im Abwehr-kampf gegen die Anzweiflung ihrer "Naturwissenschaftlichkeit" stehenden - "Theorie". In gewisser Weise handelt es sich hier also um eine Art von "Scheingefecht" (das nur dann real und virulent werden kann, wenn die "Theorie", wie in der Kritischen Psychologie, aus ihrem "naturwissenschaftlichen" Rahmen ausbricht und analytische Mittel zur Durchdringung auch der "Praxis" bereitstellen will, s.u.). Dies wird etwa in der Art deutlich, in welcher die "grundwissenschaftliche" Psychologie, indem sie sich von der Praxis abgrenzt, gleichzeitig den von dieser beanspruchten "technischen" Charakter, damit die Diskursunfähigkeit praktisch-psychologischen Tuns, auf verschiedene Weise bestätigt. Theo HERRMANN, der die einschlägigen Auf-fassungen und Tendenzen zusammenfaßt, unterscheidet demgemäß explizit zwischen der wissenschaftlichen "Theorie" und der psychologischen "Techno-logie", wobei er unter verschiedenen Gesichtspunkten zu begründen ver-sucht, warum die "Technologie" der psychologischen Praxis den wissen-schaftlichen Kriterien der "Theorie" grundsätzlich nicht genügen kann. Dabei verweist er u.a. - ganz im Sinne der geschilderten Immunisierungs-strategien der "Praxis" nur mit anderer Bewertung - auf in der "Praxis" unerläßliche "tradierte Daumenregeln, Know how-Aktivierung der ver-schiedensten Art, vorwissenschaftliches Analogisieren" etc. In diesem Zu-sammenhang vertritt er die Auffassung, daß "bisher eine unübersehbare Zahl von Klienten erfolgreich mit psychotherapeutischen Techniken behandelt" wurde, "für die keinerlei befriedigende theoretische Begründung vorliegt" (1976, S. 91). Damit wird hier also auch aus der Sicht der "Theorie" der "Erfolg" der Praxis wissenschaftlicher Ausweisbarkeit enthoben, und als nicht weiter explizierbare Qualifikation des "Praktikers", der irgendwie "weiß, wie es gemacht wird", reifiziert.

4.3 Praxisbewältigung um den Preis der Sprachlosigkeit

Die dergestalt gerechtfertigte Hypostasierung der "Diskursunfähigkeit" von Praxis zur Etablierung und Verteidigung von inhaltlich nicht auszuweisendem "Expertentum" des Psychologen hat nun eine Implikation bzw. Konsequenz, die mit dem Ziel der Durchsetzung psychologischer Praxis gegenüber konkurrierenden Disziplinen auf einer bestimmten Ebene in Widerspruch gerät: Die Einschränkung der Fähigkeit zur öffentlichen Selbstdarstellung der Praxis und der Praktiker. Hannelore VATHKE, die dies in Auswertung von Diskussionen in der TPK ausführlich analysiert hat, fand dafür die zugespitzte Formel: "Praxisbewältigung um den Preis der Sprachlosigkeit" (1985, S.103). Was dies bedeutet, erhellt sich in gewisser Weise aus der Gründungsgeschichte der TPK: Der Kritik von Bielefelder Kollegen an der mangelnden Repräsentanz von Berichten aus der psychologischen Praxis im "Forum Kritische Psychologie". Im Aufgreifen dieser Kritik stellte sich nämlich heraus, daß dieser Mangel keineswegs der Redaktion anzulasten ist, sondern im Wesentlichen den Umstand widerspiegelt, daß halbwegs druckbare, d.h. allgemein interessierende Artikel über die Probleme der psychologischen Praxis der Zeitschrift praktisch nicht angeboten worden waren. In Generalisierung und Präzisierung dieses Umstandes wurde von uns herausgestellt, daß unserer Erfahrung nach die Berichte aus der Berufspraxis meist weitgehend daran krankten, daß man in ihnen über die Probleme der Praxis kaum etwas Substantielles erfährt: Die typischen Praxis-Berichte pflegen zwischen "kasuistischem" Konkretismus, d.h. allgemeinplatzartigen Selbstverständlichkeiten hin- und herzuschwanken, wobei die wirklichen Widersprüche und Problematiken der praktischen Arbeit meist hinter der schönfärberischen Herausstreichung der eigenen "Erfolge", deren Zustandekommen mangels kritischer Begründung mehr oder weniger als persönliches Verdienst des Praktikers erscheint, verschwinden. Derartige schriftliche Einlassungen der Praxis erweisen sich so als Aspekt der geschilderten defensiven Strategie der "personalisierenden" Vorspiegelung psychologischen Expertentums zur Entkräftung von Zweifeln über die gesellschaftliche Nützlichkeit psychologischer Berufstätigkeit - wobei die Unterstellung der "Diskursunfähigkeit" als Abwehrtechnik zwingend die mangelnde Tiefgründigkeit, Redlichkeit und argumentative Stringenz derartiger publizistischer Äußerungen mit sich bringen muß: Was eigentlich das Spannendste sein müßte, die Darstellung der unmittelbaren Erfahrungen über psychologische "Praxis" in der bürgerli-

chen Klassenrealität, ist mithin tatsächlich meist vor allem langweilig.

Im Anschluß an frühere Darlegungen ist hier also festzuhalten, daß das benannte psychologische Zusammenhangs- und Widerspruchswissen, daß der Praktiker aufgrund seiner exponierten und bedrohten gesellschaftlich-beruflichen Funktionsbestimmung erworben haben muß, aufgrund der mit den geschilderten defensiven Bewältigungsformen einhergehenden "Sprachlosigkeit" in den üblichen Berichten über psychologische Praxis keinen Niederschlag finden kann - womit ein Fundus psychologischer Einsichten, der potentiell den einschlägigen "grundwissenschaftlichen" Dürftigkeiten weit überlegen ist, hier ungehoben bleibt. Wir stellten demgemäß unsere "Theorie-Praxis-Konferenz" unter das Motto: "Reden/Schreiben über Praxis", wobei sich im Fortgang unserer Treffen eine Entwicklung ergab, die die eben formulierte These (für mich) in eindrucksvoller Weise bestätigte: Nachdem die übliche ressentimentgeladene "Theoretiker-" bzw. "Praktikerschelte" als Initialstadium überwunden und wechselseitiges Vertrauen in die Engagiertheit beider Seiten für eine Psychologie im Interesse der Betroffenen gewichen war, kamen nämlich in der TPK immer wieder intensive Diskussionen zustande, durch welche in der Tat das bisher verschüttete Zusammenhangs- und Widerspruchswissen der psychologischen Praktiker plötzlich "auf dem Tisch lag" - und dabei Erfahrungen und Einsichten vermittelbar wurden, die den Beteiligten immer wieder zeitweise den Atem nahmen. Mit diesen neuen Verständigungsmöglichkeiten entstand allerdings auch ein neues Vermittlungsproblem in Gestalt der Schwierigkeit, die Resultate unserer internen Klärungsanstrengungen nun auch über den Kreis der TPK hinaus faßbar und nutzbar zu machen. Damit sind wir, nach zwiespältigen Erfahrungen bei unseren Auftritten in mehreren Kongressen, nach wie vor (z.B. auf dieser Ferienuni) zugange - wobei diese Problemebene des "Redens/Schreibens" m.E., da das bisher Unsagbare immerhin überhaupt schon einmal "gesagt" werden konnte, trotz aller Rückschläge leichter zu bewältigen sein müßte als die erste Ebene der Überwindung der "defensiven" Sprachlosigkeit der Praxis selbst.

5. Theoretischer Eklektizismus der Praxis

Da die geschilderte Verleugnung der diskursiven Ausweisbarkeit von Praxis und die darin implizierte Abwehr gegen "Theorie" natürlich nicht absolut hermetisch ist, sondern lediglich eine "strategische" Orientierung zur Rechtfertigung und Durchsetzung psychologischen Expertentums darstellt, bleibt in unserem Darstellungszusammenhang die Frage sinnvoll, ja unabweisbar, wie in diesem Kontext das Verhältnis der "Praktiker", die ja trotz allem eine wissenschaftliche Ausbildung hinter sich haben und deren "Praxis" sich unausweichlich im Medium der jeweils aktuellen psychologischen "Theorien" bewegt, zur "Theorie" näher zu bestimmen ist, d.h. wie sich ihr Umgang mit den angebotenen "Theorien", "Methoden", in "theoretischer" Aufmachung begegnenden Diagnoseverfahren und Therapietechniken etc. auf dem Hintergrund der geschilderten defensiven Tendenz zur Stilisierung ihrer Praxis als "theorieunfähig" gestalten muß.

Um einen Ansatz zur Behandlung dieses Problems zu finden, beziehe ich mich auf bestimmte einschlägige Diskussionen in der TPK, in denen von verschiedenen berufspraktischen Positionen aus immer wieder herausgestellt wurde, daß zwar einerseits jeder "Praktiker" natürlich mit psychologischen "Theorien" umgeht, entsprechende Informationen sucht und Rückschlüsse daraus für seine praktische Arbeit zieht, daß aber andererseits die offene wissenschaftliche Diskussion über die Haltbarkeit und die Konsequenzen der jeweiligen "Theorien" mit den im Praxisfeld arbeitenden Kollegen nicht nur unüblich, sondern häufig sogar mehr oder weniger tabuiert ist: Die Gespräche der Kollegen drehen sich, wie dargelegt wurde, bevorzugt entweder um persönliche Probleme oder um technische Fragen (wie: auf welche Weise teilt man sich die anstehenden Fälle, wer übernimmt dabei welche Klienten etc.). Wer dagegen die theoretische Haltbarkeit, Verantwortbarkeit, etc. der jeweils angewandten unterschiedlichen Therapieverfahren thematisieren und dabei eventuell sogar auf gemeinsame Grundsatzklärungen drängen wollte, erschiene in der Praxis mehr oder weniger als "Störenfried", der in diesem Ansinnen eigentlich schon selbst seine mangelnde Kompetenz als psychologischer Praktiker dokumentiert. Derartige prinzipielle Klärungsversuche müßten, wie hier offenbar implizit eingesehen wird, notwendig die ganze Brüchigkeit und Problematik des vorgespiegelten

psychologischen "Expertentums" offenbar werden lassen, würden so tendenziell die Bewältigung der den Psychologen zugeschriebenen "Berufsrolle" durch Infragestellung ihrer personalisierenden Rechtfertigungsfiguren unmöglich machen und darin auch die materielle Existenz des psychologischen Praktikers bedrohen. "Theorie" ist, so könnte man diese Position pointieren, vielmehr unter den gegebenen Funktionsbestimmungen der Praxis vielmehr ausschließlich die "Privatsache" jedes Praktikers: Sofern er nur zur Bewältigung der anfallenden Arbeiten beiträgt, dabei nicht "aneckt", keine Schwierigkeiten kriegt und macht, ist es demgemäß total seine Angelegenheit, ob er dabei etwa auf psychoanalytischer, verhaltenstheoretischer oder sogar kritisch-psychologischer Grundlage arbeitet. Das Austragen der Problematik, wieweit diese jeweiligen theoretischen "Überzeugungen" begründet miteinander vereinbar sind, welchen gesellschaftlichen Interessen sie unterstehen, was aus ihnen für die Klienten folgt, ist so gesehen nicht nur für die Praxis gefährlich und kontraproduktiv, sondern sozusagen auch "indiskret", indem dabei die Intimsphäre der jeweiligen Praktiker und ihrer Machenschaften mit den Klienten tangiert wird (vgl. auch dazu Hannelore VATHKE, 1985, S. 105 f.).

Unter einem allgemeineren Blickwinkel erweist sich diese "Privatisierung" von Theorie unter praktisch arbeitenden Psychologen als Erscheinungsform einer generelleren Charakteristik des Umgangs der "Praktiker" mit "Theorie", nämlich des - vorgeblich aus den Notwendigkeiten der Praxis selbst begründbaren - **theoretischen Eklektizismus der Praxis**. Dieser Aspekt der Ausgrenzung/Selbstaussgrenzung der Praxis wird ebenfalls bereits vom Standpunkt der "Theorie" im Zuge der Verteidigung ihrer höheren Wissenschaftlichkeit herausgestellt. Auch dies wurde von Theo HERRMANN - im Zuge der geschilderten Abhebung der psychologischen Technologie von der wissenschaftlichen "Theorie" - stellvertretend auf den Punkt gebracht:

"Sowohl die technischen ... Innovations- wie die technischen Routineprobleme, auch innerhalb der Psychologie, benötigen zu ihrer Bewältigung in der Regel mehrere verschiedenartige, logisch nicht integrierte Theorien ... So machen die Entwicklung eines psychologischen Therapieverfahrens ebenso wie die Erstellung einer Individualdiagnose so gut wie stets die gleichzeitige Inanspruchnahme einer Mehrheit von theoretischen Annahmen erforderlich, die untereinander nicht kommensurabel bzw. nicht logisch-einheitlich sind. Dieser für 'Technik' charakteristische Tatbestand trennt diese von 'Wissenschaft': Werden die **für technische Zwecke** herangezogenen Theoriebestände ... fast stets so ausgewählt, daß diese Theoriebestände heterogen und logisch nicht alleamt integrierbar sind - man nimmt, was man braucht, auch wenn es

unter **wissenschaftlichen** Kriterien nicht zu vereinheitlichen ist -, so wird die Kategorie des Anwendens hier äußerst fragwürdig" (HERRMANN, 1976, S.91).

Vom Standpunkt der "Praxis" wird (gemäß ihren aus der Zurückweisung der Ansprüche von "Theorie" genährten Strategien zur Rechtfertigung psychologischen Expertentums) der gleiche, hier aus der "theoretischen" Sicht "kritisch" vorgebrachte Tatbestand (wie mir scheint) oft seinerseits "kritisch" auf die "Theorie" zurückbezogen: Der "Praktiker" nimmt sich hier quasi das Recht, auf der Grundlage der in seiner Person kumulierten "praktischen Erfahrung" mit den "Theorien" nach seinen Bedürfnissen umzugehen und zu schalten. Schon die **Frage** nach dem Verhältnis des Erkenntniswerts der verschiedenen Theorien und der an wissenschaftlichem Fortschritt orientierte Versuch, den höheren Erkenntniswert der eigenen gegenüber anderen Theorien argumentativ zur Geltung zu bringen, erscheint in dieser Sicht als typische Anmaßung der Theoretiker, die für jeweils ihre Theorie einen Alleinvertretungsanspruch geltend machen wollen. Der versuchte Nachweis, daß bestimmte Theorien kategorial oder logisch miteinander unvereinbar seien, also nicht gleichzeitig beide gültig sein könnten, wird in diesem Kontext (wie mir scheint) von den Praktikern häufig seiner argumentativen Substanz entkleidet und lediglich als weitere Spielart der dogmatischen Rechthaberei der Theoretiker in ihrer Ignoranz gegenüber den "Bedürfnissen" der Praxis eingestuft: Mögen z.B. die Psychoanalyse und die Kritische Psychologie sich erbitterte Argumentationsschlachten um die Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit ihrer theoretischen Prämissen und praktischen Konsequenzen liefern: Der "Praktiker" geht unter dem Vorzeichen seiner "praktischen" Erfahrung souverän darüber hinweg und sucht sich aus beiden Grundansätzen jeweils das heraus, was er "brauchen" kann. Damit stilisiert sich der Praktiker (dies ist eine weitere Facette der Ausstaffierung seiner Expertenrolle) gleichzeitig als im Vergleich zur "Theorie" offen, undogmatisch und pluralistisch: "Selbstverständlich" kann z.B. auch an der Kritischen Psychologie einiges nützlich und brauchbar sein, was sich der "Praktiker" dann "heraussuchen" und mit anderen theoretischen Ansätzen kombinieren wird; das Ansinnen dagegen, auf der Grundlage der Kritischen Psychologie die gesamte Basis der eigenen praktischen Arbeit neu durchdenken und bestimmen zu sollen, ist indessen nicht nur (indem damit die "Erfahrung" des Praktikers als letzte Instanz für "Brauchbarkeit" und "Nützlichkeit" hinterfragt wird) rettungslos "praxisfern", sondern in seiner dogmatischen Verbohrtheit quasi tendenziell grundgesetzwidrig.

6. Die Perspektive: Den eigentlichen Widerspruch zwischen Praxistheorie und grundwissenschaftlicher Theorie überwinden

Aus den letzten Überlegungen verdeutlichte sich immer mehr, daß die **geschilderte restriktive Funktionalität der "Theorie-Praxis"-Dichotomisierung als defensive Rechtfertigungskonstruktion** für beide Seiten über die genannten Formen der Realitätsverleugnung hinaus noch eine viel grundsätzlichere Verkennungsleistung impliziert: Hier wird nämlich der - wenn er einmal ausgesprochen ist, kaum anzweifelbare - Umstand interessiert verschwiegen, daß es - da menschliches Handeln stets an bewußten Antizipationen seiner Konsequenzen unter Berücksichtigung der jeweiligen Handlungsvoraussetzungen und -zusammenhänge orientiert, d.h. "theoriegeleitet" ist - psychologische "Praxis" ohne "Theorie" überhaupt nicht geben kann. Die Unterstellung, daß die "Praxis" als solche im Gegensatz zur "Theorie" steht, verdeckt also den Tatbestand, daß sich hier in Wirklichkeit nicht "Theorie" und "Praxis" gegenüberstehen, sondern die implizite, "privatisierte" und personalisierte "Theorie" der "Praxis" der offiziellen und explizierten "Theorie" der psychologischen Grundwissenschaft. Damit erhellt schlagartig die Verfehltheit der wechselseitigen Immunisierung von "Praxis" gegen "Theorie" und umgekehrt, da hier faktisch **das Verhältnis zweier "Theorien"** zur Frage steht, nämlich der **"Praxistheorie"** und der **grundwissenschaftlichen "Theorie"**. So wird dann auch klar, daß es eben jene "Praxistheorie" ist, von der aus der Praktiker sein Verhältnis zur offiziellen "Theorie" bestimmt, und daß damit die benannte "Auswahl" vorfindlicher Theorien nach den vorgeblichen Kriterien "praktischer Erfahrung" tatsächlich aufgrund derartiger "theoretischer" Vorentscheidungen des Praktikers geschieht: Davon nämlich hängt es nicht nur ab, welche "Theorien" hier als "praxisrelevant" berücksichtigt werden, sondern auch, in welcher Weise diese dabei so ins Verhältnis gesetzt und derart verkürzt und zurechtgesetzt werden, daß diejenigen kategorialen Grundbestimmungen, aus denen sich ihre Unvereinbarkeit ergeben könnte, weggebügelt und "verdrängt" sind, und sie auf diese Weise als für den Praktiker widerspruchsfrei "zu handlen" erscheinen. Daraus versteht sich, daß es wirklichen "Eklektizismus", in welchem "pluralistisch" verschiedene Theorien in ihrer wirklichen Gestalt integriert und "umgesetzt" werden, gar nicht geben kann.

Tatsächlich ist dabei die geschilderte notwendig vorausgesetzte "Theorie", "in deren Licht" mit den jeweiligen Theorien umgesprungen wird, lediglich unterschlagen, und damit der "bestimmte" Standpunkt des vorgeblichen Eklektikers, durch den er "angreifbar" würde und für den er sich verantworten müßte, tendenziös verschleiert. Dies entspricht genau der impliziten "weltanschaulichen" Vorentscheidung, die der politisch motivierten "Pluralismus"-Forderung an die Wissenschaft zugrundeliegt: Hier wird nämlich die Hypostase, daß es eine umfassende Wahrheitsannäherung, an deren Realisierung wissenschaftliche Theorien auf ihren Erkenntniswert hin vergleichbar sind, nicht geben kann, dogmatisch auch jenen Grundkonzeptionen aufgezungen, die diese Hypostasierung nicht teilen - was Margeritha von BRENTANO (1971, S.492) ja in entlarvender Zuspitzung als "**Monopluralismus**" bezeichnet hat.

Aus alldem folgt nun, daß es keine vernünftige Begründung für die "Praxis" geben kann, ihre bisher implizite und "privatisierte" Theorie **nicht** offenzulegen. Damit ist die Perspektive vorgezeichnet, in welcher die psychologische Berufspraxis ihre defensive Verkürzung und Abkapselung überwinden und sich auf die eingangs dargestellten umfassenderen Entwürfe menschlich-gesellschaftlicher "Praxis" zurückbeziehen könnte. Sofern man nämlich dergestalt "Praxis" im "politischen" Sinne als Inbegriff der tätigen Entwicklung menschlicher Lebensverhältnisse im Interesse aller begreift, wird die "Theorie", die die unmittelbare Verhaftetheit der Menschen "in" den herrschenden Verhältnissen durchdringbar macht, als notwendiges Bestimmungsmoment dieser "Praxis" erkennbar - und damit auch der Bezugsrahmen deutlich, an dem die psychologische Berufstätigkeit als derartige "Praxis" unter bestimmten, restriktiven Ausgangsbedingungen ihre Beschränkungen und ihre Möglichkeiten sich mit wissenschaftlichen Mitteln "bewußt" machen und darin ihre umfassendere Orientierung finden kann. Selbst die benannte "moralische" Bedeutung von "Praxis" offenbart in diesem Zusammenhang ihre Relevanz für die Klärung des "theoretischen" Selbstverständnisses psychologischer Praxis. So verdeutlicht sich nämlich, daß diese "Praxis", indem sie in ihrer "Verantwortbarkeit" den Betroffenen gegenüber, damit ihrer "gesellschaftlichen Verantwortung" ausweisbar sein muß, in diesem verallgemeinerten Sinne "moralischen" Anforderungen unterliegt - damit wird klar, daß man diese Verantwortung nicht dem einzelnen Praktiker und seinen "privaten" Entscheidungen anlasten kann, sondern in ihren

Implikationen und Bestimmungsmomenten in die öffentliche "theoretische" Argumentation einbeziehen muß. Dies heißt aber, daß der Ausweis der **"Verantwortbarkeit" von Praxis nichts anderes als deren Verwissenschaftlichung bedeutet** - mithin die Abwehr von "Theorie" den Verzicht darauf.

Nun kann allerdings kein Zweifel darüber bestehen, daß - wenn in derartigen Zusammenhängen von Theorie die Rede ist - damit nicht "Theorie" im Sinne der vorfindlichen Mainstream-Psychologie (die, wie gezeigt, die "Entwissenschaftlichung" und "Privatisierung" psychologischer Praxis wesentlich zu verantworten hat) gemeint sein kann: Vielmehr muß nicht nur "Praxis", sondern auch "Theorie" in ihrer umfassenden Bedeutung der "vernunftgemäßen" Klärung und Verallgemeinerung menschlicher Angelegenheiten rekonstruiert werden. Nur so kann sich verdeutlichen, daß "Theorie" für die "Praxis" nicht als Instrument der Ausgrenzung in Gestalt eines Systems unerfüllbarer (und unbegründbarer) "Normen" verkürzt werden darf, sondern in ihrer Potenz zur Klärung dessen, was man in der "Praxis" tatsächlich "tut", aktiviert werden muß. Nur so auch ist die eigentlich selbstverständliche Einsicht durchsetzbar, daß - wie Theorie" ohne Praxis" folgenlos - "Praxis" ohne "theoretische Öffentlichkeit" notwendig "blind" ist. Und nur so muß man sich der politischen Konsequenz nicht verschließen, daß jede Entgegensetzung von "Praxis" und "Theorie" letztlich den herrschenden Interessen entgegenkommt, weil dies nichts weiter bedeutet als das mögliche kritische Potential von "Theorie" für die "Praxis" zu neutralisieren, um diese möglichst fugenlos integrierbar und fungibel zu machen. Anders herum: Wir werden nur dann etwas ausrichten, wenn wir uns nicht mehr als "Theoretiker" und "Praktiker" auseinanderdividieren (lassen).

Damit stellt sich nun aber relativ dringend die Frage, wie dies denn nun psychologisch zu konkretisieren, d.h. (im Kontext dieser Ferienuni), wie das psychologische Theorie/Praxis-Verhältnis unter subjektwissenschaftlichen Perspektiven positiv zu bestimmen ist. - Mit dieser Fragestellung beschäftigen sich die folgenden Beiträge.

- v. BRENTANO, M. (1971) Wissenschaftspluralismus. Zur Funktion, Genese und Kritik eines Kampfbegriffs, in: Das Argument 66, Berlin/West.
- FISHER, R. A. (1935) The design of experiments. Edinburgh/London.
- HERRMANN, Th. (1976) Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen.
- HOLZKAMP, K. (1985) Zur Stellung der Psychoanalyse in der Geschichte der Psychologie, in: K.-H. BRAUN u. a.: Geschichte und Kritik der Psychoanalyse, Marburg/L.
- H.-OSTERKAMP, U. (1975) Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I. Frankfurt/M.
- MILLER, M. (1986) Kollektive Lernprozesse. Studien zur Grundlegung einer soziologischen Lerntheorie. Frankfurt/M.
- SARGENT, S. S. (1965) Übertreibt die amerikanische Psychologie die Wissenschaftlichkeit? In: F. HARDESTY und F. EYFERTH (Hg.): Forderungen an die Psychologie, Bern, S. 231-239.
- VATHKE, H. (1985) Gründe und Funktion von Sprachlosigkeit in der Berufspraxis von Psychologen. Forum Kritische Psychologie 16, S. 99-109.
- WILLIS, P. (1979) Spaß am Widerstand. Gegenkultur in der Arbeiterschule. Frankfurt/M.

Morus Markard

Kategorien, Theorien und Empirie in subjektwissenschaftlicher Forschung

0. **Vorbemerkung**
1. **Die in der Kritischen Psychologie nicht zu hintergehenden Erkenntnisansprüche der Handlungsforschung**
2. **Primat des Gegenstandes vor der Methode**
3. **Die methodologisch begründete Spaltung psychologischer Forschung in Grundlagen- und Angewandte Forschung**
4. **Historisch-empirische und aktualempirische Forschung in der Kritischen Psychologie**
5. **Die erkenntnisstrukturierende Funktion von Kategorien in der aktualempirischen Forschung**
6. **Objektivierbarkeit aktualempirischer Forschung als grundlegend kategoriales Problem**
7. **Methodische Fragen der Bedingungs-Bedeutungs-Begründungs-Analyse**
 - 7.1. **Die subjektwissenschaftliche Problemzentriertheit der Bedingungs-Bedeutungs-Analyse**
 - 7.2. **Die inhaltlich-kategoriale Fundiertheit der Begründungs-Analyse**
 - 7.3. **Theorienbildung als Vermittlung zwischen Kategorien und Empirie**
 - 7.4. **Bedeutungs-Begründungs-Zusammenhänge als Ansatzstellen für Objektivierung und Verallgemeinerung**

0. Vorbemerkung

Nach dem gestrigen Beitrag von Klaus HOLZKAMP stehe ich heute vor der Aufgabe, eine eher allgemeine, im Fortgang der Ferienuniversität weiter zu konkretisierende und in erster Linie auf Methodenfragen bezogene "positive" Darstellung des Verhältnisses von Theorie und Praxis in der (Kritischen) Psychologie zu versuchen. Hierbei sind die gestern vorgetragenen Darlegungen Klaus HOLZKAMPs in doppelter Hinsicht vorausgesetzt: zum einen bezüglich der Kritik an der vorfindlichen gegenseitigen Ausgrenzung von Theorie und Praxis - eine Überlegung, die ich nur insoweit weiterführen will, als ich skizzieren möchte, wie in der mainstream-Psychologie die sog. "angewandte Forschung" zur "Grundlagen-" oder "grundwissenschaftlichen Forschung" ins Verhältnis gesetzt ist; dies ist, wie mir bei der Vorbereitung auf meinen Beitrag deutlich wurde, für die Klärung der Ebenen empirischer Forschung in der Kritischen Psychologie dienlich. Zum anderen sind in Klaus HOLZKAMPs Beitrag schon Rahmenbestimmungen für die Perspektive entwickelt, aus der heraus in subjektwissenschaftlicher Forschung die gegenseitige Ausgrenzung von Theorie und Praxis überwindbar werden kann.

Da mein Beitrag also eine "positive" Darstellung einiger Forschungsvorstellungen der Kritischen Psychologie zum Ziel hat, dienen gegenüber anderen Auffassungen kritische Bemerkungen nur der Verdeutlichung unserer eigenen Auffassungen; sie sind also nicht als eine eigenständige Auseinandersetzung mit den kritisierten Positionen zu verstehen und sie können eine solche Auseinandersetzung auch nicht ersetzen. Weiter möchte ich meine Darstellung - gemäß dem kritisch-psychologischen Prinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung - mit Bezügen auf eine wissenschaftliche Tradition außerhalb der Kritischen Psychologie verbinden, in der versucht wurde, die von Klaus HOLZKAMP dargestellten Probleme im Verhältnis von Theorie und Praxis zu lösen.

1. Die in der Kritischen Psychologie nicht zu hintergehenden Erkenntnisansprüche der Handlungsforschung

Diese Tradition ist die, die allgemein unter "Aktions-" oder, im Sprachgebrauch KLAFFKIs, eines ihrer bedeutenden Vertreter, "Handlungsforschung" gefaßt wird, und deren Entstehung nicht von der im Zusammenhang mit der Studentenbewegung entwickelten Wissenschaftskritik zu trennen ist (vgl. dazu SCHNEIDER 1980; KLAFFKI 1987). Diese hat bekanntlich Ende der 60er Jahre zum einen die mangelnde gesellschaftliche und damit die mangelnde praktische Relevanz der empirischen Sozialforschung moniert und zum zweiten aufzuweisen versucht, wie u. a. diese Praxisferne gleichzeitig die für grundsätzlich kritikwürdig erachteten gesellschaftlichen Verhältnisse ideologisch zu befestigen half, indem nämlich die in diese Verhältnisse eingebundene Praxis auch theoretisch unangetastet blieb (vgl. zur seinerzeitigen Diskussion in der Psychologie: MAIERS & MARKARD 1986, bes. S. 663 ff.). Wenn man so will, kann man die Handlungsforschung als **forschungspraktischen** Strang dieser Kritik, die sich theoretisch etwa im sog. Positivismusstreit (vgl. ADORNO et al. 1972) Ausdruck verschaffte, bezeichnen.

Die Handlungsforschung konnte sich wesentlich stärker in der Pädagogik als in der Psychologie entwickeln (andere Disziplinen, in denen die Handlungsforschung virulent wurde, lasse ich hier außer acht). In der **Psychologie** stand dem nämlich die schon eindeutige, gut 10 Jahre vorher im sog. Methodenstreit der westdeutschen Psychologie errungene methodologische Hegemonie der experimentellen Laborforschung als des Königswegs (und auch der Hauptstraße, deshalb: "mainstream") zu psychologischer Erkenntnis im Wege: Dem mainstream geht es methodologisch darum, Forschungsvoraussetzungen zu realisieren, die es erlauben sollen, unter Ausschluß oder Kontrolle von störenden Faktoren das "reine" Wirken von Bedingungen (unabhängige Variablen) auf Erleben und Verhalten (abhängige Variablen) mit standardisierten Verfahren zu objektivieren. In diesem Rahmen ist Wissenschaftlichkeit im empirischen Forschungsprozeß allein an die Einhaltung methodischer Regeln gebunden, die dies gewährleisten. Ich werde im folgenden im Anschluß an den Symbolischen Interaktionisten Herbert BLUMER (1969) diese Orientierung mit "Variablenanalyse" bezeichnen.

In der **Pädagogik** nun war die Frage um die **Art der empirischen Orientierung** noch eher "offen". Die Auseinandersetzung um die Durchsetzung einer wissenschaftlich tragfähigen empirischen Orientierung in der Pädagogik war deshalb besonders brisant, weil die Variablenanalyse Geltungsfragen (sind die Ergebnisse wissenschaftlich korrekt?) und Wertfragen (in welchem (gesellschaftlichen) Funktionszusammenhang stehen sie?) strikt trennt¹, sich also gegen den Einbezug der Reflexion dieses Funktionszusammenhangs (der in der Pädagogik eben etwa im Sinne einer "Zielfindungsfunktion" wohl unverzichtbar ist) in den Wissenschaftsprozess hinein richtete. Aus der Sicht der Handlungsforschung waren es aber gerade auch derartige Ziele und Normen, die systematisch in die Forschung einbezogen werden sollten, indem sie nicht bloß - selber "unhinterfragt" - auf ihre instrumentelle Effektivität geprüft, sondern auf den in ihnen notwendig beschlossenen gesellschaftlichen repressiven oder emanzipatorischen Zusammenhang hin analysiert werden sollten. Aufgrund der Annahme, daß nicht thematisierte ideologische Zusammenhänge sich nicht verflüchtigen, sondern nur blind durchsetzen, sollte offengelegt werden, was verborgen in der sich ideologisch unvoreingenommen wühnenden empirischen Forschung der Variablenanalyse ideologisch transportiert wurde. Die Handlungsforschung wollte also die in der skizzierten Art der Trennung von Geltungs- und Wertfragen nach ihrer Ansicht enthaltene blinde Parteinahme für den gesellschaftlichen status quo gerade nicht "mitmachen", sondern empirische Forschung bewußt als Moment gesellschaftlicher und individueller Emanzipation begreifen und ein **neues Verhältnis von Theorie und Praxis** realisieren. So führen denn auch KLÜVER & KLÜVER (1975, S. 76 f.) folgende Bestimmungsmomente der Handlungsforschung an, die unbeschadet weiterer Differenzierungen und verschiedener Akzentsetzungen als "repräsentativ" gelten können:

- Problemauswahl gemäß gesellschaftlichen Bedürfnissen
- Ziel: praktischer Eingriff in gesellschaftliche Zusammenhänge
- Daten nicht isoliert, sondern im Zusammenhang sehen
- Forschungsprobleme nicht isoliert, sondern als Teil des Feldes sehen
- Verringerung der Distanz zwischen Forschern und Betroffenen
- Betroffene sollen zu Subjekten des (Forschungs-)Prozesses werden.

1 Das wissenschaftsimmanente Kernproblem dieser oft auf gesellschaftstheoretischer und ideologischer Ebene ausgetragenen Konfrontation um die Art der empirischen Orientierung liegt darin, daß diese Trennung von Geltungs- und Wertfragen ihren Grund darin hat, daß allein durch ihre (methodische) Aufrechterhaltung eine Objektivierung empirischer Befunde möglich sei (ich kann darauf hier nicht weiter eingehen).

All diese Charakteristika der Handlungsforschung, die ich hier nicht im einzelnen untersuchen kann², stehen in direktem Gegensatz zur Forschungslogik der Variablenanalyse. Die genannten Charakteristika der Handlungsforschung formulieren nämlich gerade die Momente als für die Forschung wesentlich, die in der Variablenanalyse als jene Störfaktoren gelten, zu deren Ausschaltung bzw. Kontrolle ihr methodisches Arsenal dient. - Es dürfte klar sein, daß sich hiermit Wissenschaftsauffassungen gegenüberstehen, die unvereinbar sind. Da nun die Variablenanalyse universell Wissenschaftlichkeit mit der Realisierung der von ihr angegebenen methodischen Regeln gleichsetzt und so für sich das Wissenschaftlichkeitsmonopol reklamiert, ist ihre Kritik an der Handlungsforschung gleichbedeutend damit, dieser die Wissenschaftlichkeit und damit im übrigen auch die Förderungswürdigkeit³ abzusprechen.

Ich kann hier im einzelnen die einschlägigen Auseinandersetzungen zwischen Handlungsforschung und mainstream natürlich nicht darlegen; es wird auch nicht darum gehen können, inwieweit die Handlungsforschung ihre Ansprüche einlösen konnte, sondern nur darum, ob bzw. unter welchen Voraussetzungen sie nach unserer Auffassung einlösbar sind. - Im Kern scheint sich mir diese Auseinandersetzung um die Frage zu drehen, wie **menschliche Subjektivität** in ihrem gesellschaftlichen Lebenszusammenhang zu bestimmen ist, bzw. wie sie in Forschungsbereichen, in denen sie zur Gegenstandsseite gehört, methodisch positiv zu berücksichtigen ist. Allgemein kommt dies auch bei Klaus HORN (1979, S. 9) zum Ausdruck, wenn er feststellt, daß die Forschung aus "Gründen gesellschaftlicher Entwicklung konventionelle methodische (und methodologische) Grenzen" überschreiten müsse, ein Umstand, der dann folgendermaßen auf die Forschung selber bezogen wird (S. 12):

2 So ist z.B. durchaus ein Problem, wie im "Spannungsfeld" gesellschaftstheoretisch ausweisbarer objektiver Notwendigkeiten und der subjektiven Notwendigkeiten der Forscher und der Beforschten "gesellschaftliche Bedürfnisse" - vorab - zu bestimmen sind.

3 Dies geht in aller Schlichtheit so weit, daß die zwischen beiden Parteien strittigen Vorstellungen (z.T. mittels schier unglaublicher Zitatverdrehungen und interessierter Mißverständnisse) einander gegenübergestellt werden, dann bewiesen wird, was vorausgesetzt war, daß nämlich die Handlungsforschung keine Variablenanalyse ist, also überhaupt nicht wissenschaftlich sein kann, weswegen dann die Instanzen der Wissenschaftsförderung aufgerufen werden, solchen Leuten kein ja dann doch nur - meist für finstere politische Zwecke - zweck-entfremdetes Geld mehr in den Rachen zu werfen (so ZECHA & LUKESCH 1982).

"Die der Sache zunächst äußerliche politische Begründung kehrt in der neuen Wissenschaftsform selber wieder." Der Wissenschaftler lasse "Subjektivität (seine und die seiner Probanden, M.M.) wieder zur Geltung kommen": Subjektivität als geschichtsmächtige emanzipatorische Kraft, der theoretisch und methodisch Rechnung getragen werden muß!⁴

Wenn wir unter diesem Aspekt den gegen den ideologisch hegemonialen und institutionell dominierenden mainstream erkenntniskritisch formulierten und forschungspraktisch einzulösenden Anspruch der Handlungsforschung "auf den Punkt" zu bringen versuchen, können wir festhalten: Ziel der Handlungsforschung war bzw. ist es, die Vorstellung von **der Einheit von Erkennen und Verändern**⁵ methodisch unter **Einbeziehung der Betroffenen** auf individuelle und gesellschaftliche Praxis zu beziehen und damit einen wissenschaftlich ausweisbaren Beitrag zu menschlicher **Emanzipation** von Fremdbestimmung zu leisten.

2. Primat des Gegenstandes vor der Methode

Wenn man nun der Frage nachgehen will, wie man sich zu der Problematik der offenkundigen Unvereinbarkeit der angedeuteten gegensätzlichen Vorstellungen über wissenschaftliches Vorgehen verhalten kann, muß man sich vorab folgendes verdeutlichen: Kennzeichnend für das methodische Denken der Variablenanalyse ist, wie gestern schon im Beitrag von Klaus HOLZKAMP deutlich wurde, die **Vorstellung der Unabhängigkeit der Methode von dem Gegenstand**, der mit ihr erfaßt werden soll. - Ich will versuchen, die Problematik einer Methodenbestimmung, die unabhängig vom Gegenstand der Erkenntnis erfolgt, an einem Beispiel zu erläutern, dessen ich mich auch

4 Zeitlich fallen diese Überlegungen übrigens mit der Erfahrung von Sozialforschern zusammen, daß die "Unterschicht"-Probanden in einer Art "Dekolonialisierung" der Forschung sich nicht mehr ohne weiteres dem herkömmlichen, von Vertretern der "Mittelschicht" in Anschlag gebrachten sozialwissenschaftlichen Methodeninstrumentarium unterwerfen (vgl. BLAUNER & WELLMAN 1982, S. 101).

5 Mit "Verändern" ist hier eben nicht die gegenüber der Vp fremdgesteuerte Manipulation unabhängiger Bedingungen durch den VI gemeint; "verändern" ist hier als aktiver Eingriff der Forscher und Betroffenen in lebensweltlich relevante Zusammenhänge zu verstehen.

schon in der Hamburger Ringvorlesung bediente (vgl. MARKARD 1987): Wenn jemand die Raumtemperatur messen will, so ist zu erwarten, daß er zu diesem Zweck kein Lineal benutzt; ebenso wird sich kaum jemand ein Thermometer ins Auto hängen, in der Hoffnung, daran die Fahrgeschwindigkeit ablesen zu können: Offenkundig setzt nämlich die methodische Erfassung von Sachverhalten ein bestimmtes Vorwissen über bestimmte Charakteristika dieser Sachverhalte voraus, das Methoden bzw. methodische Instrumente überhaupt erst anwendbar macht.⁶ Genau dies ist aber in der traditionellen Psychologie nicht systematisch der Fall: Ihr Methodenkanon ist nicht nur nicht Resultat eines den Besonderheiten des Gegenstandes "menschliche Subjektivität" angemessenen Methodenverständnisses, vielmehr muß dieser in den Untersuchungen so zugerichtet werden, daß er zu den Methoden paßt. (Viele methodische Erörterungen sind daher mit der Frage befaßt, wie ein unkontrolliertes Durchschlagen der methodisch doch nicht ganz zurichtbaren Subjektivität durch zusätzliche methodische Vorkehrungen zumindest minimiert werden kann; vgl. dazu auch MARKARD 1984, Kap. 5). Wir können hier also, statt von einem **Primat des Gegenstandes vor der Methode**, von einem **Primat der Methode vor dem Gegenstand** sprechen, wobei letzteres gleichbedeutend damit ist, daß Methode und Gegenstand **unvermittelt** sind.

Es ist zuvörderst diese **Gegenstandsunvermitteltheit** eines Methodenkanons, von der die forschungspraktische Kritik der Handlungsforschung ausging. Wenn es nun so ist, daß hinter diesen Kontroversen vor allem das Problem der menschlichen Subjektivität und der ihr angemessenen Formen der Erkenntnis steckt, sei es, weil, wie in der Psychologie, die Aspekte menschlicher Subjektivität unmittelbar Gegenstand der Forschung sind, sei es, weil die Forschung, wie etwa in der Pädagogik, damit in relevanten Momenten vermittelt ist, stellt sich die Frage, wie diese Subjektivität **inhaltlich** eigentlich bestimmt ist. Dabei fällt auf: Um die hier thematisierte "Front" zwischen mainstream und Handlungsforschung überhaupt verdeutlichen zu können, mußte ich schon mindestens auf solche Vorstellungen von Subjektivität zurückgreifen, mit denen die in der traditionellen Psychologie

6 Andererseits kann man bestimmte Charakteristika von Sachverhalten mit dafür angemessenen Methoden feststellen, ohne daß man damit wesentliche Dimensionen erfaßt hätte. Was ist zum Beispiel an Einsicht über Kunstwerke gewonnen, wenn ich weiß, daß der "Denker" von Rodin weniger hoch, leichter und leitfähiger ist als der "David" von Michelangelo?

aus methodischen Gründen vorgenommenen offenkundigen **Reduktionen** des Erkenntnisgegenstandes überhaupt als solche vorstellbar werden konnten, die sozusagen eine allgemeine **Ausgangsbasis** bilden, von der aus auch die traditionelle Psychologie in ihren Kontrollüberlegungen ausgehen muß. Will man nun aber nicht bei der Unverbindlichkeit einer solchen **Alltagsbasis** (die ja auch keine wissenschaftlich unhinterfragbare Letzttheit ist) stehenbleiben, stellt sich weiter die Frage, **inwieweit diese** (gegenüber den Reduktionen der traditionellen Psychologie aus dem Negativen gewonnenen) **Bestimmungen selber positiv begründet wurden bzw. begründbar sind.**

Diese Frage ist aus folgendem Grund von entscheidender Bedeutung: Wenn die zentrale Problematik des mainstream der Psychologie darin besteht, daß seine Methodologie mit seinem Gegenstand nicht vermittelt ist, muß eine konstruktive Überwindung dieses Problems mit der Klärung von den Methodenfragen **vorgeordneten** Gegenstandsfragen beginnen. Hier aber, so läßt sich zeigen, ist die Handlungsforschung unbestimmt und vieldeutig. Sie repräsentiert nicht eine einheitliche, **begrifflich** und **theoretisch** in sich schlüssige Konzeption (von menschlicher Subjektivität), und sie konnte dementsprechend auch nicht darüber begründbare **methodische** Konzeptionen entwickeln. Deshalb habe ich vorhin von der Handlungsforschung auch als von einer "**forschungspraktischen**" Alternative gesprochen, einer allgemeinen methodologischen Orientierung. Die in deren Rahmen zu findenden Bestimmungen von **Subjektivität** sind entweder bloß in dem Sinne anti-reduktiv, daß - zu Recht, aber unzureichend - gegenüber den methodologischen Reduktionen des mainstream das jedem vertraute **Alltagswissen** reklamiert wird, das methodisch nicht unterschritten werden dürfe, oder sie sind insofern "**leihwissenschaftlich**" im Sinne des gestrigen Vortrags von Klaus HOLZKAMP, als sie Anleihen bei den Gesellschaftswissenschaften bzw. bei der Politikwissenschaft machen, d.h. aber, Begriffe, die - unabhängig von ihrer Erkenntnishaltigkeit im einzelnen - sich auf Vorgänge gesellschaftlicher Größenordnung beziehen, auf Probleme individueller Lebensbewältigung herunterkonkretisieren⁷, oder sie verbinden die allgemeine methodologische

7 Dies ist bspw. der Fall, wenn von der "Mitbestimmung" der "Beforschten" die Rede ist und so tendenziell die Beziehungen zwischen den an Forschung Beteiligten im Modus einer historisch-bestimmten Beziehungsregulation zwischen antagonistischen Gesellschaftsklassen gedacht werden.

Forderung nach der Einheit von Erkennen und Verändern mit psychologischen bzw. soziologischen Vorstellungen, wie der Psychoanalyse oder dem Symbolischen Interaktionismus, denen gegenüber diese methodologische Orientierung eigentlich äußerlich ist. - Wieweit in den verschiedenen Fachrichtungen im Rahmen der Handlungsforschung bedeutsame fachspezifische theoretische Konzepte und empirische Resultate gewonnen wurden, kann hier nicht diskutiert werden (vgl. dazu etwa BRAUN 1987). Uns geht es im folgenden (demgegenüber allgemeiner) um den Zusammenhang zwischen theoretischer Bestimmung von Subjektivität und psychologischen Methodenfragen und die Position der Kritischen Psychologie dazu.

3. Die methodologisch begründete Spaltung psychologischer Forschung in Grundlagen- und Angewandte Forschung

Dazu möchte ich zur Vorklärung noch einige an die gestrigen Überlegungen Klaus HOLZKAMPs anknüpfende Bemerkungen zum **Verhältnis von Grundlagenforschung, angewandter Forschung und angewandter Psychologie** machen, d.h. zu einer Form, in der die Trennung von Theorie und Praxis in **der mainstream-Psychologie** "wissenschaftsorganisatorisch" in Erscheinung tritt. Die genannte Differenzierung des "Angewandten Bereichs" bezieht sich darauf, daß zwischen Forschungen zur Lösung von mehr oder weniger praktischen Problemen und der Anwendung von "Psychologie" in der alltäglichen Berufspraxis differenziert wird. Für unsere folgenden Überlegungen können wir aber diese beiden Bereiche unter dem Aspekt zusammenfassen, daß es in beiden um die Lösung von **praktischen Problemen** geht; in diesem Sinne beziehen sich beide auf Praxis. Dieser Bezug ist aber, wie in Klaus HOLZKAMPs Beitrag gestern auseinandergelegt wurde, genau der, der in der **Grundlagenforschung**, die sich allein mit der Prüfung des Erklärungswerts von Theorien zu befassen habe, nicht hergestellt werden soll bzw. kann - was übrigens nicht ausschließt, daß Grundlagenforschung Auftragsforschung sein kann (vgl. auch IRLÉ 1975, S. 36, 505).

Ich möchte daran folgendes kritisch hervorheben.

Erstens erscheint, wenn man Theorie und Forschung als zwar vielfältig vermittelte und institutionell verselbständigte, aber dennoch in ihrer Genese

und Funktion analysierbare gesellschaftlich arbeitsteilige Differenzierungen des globalen gesellschaftlichen Reproduktionsprozesses begreift, die Auffassung der Problemunvermitteltheit von Forschungsfragen als Ausdruck illusionärer Selbstbespiegelung von Intellektuellen bzw. die Verfestigung eines gegenwärtig ggf. ungeklärten Zusammenhangs zu dessen grundsätzlicher Unklärbarkeit; auf jeden Fall wird eine Analyse derartige Zusammenhänge von vorneherein durch deren Bestreiten abgeschnitten: Folge davon sind im übrigen Historiographien, die den Verlauf dieser Wissenschaft allein dem Wirken von Personen oder dem Walten des Zeitgeistes zuschreiben, nicht aber den Versuch unternehmen, die Wissenschaftsentwicklung "aus dem Realzusammenhang des materiellen gesellschaftlichen Prozesses, der Weise der Produktion und Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens" zu begreifen (HOLZKAMP 1973, S. 39). Forschung nimmt ihren Ausgang immer von Problemen; inwieweit diese Forschung dann einen rein theoretischen bzw. theorieprüfenden Verlauf nimmt, ist abhängig von der (Entwicklung der) Fragestellung selber.

Zweitens läßt sich zeigen, daß diese im Wortsinne "Gegenüber-Stellung" von Grundlagenforschung und angewandter psychologischer Arbeit insofern Folge des gezeigten Primats der Methode vor dem Gegenstand ist, als gesellschaftliche bzw. alltäglich-lebensweltliche Probleme psychologischer Berufspraktiker und eben auch anderer, die psychologisches Wissen nutzen wollen, sich nicht einfach so zurichten lassen, daß sie der akademischen Methodenbehandlung unterworfen werden können. Da nun der Primat der Methode vor dem Gegenstand ja auch impliziert, daß sich Wissenschaftlichkeit allein an der Einhaltung bestimmter method(olog)ischer Regeln erweist, auf deren Anwendbarkeit sich die genannten Probleme nun gerade nicht zurichten lassen, ist in der Gegenüberstellung von Grundlagenforschung und angewandter psychologischer Arbeit immer auch mitgemeint, daß, wie im gestrigen Beitrag Klaus HOLZKAMPs ausgeführt, angewandte Forschung letztlich wissenschaftlich defizitär ist. Deshalb wird die Verwissenschaftlichung der angewandten psychologischen Arbeit auch darin gesehen, Konzepte aus der Grundlagenforschung unter möglichst weitgehender Befolgung deren einschlägiger method(olog)ischer Regeln auf ihre Anwendbarkeit zu prüfen. Ich kann auf die dabei grundsätzlich entstehenden Probleme, die sich ergeben müssen, wenn man versucht, den vorher begrifflich und methodisch wegabstrahierten Lebenszusammenhang nachträglich wie eine Kompl-

zierung - wiederum methodisch gebremst - hinzufügen will⁸, nicht eingehen; ebensowenig kann ich hier Probleme der psychologischen Praxisforschung (etwa SCHIEPEK 1984) erläutern, die mit Fragebogen, statistischen Erfolgskontrollen etc. mehr oder weniger traditionelle Sozialforschung nun eben nicht etwa über Obdachlose, sondern Heimpyschologen betreibt.

Worauf ich mit meinen zwei Bemerkungen über das Verhältnis von Grundlagenforschung und angewandter psychologischer Arbeit hinauswollte, ist folgendes: Die Trennung ist in der gezeigten Form⁹ **Aspekt der fehlenden Einheit von Gegenstand und Methode**. Dies heißt aber umgekehrt auch: In dem Maße, in dem es gelingt, eine psychologische Grundbegrifflichkeit zu entwickeln, die nicht aus methodischen Gründen systematisch von menschlichen Lebensproblemen abstrahiert, sondern im Gegenteil deren Aufschlüsselung dient, wird die gezeigte **Trennung von Grundlagenforschung und angewandter psychologischer Arbeit überflüssig und irreführend**. (Deshalb hat auch der Terminus "Grundlagenforschung" in HOLZKAMPs "Grundlegung der Psychologie" eine andere Bedeutung, nämlich die Untersuchung unspezifischer Funktionsgrundlagen menschlicher Handlungsfähigkeit, soweit sie nicht kategorial faßbar sind; vgl. 1983, S. 573 ff.) Mit der Überflüssigkeit dieser Trennung sind aber auch alle Überlegungen, psychologische Forschung sei schon deshalb, weil sie sich mit realen Lebensproblemen (im realen Kapitalismus) befasse, wissenschaftlich defizitär, fehl am Platze.

4. Historisch-empirische und aktualempirische Forschung in der Kritischen Psychologie

Wie schon angedeutet ist die Grundlage der Überwindung dieser Trennung und damit auch einer veränderten Funktion von Theorien für die Praxis die **Entwicklung einer psychologischen Begrifflichkeit**, mit der die wissenschaftliche Erfassung unreduzierter menschlicher Subjektivität möglich wird, und

8 HOLZKAMP (1986) geht auf diese Problematik in seinem Aufsatz über "'Wirkung' oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit ..." (S. 13) ein.

9 Mit der hier vorgetragenen, an Problemen der Grundbegrifflichkeit der Psychologie anknüpfenden Argumentation ist also nichts über das Verhältnis "Grundlagen"/"Anwendung" in anderen Wissenschaften gesagt.

die auch - Primat des Gegenstandes vor der Methode - die Grundlage für ein angemessenes methodisches Vorgehen ist. Der vermeintliche Zirkel, wie man denn einen Gegenstand erfassen will, wenn man dafür die Methoden noch nicht hat, löst sich, wie hier sicher allgemein bekannt, dadurch auf, daß die **Kritische Psychologie** sich in ihren methodischen Überlegungen nicht nur auf Methoden zur Analyse jetzt und hier ablaufender, in diesem Sinne eben "aktual-empirischer" Prozesse beschränkt, sondern in Anlehnung an LEONTJEW auch Methoden zur Entwicklung von Grundbegriffen ("Kategorien") entwickelt hat, also zur begrifflichen Fassung der **Dimensionen**, auf denen die aktualempirischen Prozesse abbildbar werden. (Ich werde darauf bei der Erörterung der Rolle der Kategorien im aktualempirischen Forschungsprozeß zurückkommen). Dabei wurden die Dimensionen des Psychischen bis hin zu seiner Erscheinung in Form menschlicher Subjektivität unter Auswertung des **empirischen** Materials auch anderer Wissenschaften wie der Biologie, Ethnologie, Anthropologie etc. **historisch rekonstruiert**. Mit diesem historischen Verfahren wurde ein Herangehen realisiert, psychologische **Begriffsbildung**, für die die traditionelle Psychologie eben keine methodischen Kriterien besitzt, wissenschaftlicher Diskussion zugänglich zu machen. Weil nun auch das Verfahren zur Begriffsbildung empiriebezogen ist, unterscheiden wir zwischen **historischer Empirie** zur Gewinnung von psychologischen Grundbegriffen und der **Aktualempirie** zur Untersuchung akuter Verlaufsprozesse.

Demnach gibt es in der Kritischen Psychologie **zwei Ebenen von Forschung: historisch empirische und aktualempirische mit je dafür spezifischen Methoden**, wobei die erste Ebene für die zweite das Fundament bietet. Es gibt aber **nicht**, wie in der traditionellen Psychologie, **zwei bloß aktualempirische, aber durch eine methodologische Wand getrennte Forschungswelten**, die als Gegensatz von Grundlagenforschung und angewandter psychologischer Arbeit in Erscheinung treten, und von denen eine, die "angewandte" nämlich, wegen der Uneinhaltbarkeit des (aktualempirischen) methodischen Kanons (der anderen) von reduzierter wissenschaftlicher Dignität sein muß.

Nachdem nun geklärt ist, warum wir uns bei der **Darlegung kritisch-psychologischer, subjektwissenschaftlicher Aktualempirie** nicht mit dieser Trennung herumschlagen müssen, ist damit nun aber keineswegs gesagt, daß keine methodischen Forschungsprobleme mehr beständen; in gewisser Weise

fangen sie damit erst an – aber sie sind nun in einer Weise zu stellen und perspektivisch zu lösen, daß wissenschaftliche Objektivierbarkeit und unreduzierte menschliche Subjektivität sich nicht mehr ausschließen.

Diese Forschungsprobleme kann man erst einmal unter der Fragestellung zusammenfassen, wie die kategorialen Bestimmungen der Kritischen Psychologie für die Aufschlüsselung empirischer Phänomene nutzbar gemacht werden können.

5. Die erkenntnisstrukturierende Funktion von Kategorien in der aktualempirischen Forschung

Um diese Fragestellung genauer zu bestimmen, will ich zunächst die **allgemeine** Funktion psychologischer Grundbegriffe oder, wie wir eben sagen: Kategorien, im aktualempirischen Forschungsprozeß darstellen (vgl. dazu auch HOLZKAMP 1983, S. 47, 510 ff.).

Kategorien als solche sind keine Besonderheit der Kritischen Psychologie, sondern sie repräsentieren die unvermeidlichen Grundvorstellungen davon, was man an der empirischen Realität überhaupt wahrnehmen kann, was man aus deren unendlicher Vielfalt hervorhebt, unabhängig davon, ob es sich um eine wissenschaftliche oder alltägliche Sicht auf die Welt bzw. sich selber handelt (wir werden – unter Bezug auf eine Diplomarbeit zur ABM-Betreuung von Jugendlichen – noch sehen, daß die Herausarbeitung von Alltagskategorien ein wichtiges Moment subjektwissenschaftlicher Aktualempirie ist). Kategorien der traditionellen Psychologie sind etwa die Begriffe "Reiz", "Reaktion" und "Verstärkung". Wichtig hervorzuheben ist, daß Kategorien nicht aus der unmittelbaren empirischen Realität, die sie strukturieren sollen, ableitbar sind. Ebenso wichtig ist, daß sie mit diesen empirischen Erscheinungen auch nicht zu bestätigen oder zu widerlegen sind. Nehmen wir als Beispiel eine lerntheoretische Zusammenhangsannahme: "Die intermittierende positive Verstärkung von korrekten Reaktionen auf bestimmte Reize ist wirkungsvoller als eine jedesmalige Verstärkung." Unabhängig davon, ob diese Annahme bestätigt wird oder nicht – die dabei in Anwendung gekommenen Kategorien "Reiz", "Reaktion" und "Verstärkung"

werden bei der Prüfung der Annahme **nicht** mitüberprüft. Das ist in der Kritischen Psychologie nicht anders: Begriffe wie Handlungsfähigkeit, Subjektbeziehungen/Instrumentalverhältnisse etc. stehen für aktualempirische Forschung zur Verfügung, aber sie stehen dort nicht zur Überprüfung an. Das heißt: Die grundsätzliche Erörterung bzw. Problematisierung von Kategorien (die von der Erörterung von Problemen damit, wie man denn nun Kategorien für aktualempirische Forschung fruchtbar machen kann, zu trennen ist) kann nur auf einer **der aktualempirischen Forschung vorgelagerten Ebene** erfolgen, jener Ebene, die bislang weitgehend von bloßen Definitionen und Setzungen bestimmt war, die aber, wie ich eben schon sagte, durch die historisch-empirischen Analysen der Kritischen Psychologie einer neuen Art von empiriebezogener Diskutierbarkeit zugänglich gemacht worden ist.

Die Unvermeidlichkeit kategorialer Vorstellungen beim Forschenden zeigt im übrigen die Problematik der Vorstellung von der "Offenheit" qualitativer Forschung, die ja als deren allgemeinste Besonderheit angesehen wird. Das Problem besteht zunächst darin, daß der Terminus "Offenheit" selber ziemlich offen ist. Einmal bezieht er sich auf einzelne Vorgehensweisen: So ist ein Interview "offener" als ein Fragebogen; dann bezieht er sich auf den Forschungsprozeß bzw. seine Phasen: Während im mainstream der methodisch geregelte Forschungsprozeß allein durch die Prüfung vorab festgelegter Hypothesen bestimmt ist, ist der qualitativ orientierte Forschungsprozeß dezidiert "offen" für die möglichst auch methodisch ausweisbare **Gewinnung** von Hypothesen. Schließlich aber wird unter "Offenheit" - meist im argumentativen Zusammenhang damit, daß eben auch die Hypothesen erst im Forschungsprozeß entwickelt werden - die (als theoretische Flexibilität vs. Dogmatismus gefeierte) Freiheit von Vorannahmen verstanden und zum Forschungsprinzip hochstilisiert. Nach dem vorhin Gesagten ergibt sich aber, daß eine derartige "Offenheit" illusionär sein muß. (Was sich dahinter verbirgt, ist dann meist auch ein Sammelsurium von Alltagsannahmen und theoretischen Versatzstücken; dies zeigt sich unausweichlich dann, wenn es um die Interpretation von Daten geht.)

Für die Notwendigkeit einer sozusagen kategorien-entbundenen "Offenheit", so wird häufig argumentiert, spreche, daß sonst die - in der Tat nicht ohne weiteres von der Hand zu weisende - Gefahr bestehe, daß empirische Realität ihrer ja erst zu untersuchenden Eigenart beraubt und bloß unter die vorgefaßten Vorstellungen des Forschers subsumiert würde. (So ist ja z. B. auch im Alltag die Subsumtion vielfältiger kleinkindlicher Handlungen unter "Trotz" ein wohlfeiles Mittel, sich mit lästigen Phänomenen nicht weiter inhaltlich auseinandersetzen zu müssen.) Vor unserem Hintergrund

kann sich angesichts der allgemeinen Unvermeidlichkeit und besonderen historisch-empirischen Begründetheit der Kategorien einerseits und der Notwendigkeit der unreduzierten Erfassung der empirischen Phänomene andererseits die Frage allerdings nur so stellen, **wie** man in der empirischen Forschung mit den Kategorien "umzugehen" habe.

Um der Beantwortung dieser Frage näherzukommen, besinnen wir uns auf den erwähnten Umstand, daß die Funktion von Kategorien darin besteht, an der Realität **das Wesentliche herauszuheben**, das, wovon überhaupt die Rede sein soll; daraus folgt ja, daß die **Realität wesentlich bestimmungsreicher ist als die Kategorien**, die diesen Bestimmungsreichtum **aufklären**, aber eben **nicht ersetzen** sollen, wie es dann der Fall ist, wenn empirische Sachverhalte in terminis von Kategorien beschrieben werden. In der "Grundlegung der Psychologie" sagt Klaus HOLZKAMP in diesem Zusammenhang:

"Da die Kategorien ... **analytische Bestimmungen**, aber keine einzeltheoretischen **Beschreibungsbegriffe** zur Identifizierung unmittelbar vorfindlicher psychischer Erscheinungen sind, ist es ein **Mißverständnis**, wenn man in seiner **eigenen Befindlichkeit** etwa **umstandslos nach 'produktiven' oder 'sinnlich-vitalen' Bedürfnissen** sucht und dabei entweder welche gefunden zu haben glaubt oder auch feststellt, man habe keine. Das Begriffspaar 'produktive'-'sinnlich-vitale' Bedürfnisse bezieht sich nämlich gar nicht direkt auf 'meine' erscheinende Bedürfnislage, sondern dient zur **analytischen Aufschließung** eines bestimmten **Verhältnisses** als deren wesentlicher Bestimmung, von der aus meine Bedürfnislage für mich in ihrem 'Aussagewert' für meine **Lebenlage** und die **sich daraus ergebenden Handlungsnotwendigkeiten** durchdringbar werden soll: des Verhältnisses zwischen der Verfügung über meine Lebensbedingungen und der 'menschlichen' Qualität meiner Möglichkeiten zur Bedürfnisbefriedigung/Daseinserfüllung" (S.516)

So ist es, um ein weiteres Beispiel anzuführen, kategorial vorausgesetzt, daß Menschen in problematischen Situationen ihre Handlungsfähigkeit behaupten wollen, ein Kind, das beim verbotenen Wegschmeißen ihm widerlichen Essens ertappt wird, ebenso, wie ein Sozialarbeiter, der Jugendliche zu irgendetwas motivieren will, oder eine Frau, die sich den sexuellen Zumutungen ihres Mannes zu entziehen versucht. Jeden dieser Vorgänge nun bloß der Kategorie "Handlungsfähigkeit" zuzuordnen, entspricht methodisch dem, was Wolfgang MAIERS (1979, S.74) in Anlehnung an ALTHUSSER "Wiederfindungsmethode" genannt hat; dies ist weniger ein Erkenntnisgewinn als ein **Realitätsverlust**, ein Verlust am Bestimmungsreichtum der

Realität nämlich. Dies bedeutet übrigens **nach allem Gesagten nicht**, daß erst mit der Aktualempirie Realitätshaltigkeit in den Forschungsprozeß gelangt: In ihrer empirisch-historischen Begründung haben die Kategorien ja "einen **eigenständigen subjektwissenschaftlichen Erkenntniswert in der Psychologie**" (HOLZKAMP 1983, S.511), der aber für aktualempirische Phänomene in der gezeigten Weise nicht von **beschreibender**, sondern **analytischer** Relevanz ist.

6. Objektivierbarkeit aktualempirischer Forschung als grundlegend kategoriales Problem

Nachdem ich bis hierhin die sozusagen erkenntnisstrukturierende Funktion der Kategorien im aktualempirischen Forschungsprozeß skizziert habe, möchte ich - im Anschluß an die Bemerkung vom eigenständigen Erkenntniswert der kritisch-psychologischen Kategorien - unter **kategorialen** Gesichtspunkten ein Problem ansprechen, das sonst nur **methodisch** diskutiert wird: wie nämlich eigentlich psychologische Erkenntnisse **objektiviert** werden können, ohne daß dabei menschliche Subjektivität aus methodischen Gründen dann doch wieder erheblich reduziert werden muß.

Diese Fragestellung provoziert die gängige Auffassung, daß sich unreduzierte Subjektivität und objektive Erkenntnis eigentlich ausschließen, weswegen auch - überspitzt formuliert - bloß die traurige Alternative bestehe, entweder im Sinne des **mainstream** objektivierte Trivialitäten oder im Sinne der qualitativen Forschung in ihrer Geltung ungeklärte Anekdoten unterschiedlichen Unterhaltungswerts präsentieren zu können. Da aber Methoden dazu dienen sollen, die **Objektivität** von Erkenntnissen zu sichern, bleibt vor diesem Hintergrund methodische Exaktheit wieder einmal Monopol des **mainstream** und die Methodendiskussion an den Methodenkanon des **mainstream** fixiert, so daß die Entwicklung einer demgegenüber alternativen methodischen Herangehensweise immer mit dem Problem konfrontiert ist, daß ihre Vorstellungen letzten Endes defizitär sind, "weicher" gegenüber den "harten" Methoden des **mainstream**. Dies ist nur dann aus der Welt zu schaffen, wenn **über die kategoriale Bestimmung empirischer Subjektivität** nicht nur begründbar wird, daß die "harten" Methoden als eben gegenstandslos nicht erkenntnismächtig, sondern auf neuer Grundlage objektive

Erkenntnisse möglich sind. Dies bedeutet in unserem Darstellungsgang, daß wir nun über die Feststellung der Notwendigkeit einer kategorialen Begründetheit aktualempirischer Forschung hinaus fragen müssen, ob in den Kategorien inhaltlich die Objektivierbarkeit des Psychischen repräsentiert ist.

Ansatzpunkt ist hierbei die Unhaltbarkeit der Auffassung, daß der **Standpunkt des Subjekts** wegen seiner **Gegebenheitsweise "Innerlichkeit"** auch völlig unzugänglich sei. Dagegen steht, daß der Umstand, daß je ich mich in meiner Weise zu den für mich vorfindlichen Weltgegebenheiten und zu mir wie auch zu den anderen Menschen verhalten kann und muß, daß ich immer "so und auch anders" handeln kann, daß ich also in einer prinzipiellen Möglichkeitsbeziehung zu mir und der Welt stehe, daß ich weiterhin wissen kann und weiß, daß dieses prinzipiell so auch meinesgleichen geht, daß also dies alles verständigungsfähig ist - daß also der so verstanden: **verallgemeinerte Standpunkt des Subjekts** selber als eine historisch gewordene Notwendigkeit und Möglichkeit aus dem materiellen Lebenszusammenhang entstanden und herausanalysiert worden ist. Er ist nämlich **Aspekt** des Prozesses, in dem sich historisch die gesellschaftlich-menschliche Lebensweise herausbildete; deren Besonderheit hat Klaus HOLZKAMP (1983) bekanntlich als **"gesamtsocietätliche Vermitteltheit individueller Existenz"** charakterisiert.

Daran ist psychisch zentral, daß die Bedeutungen von Weltgegebenheiten menschliche Handlungen nicht mehr im direkten Sinne determinieren, sondern **Handlungsmöglichkeiten** eröffnen: der einzelne kann und muß sich zu sich und der Welt ins Verhältnis setzen, statt bloß auf fremdgesetzte Bedingungen blind reagieren zu können. Wenn im folgenden von **Bedeutungen** die Rede ist, sind in diesem Sinne immer Handlungsmöglichkeiten gemeint. - Indem nun der Standpunkt des Subjekts als **Aspekt** materialer gesellschaftlicher Lebensverhältnisse herausgearbeitet werden konnte, steht **Subjektivität** auch nicht mehr im **Gegensatz zu den objektiven Charakteristika des gesellschaftlichen Prozesses**. Mein subjektiver Standpunkt, heißt es bei Klaus HOLZKAMP, ist dann

"zwar der Ausgangspunkt meiner Welt- und Selbsterfahrung, aber damit keine unhintergehbare oder 'in sich' selbstgenügsame Letzttheit. (...) Der 'Standpunkt des Subjekts' schließt also die Berücksichtigung objektiver Bedingungen keineswegs aus, sondern ein (...) Aus dem Umstand, daß meine subjektive Erfahrung nicht wie eine Wand zwischen mir und der objektiven Realität steht, sondern daß ich meine Subjektivität selbst als einen Aspekt des materiellen Lebensgewinnungsprozesses ... zu durchdringen vermag, ergibt sich, daß ich über meine Erfahrung **viel**

mehr 'wissen' kann als sich aus ihrer **unmittelbaren** Beschreibung ergeben würde" (1983, S. 538 f.)

- unter Bezug auf inhaltliche Bestimmungen des Psychischen nämlich, in denen diese Zusammenhänge repräsentiert sind.

Bezüglich unserer Frage nach der inhaltlich begründeten **Objektivierbarkeit** des Psychischen ist aber, so hoffe ich, zunächst deutlich geworden, daß dieses Problem nicht erst im **Rahmen der aktualempirischen Forschungsmethoden** gelöst werden kann (vgl. HOLZKAMP 1983, S. 539), weil **aktualempirische Methoden mit diesem kategorialen Problem strukturell hoffnungslos überfordert sind**, was sich an der Fruchtlosigkeit der einschlägigen qualitativen Debatten zeigt, in denen Objektivität dann doch immer Monopol des mainstream bleibt. - Zu klären bleibt allerdings noch, welche methodologischen Prinzipien bzw. Forschungsregulative aus den inhaltlichen kategorialen Bestimmungen folgen und wie diese in der Forschungsarbeit zu konkretisieren sind.

Hierauf beziehen sich meine Ausführungen im folgenden und letzten Teil meines Beitrags. Dabei werde ich meine Darstellung an der inneren Logik eines solchen Forschungsprozesses orientieren und die dabei heraushebbaren Schritte an Beispielen aus neueren studentischen Forschungs-, nämlich Diplomarbeiten, aus unterschiedlichen Bereichen der Jugendarbeit (ABM-Maßnahmen, Segelschiffprojekt, gewerkschaftliche Bildungsseminare) unter **methodischen Gesichtspunkten** verdeutlichen. Kern der Darstellung sind aber die allgemeineren forschungsmethodischen Überlegungen, die ja auch den Zweck haben, **eher fallorientierte Darstellungen** in den nächsten Tagen der Ferienuniversität vorzubereiten.

7. Methodische Fragen der Bedingungs-Bedeutungs-Begründungs-Analyse

Ausgehen möchte ich bei der damit zu klärenden Bedingungs-Bedeutungs-Begründungs-Analyse (vgl. dazu HOLZKAMP 1983, Kap. 9) von der schon angesprochenen Kategorie der "**Bedeutung**". In psychologischer Perspektive fassen wir ja gesellschaftliche Verhältnisse als Bedeutungskonstellationen auf, und diese als (Strukturen von) **Handlungsmöglichkeiten**. Der **logisch erste Schritt** eines psychologischen Forschungsprozesses besteht unter den

oben genannten Voraussetzungen also darin, die den Beteiligten gegebenen Handlungsmöglichkeiten, und das heißt natürlich auch: Handlungsbehinderungen in ihrem widersprüchlichen Verhältnis zueinander und gemäß der Lebenslage der Betroffenen in der Klassenschichtung der Gesellschaft herauszuarbeiten; dazu ist man allgemein auf vorgängige gesellschaftstheoretische Analysen angewiesen; es geht bei diesem Schritt in einem Wort darum, **gesellschaftsbezogene Sachverhalte psychologisch zu konkretisieren**.

Wir nennen diesen ersten Schritt "**Bedingungs-Bedeutungs-Analyse**". Schon mit der Skizze dieses ersten Schritts, denke ich, wird klar, daß, wie eben schon angedeutet, ein derartiger Forschungsprozeß nicht gleichsam über die Köpfe der Betroffenen hinweg organisiert werden, sondern nur mit ihrer aktiven Beteiligung erfolgen kann. Diese Notwendigkeit der **Partizipation der Betroffenen** wird noch deutlicher, wenn wir zum zweiten heraushebbaren Schritt eines subjektwissenschaftlichen Forschungsprozesses kommen, der **Begründungsanalyse**. Hierbei geht es darum zu analysieren, aus welchen Gründen die Betroffenen bestimmte Handlungsalternativen wahrnehmen, andere verwerfen oder ausklammern - wobei die unverzichtbare Voraussetzung für eine derartige Analyse bzw. überhaupt für einen solchen Forschungsprozeß darin besteht, daß die Betroffenen in existentiellen Problemsituationen derart stecken, daß sie mit ihren Problemlösungsstrategien immer wieder scheitern, das Problem nicht lösen können, aber einen Weg zur Lösung finden müssen. Das existentielle Interesse der Betroffenen an der Lösung ihrer Probleme ist also unserer Konzeption nach ebenfalls unverzichtbares Moment der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnis in einem derartigen Forschungsprozeß¹⁰ - wie auch das Interesse des psychologischen Forschers selber Bestandteil der Verständigungsprozesse im Verlauf der Forschung sein muß.

Bei den Beispielen, auf die ich mich im folgenden beziehen werde, ist die Beteiligung der Betroffenen insofern ein Sonderfall, als die forschenden Studenten selber auch die "Betroffenen" sind - ein vor allem im Studium eigentlich günstiger Umstand, da auf diese Weise subjektwissenschaftliche

10 Damit ist im übrigen auch das Problem der Kontrolle, ob die "Vp" die Unwahrheit sagt, jedenfalls in seiner traditionellen Form, aufgelöst; andererseits wird an der Voraussetzung der Interessiertheit der Betroffenen klar, daß nicht alles und jedes zu jeder Zeit untersuchbar ist - sofern man nicht doch wieder von der Subjektivität der Betroffenen absehen will.

Aktualempirie "am eigenen Leibe" erfahren wird - eine Erfahrung, die eben zu einer dezidiert subjektwissenschaftlichen Konzeption dazugehört, weil, wie gesagt, in jedem derartigen Forschungsprozeß der Forscher seine eigenen Interessen mit zu analysieren hat, und weil zweitens grundsätzlich die subjektwissenschaftlichen Analysemittel auch für die unterschiedlichen psychologischen oder psycho-sozialen Praxisformen zu nutzen sind - es ist ja gerade eine Besonderheit der subjektwissenschaftlichen Psychologie, daß ihre Vertreter sich im Verlaufe ihrer Praxis nicht aus der Geltung ihrer Konzeptionen ausschließen.

Die erwähnten studentischen Arbeiten sind **Praxisanalysen**, in denen versucht wird, Problemen und Widersprüchen auf den Grund zu gehen, auf die sie selber (als Betroffene) während unterschiedlich langer Praktika gestoßen sind, und die sie zunächst einmal in aktuellen Notizen festgehalten haben. Diese Erfahrungen und Notizen bildeten den Ausgangspunkt für Praktikumsberichte bzw. Diskussionen im Plenum ihres Ausbildungsprojekts. Die hierbei gewonnenen Einsichten wiederum waren die Ausgangsbasis für die Diplomarbeiten, die dann - in relativ engem Kontakt mit dem Betreuer - geschrieben wurden.

Dieser Art Arbeiten ist folgendes gemeinsam:

- Sie sind das Resultat mehrerer Reflexionsebenen, auf denen versucht wurde, die unmittelbaren Erfahrungen, Eindrücke, Probleme, die vorgefundenen Regulations- und Bewältigungsformen auf die darin verborgenen psychologisch relevanten Bewegungsmomente hin zu analysieren. Sie sind also der Versuch, das von ihnen vorgefundene, im Beitrag von Klaus HOLZKAMP gestern schon angesprochene Praxis- und Zusammenhangswissen, aber auch die Regulationsformen, die es problematisch zurichten, zu explizieren.
- Sie sind damit Beispiele für ein Vorgehen, in dem die theoretische Analyse der eigenen Erfahrung und der eigenen Involviertheit in gegebene Formen der Problembewältigung als **Forschungsaspekt von Praxis** auftritt; und sie sind Beispiele für Formen, in denen praxisrelevante Forschung im gegenseitigen Austausch von eher praktisch und eher theoretisch-methodisch Arbeitenden unterhalb der Ebene großdimensionierter Forschungsvorhaben stattfinden kann - dies betrifft ja sowohl die zeitlichen und organisatorisch-institutionellen Zwänge des Studiums wie auch der beruflichen Praxis; sofern Forschung nämlich Aspekt von Praxis werden soll, um das vorhandene Erfahrungs- und Zusammenhangswissen der sog. Praktiker kritisch identifizieren zu können, muß diese Forschung in bewältigbaren Dimensionen ablaufen können.
- Aufgrund ihrer Besonderheit, **Praktika**-Analysen zu sein, was bedeutet, daß die betreffenden Studenten nur vorübergehend in den entsprechenden Bereichen tätig waren, sind die Analysen auf **Rekonstruktionen** beschränkt. In diesen Arbeiten können zwar Hypothesen **entwickelt** werden; diese können dann aber nicht in hypothesengeleiteter (alternativer) Praxis überprüft werden; außerdem ist die Einbeziehung der anderen Beteiligten (Jugendliche,

Betreuer, Behördenangehörige) in die Forschung durch den Sonderstatus "Praktikant" eher erschwert - und gegenteilige Erwartungen, daß die Praktikanten kleine Wundertäter mit einem in der Uni gepackten Sack voll Tips und Tricks sind, dienen auch kaum dazu, einen kooperativen Erkenntnisprozeß in Gang zu setzen.

Trotz dieser Einschränkungen waren diese Arbeiten nicht wertlos, und gerade wegen derartiger Einschränkungen sind sie als Beispiele geeignet - in gewisser Weise als Argument dagegen, daß sich subjektwissenschaftliche Forschungsregulative zu einer normativ-einschüchternden Forschungshinderungsregulation aufbauen. Diese Regulative sind insofern ein **Maßstab**, als sie erkennbar machen, welche Art von Aussagen ein gegebenes Forschungsergebnis zuläßt, sie dürfen aber nicht in der Weise zu einer **abstrakten Norm** werden, daß sie unter Vernachlässigung realer gesellschaftlicher, materieller und personeller Möglichkeiten ein Alles oder Nichts diktieren, daß sozusagen nur zu "Nichts" führt.

7.1. Die subjektwissenschaftliche Problemzentriertheit der Bedingungs-Bedeutungs-Analyse

Kommen wir nun auf den logisch ersten Schritt eines subjektwissenschaftlichen aktualempirischen Forschungsprozesses zurück, die Bedingungs-Bedeutungs-Analyse, deren Notwendigkeit daraus folgt, daß wir gesellschaftliche Bedingungen nicht als dem Menschen äußerliche Lebensumstände ansehen, sondern das Psychische selbst von Grund auf aus dem Vermittlungszusammenhang zwischen gesellschaftlicher und individueller Lebensgewinnung aufzuschließen versuchen. Die sich hier aber immer wieder stellende Frage ist die, welche der unendlich vielen vorstellbaren Bedingungen eigentlich in welchem Ausmaß analysiert werden müssen. Anders gefragt, wie kommt man über eine gewisse Beliebigkeit der Herausgreifens von Bedingungen in der Analyse hinweg? Ein erster Ansatzpunkt dafür ergibt sich daraus, daß die Bedingungs-Bedeutungs-Analyse sozusagen nicht von eigenständigem Wert oder Interesse, sondern **unselbständiger Bestandteil** einer **psychologischen** Analyse ist, in welchem möglicherweise einzelne ökonomische., soziologische, historische etc. Analysen in unterschiedlichem Ausmaß zu berücksichtigen, nicht aber selber durchzuführen sind (es sei denn, man arbeitet in einem großangelegten Forschungsprojekt, aus dem heraus diesbezüglich neue Fragen entstehen). Der Erkenntnisweg ist nicht der einer zunehmenden

Konkretisierung allgemeiner gesellschaftlicher und dann institutioneller Bedingungen auf das jeweilige Problem hin, sondern umgekehrt der von ungelösten Aspekten des Problems hin zu Bedingungen, die für die Analyse und Lösung des Problems von Bedeutung sein können (dies entspricht übrigens der kategorialanalytischen "Differenzierung gesellschaftlicher Bedeutungen vom Standpunkt des Individuums in seiner unmittelbaren Lebenslage/Lebenspraxis" (HOLZKAMP 1983, S.359) aus). Die Bedingungs-Bedeutungs-Analyse ist also in diesem Sinne **problemzentriert**. Ihre grundsätzliche Notwendigkeit ergibt sich **konkret** immer da, wo entweder überhaupt dem Forschenden unbekannt institutionelle Abläufe geklärt werden müssen (wer entscheidet über die Aufnahme eines kriminellen Alkoholikers in den sog. Maßregelvollzug, wie werden Kompetenzverteilungen zwischen Ärzten und Psychologen geregelt, etc.) oder mit Blick auf bloß interaktive Beziehungen oder unmittelbare Bewältigungsstrategien der Beteiligten das Problem unklar bleibt.

So hat bspw. Heinz ECKARDT (1987) in seiner Diplomarbeit "Die Denkfigur vom 'unmotivierten und defizitären Jugendlichen' - eine psychologische Analyse von Widersprüchen im ABM-Programm für Jugendliche" - geschildert, wie er die vordergründige Unfaßbarkeit und auch gegenüber psychologischen Beeinflussungsversuchen resistente Hartnäckigkeit des Desinteresses von als "unmotiviert" diagnostizierten arbeitslosen Jugendlichen an den Aktivitäten eines ABM-Programms erst aufschlüsseln konnte, als er versuchte, die realen Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen und die damit verbundenen Denkweisen der Jugendlichen in diesem Programm zu eruieren. Hierbei ging er zunächst vom Konzept der ABM-Betreuung als sozusagen seiner Arbeitsanleitung aus und zeigte, daß dies eine pädagogische Transformation der staatlichen ABM-Politik enthält, in deren Analyse er dann eine zunehmende Verschiebung der gesellschaftlichen Arbeitslosigkeitsproblematik auf psychische Defizite - formulierbar als Negation von Arbeitstugenden - der betroffenen Jugendlichen herausarbeitete, was sich eben in der pädagogischen Konzeption wiederfand. Außerdem analysierte er die widersprüchlichen Anforderungen an Jugendliche in ABM-Stellen und konnte in diesem Zusammenhang zeigen, wie ihnen hier, soweit sie sich in ihrem Verhalten der genannten Denkform in gewissem Ausmaß selber unterwerfen (was ja auch angesichts der Dominanz personalisierendes Denkens nahehegt), einen kurzfristigen "Benachteiligten-Bonus" sichern können, womit ein un-

mittelbares Gegeneinander von Jugendlichen und Pädagogen bzw. Psychologen, die zwischen pädagogischem Eifer und perspektivlos kumpelhafter Solidarität mit den Jugendlichen schwanken (soweit letzteres mit ihren eigenen Arbeitsplatzinteressen vereinbar ist), kaum aufhebbar ist. Auf diese Weise, im realen Sich-Einlassen auf die widersprüchlichen Handlungsbedingungen, konnte Heinz ECKARDT die Vorstellung vom 'unmotivierten und defizitären Jugendlichen' als Betreuer wie Jugendliche behindernde Denkfigur herausarbeiten, die, aus der unmittelbaren Situation nicht zu erklären, sondern diese eben verfestigend, ihre Beziehungen zersetzt.

In einer anderen Diplomarbeit, die von Andreas KLÖCKER (1987) verfaßt wurde, analysierte dieser seine Erfahrungen bei einem Segelschiff-Projekt, in dessen Rahmen mehrmonatige Meeres-Schiffahrten unternommen werden, im Verlauf derer Jugendliche zwischen Heim und Knast durch die Teilnahme an der auf einem großen Segelschiff erforderlichen Arbeit eine Art Resozialisierungsraum geboten werden soll. Ausgangspunkt Andreas KLÖCKERS war die ihn erschreckende, immer wieder eskalierende Gewalt an Bord, gegen die pädagogische Maßnahmen weitgehend ohne Einfluß blieben. Hier war es die - z.T. historisch orientierte - Analyse des die Heimerziehung wie ihre Alternativen kennzeichnenden widersprüchlichen In-einanders von Fürsorge und Repression, aus der heraus Andreas KLÖCKER die Prämisse für einen Widerstand der Jugendlichen glaubte ausfindig machen zu können, für die die Betreuer auf dem Schiff (einschließlich des Verfassers der Diplom-Arbeit) in pädagogischer Haltung und "reingezogen" in unmittelbare Situationsbewältigungen immer wieder blind würden, wobei die Funktionalität dieser Bewältigungsformen darin bestehe, die durch die eigene Arbeit mitgesetzten Widersprüche ertragen zu können - eine ebenso kurzschlüssige Erwartung wie die der ABM-Betreuer. (Zusätzlich untersuchte Andreas KLÖCKER Aspekte der von ihm in Anlehnung an GOFFMAN "total" genannten Institution "Schiff", woraus sich für ihn weitere verschiedene Situationen klärende Aspekte einer problemzentrierten Bedingungsanalyse ergaben.

7.2. Die inhaltlich-kategoriale Fundiertheit der Begründungs-Analyse

Vielleicht ist bis hierhin schon deutlich geworden, daß mit der problembezogenen Aufdeckung von (potentiellen) Bedeutungen von Bedingungen als Handlungsmöglichkeiten für die Betroffenen gleichzeitig schon ein Schritt in Richtung auf **Begründungsanalyse** getan ist. Meine Bemerkung von der Bedingungs-Bedeutungs-Analyse als **logisch** erstem Schritt eines subjektwissenschaftlichen Forschungsprozesses war ja schon darauf gemünzt, daß die analytisch zu trennenden Schritte in Wirklichkeit immer wieder ineinander übergehen.

Nach allen Ausführungen über die kategoriale Begründung aktualempirischer Forschung dürfte klar sein, daß eine Begründungsanalyse kein voraussetzungsloses Herumstochern im Nebel von allerlei Handlungsmöglichkeiten und Gründen meint, sondern daß sie eben von subjektwissenschaftlichen kategorialen Grundannahmen **inhaltlich** geleitet wird (dies in gewisser Differenzierung gegenüber bedingungsanalytischen Aspekten, die zwar kategoriale - gemäß der Kategorie "Bedeutung" als Vermittlungskategorie zwischen dem objektiv-ökonomischen und dem psychischen Aspekt der Existenz - gefordert, aber nicht im einzelnen **inhaltlich** durch subjektwissenschaftliche Kategorien bestimmt sind.) Grundannahme der Begründungsanalyse ist, daß Handlungsmöglichkeiten dem Individuum nicht ungebrochen, sondern immer in einem widersprüchlichen Verhältnis von Möglichkeiten und Behinderungen gegeben sind, das selber wiederum keineswegs auf den ersten Blick offensichtlich ist, sondern systematisch - auch bedingungsanalytisch - herauszuarbeiten ist.

Ausgangspunkt ist eine Situation des/der Betroffenen, in der grundsätzlich die Alternative besteht, bloß zugestandene Möglichkeiten zu nutzen oder diese Möglichkeiten selber zu erweitern; diese zweite Möglichkeit birgt aber das Risiko in sich zu scheitern bzw. sich Konflikte mit Mächtigeren einzuhandeln. Die genannte Alternative ist also mit dem Widerspruch belastet, daß das Arrangement mit der gegebenen Situation für das Individuum existentiell belastend ist (diese Lage ist ja, wie gesagt, für den Forschungsprozeß vorausgesetzt), andererseits für es Bedeutungsbezüge im Vordergrund stehen (können), aufgrund derer ihm die Aufrechterhaltung dieser Situation sicherer erscheint als ihre ja auch risikoreiche Veränderung. Unter der (apriorischen, vgl. HOLZKAMP 1983, S.350) Voraussetzung, daß sich

niemand bewußt schadet, besteht die zentrale Widersprüchlichkeit dieser Situation also darin, daß das Individuum, indem es sich auf die Bedingungen, unter denen es leidet, einläßt, gleichzeitig dazu beiträgt, diese Bedingungen und damit sein Leiden zu festigen. Wenn man sich nun fragt, warum solche belastenden und ineffektiven, von uns als "restriktiv" charakterisierten Problembewältigungsstrategien gleichwohl für das Individuum subjektiv funktional sind, stößt man u. a. darauf, daß derartige Strategien auch gesellschaftlich nahegelegt sind, sei es direkt, durch ideologische Systeme, sei es indirekt, durch die Struktur der bürgerlichen Gesellschaft. Danach wird nämlich die geschilderte gesellschaftliche Vermitteltheit "meiner" Existenz, zu der ja auch deren "problematische" Seiten gehören, praktisch und gedanklich ausgeklammert. -

Jedes Individuum steht in einer unmittelbaren Realität, einer Alltagspraxis, der ihre "Vermitteltheit" nicht ohne weiteres anzusehen ist. Es erscheint ihm spontan so, daß Konflikte, die in seiner unmittelbaren Lebenswelt auftreten, auch dort entstanden und unter alleinigem Bezug auf diesen kleinen Zusammenhang lösbar sind. Es ist dann sisyphosartig mit dem Versuch befaßt, seine Lebensqualität durch Arbeit an sich selber, an seinen unmittelbaren Beziehungen etc. zu erhöhen. Grundsätzlich, so eben unsere Annahme, sind spontane Bewältigungsstrategien derartig auf **unmittelbare Gegebenheiten**, vordergründig erscheinende Zusammenhänge fixiert - was auch einschließt, daß man, bezogen auf andere Menschen, deren "Subjektivität", Gründe etc. ausklammert, aus dem Versuch einer vernünftigen Verständigung aussteigt, Leute mit Eigenschaften etikettiert etc.

Zentral an diesen Überlegungen ist, daß die Begründungsanalyse immer darauf abzielt, die subjektive Funktionalität restriktiver Bewältigungsstrategien im Verhältnis der gesellschaftlichen Vermitteltheit der Existenz und der Unmittelbarkeitsfixiertheit alltäglicher Praxis zu begreifen. Bezogen auf unsere Beispiele bedeutet das herauszufinden, wie und warum es immer wieder passiert, daß man als Betreuer in jene pädagogischen Haltungen hereinrutscht, die einerseits kurzfristig davon entlasten, die eigene Arbeit zu hinterfragen, in denen aber andererseits die wesentlichen Problemebenen ausgeklammert werden, womit die Probleme unlösbar werden.

Es liegt auf der Hand, daß hier die Situationen der nur kurzfristig involvierten Praktikanten andere sind als die der in den verschiedenen Bereichen längerfristig Tätigen; aus diesem Grunde sind in, wie gesagt, weit-

gehend rekonstruktiven Arbeiten wie den genannten begründungsanalytische Momente, wenn sie auch nicht völlig fehlen, weniger explizierbar als bedingungsanalytische. - Direktere Bezüge zu begründungsanalytischen Aspekten haben sich aufgrund einfacherer bedingungsanalytischer Verhältnisse in einer von Jürgen PETEREIT (1987) verfaßten Diplomarbeit ergeben, in der es um Widersprüche in der gewerkschaftlichen Jugendbildungsarbeit in dafür durchgeführten mehrtägigen Seminaren außerhalb des Wohnorts der Jugendlichen ging. Auch hier stand ein Motivationsproblem im Vordergrund, nämlich die Jugendlichen während der Seminare zum aktiven Mitmachen beim Lernen zu kriegen bzw. meßbare Erfolge qua gewerkschaftlicher Organisation der Jugendlichen vorweisen zu können. Durch eine Herausarbeitung sowohl der Probleme, die für die Teamer (Betreuer) bei der Vorbereitung und Durchführung der Seminare auftraten, als auch der Sicht der Teamer auf diese Probleme konnte Jürgen PETEREIT zeigen, wie bei der Vereinbarung der Teilnahme der Jugendlichen faktisch ein Geschäft stattfindet, in dem die Teamer - zwar unter Angabe des inhaltlichen Seminarthemas, mit dem das Ziel (der Teamer und ihrer Organisation) erreicht werden soll, aber eben unter Verschweigung eben dieses Ziels - Freizeit- und Erholungswert gegen Bildungsbereitschaft bieten. Diese Doppelbödigkeit beschert den Teamern zwar erst einmal durchaus erfreuliche Teilnehmerzahlen; ihr weiteres Kalkül geht aber nicht auf: Schon die Seminare durchführung leidet unter dem Desinteresse der Jugendlichen, ohne daß es grundsätzlich gelingt, dies zu ändern - ganz zu schweigen davon, daß die Seminare bei den Jugendlichen die erwünschten Organisierungstendenzen zeitigten. Unter Bezug auf das Konstrukt "Instrumentalverhältnisse" konnte Jürgen PETEREIT nun zeigen, daß, solange die Beteiligten in den genannten Dimensionen danken, Ansätze zu einer kooperativen Durcharbeitung ja tatsächlich bestehender Lebensprobleme der Jugendlichen immer wieder zer-setzt werden müssen. Der kategoriale Bezug auf "Instrumentalverhältnisse" hatte dabei eben nicht die Funktion, die empirischen Gegebenheiten im Sinne einer restriktiven Variante restriktiver interpersonaler Beziehungen bloß zu klassifizieren, sondern die Dynamik dieser Beziehungen zu begreifen.

7.3. Theorienbildung als Vermittlung zwischen Kategorien und Empirie

Die geschilderte Überlegung Jürgen PETEREITS, "Bildungsbereitschaft gegen Urlaubsmöglichkeit", ist eine **theoretische** Überlegung, die, wenn man so will, die Beziehung von Kategorie und Empirie konkret auf den Punkt bringt. Wenn man diese theoretische Überlegung, die in Jürgen PETEREITS Arbeit allerdings nur **einen** Strang bildet (zur Aufschlüsselung des gesamten Seminarverlaufs gehörten also noch weitere theoretische Überlegungen), in die **Form einer allgemeineren theoretischen Annahme** bringt, könnte diese etwa folgendermaßen lauten: "In dem Maße, in dem im Zusammenhang mit einem intendierten Bildungsprozeß vom Lehrenden die Teilnahme der Lernenden durch die Gewährung eines dem Bildungsprozeß äußerlichen Vorteils erkaufte wird, werden damit interpersonelle Beziehungen konstituiert, die lernbehindernd sind." Hiermit wären noch weitere Überlegungen etwa über Motivation zu vermitteln, die ich aber hier nicht weiter verfolgen kann. Allgemein formuliert: **Theorien** sind kategorial gegründete Zusammenhangsannahmen über aktualempirisch untersuchbare Prozesse. Theorien haben also einen kategorialen wie einen aktualempirischen Bezug. Das eigentliche aktualempirische Forschungsproblem, so können wir unsere Überlegungen zusammenfassen, besteht darin, den für das Problem relevanten Kategorialebezug und in diesem Rahmen die sich damit ja nicht schon automatisch ergebende Theorie zu entwickeln und so **Praxis in theoretischer Form auf den Begriff zu bringen**. In diesem Sinne setzt eben die **Kommunizierbarkeit praktischer Erfahrung** ihre **theoretische Durchführung** voraus. Wie Ihr wißt, steckt dieser Prozeß noch in den Anfängen, und es wird weiterer (Auswertungen) konkreter Forschung bedürfen, bis Theoriebildungsprozesse wie die hier skizzierten selber einer genaueren verallgemeinerten methodischen Fassung zugänglich sein werden. - Ich möchte in diesem Zusammenhang nur noch anmerken, daß sich im Rahmen derartiger Theoriebildung, sofern sie in strukturell vergleichbaren Bereichen entwickelt wird, wiederum kategorienbezogene übergeordnete theoretische Vorstellungen ergeben bzw. daß dabei zur Konkretisierung schon bestehender theoretischer Vorstellungen beigetragen werden kann. So ist bspw. in den geschilderten Arbeiten eine Strukturähnlichkeit insofern gegeben, als es in allen Beispielen um eine pädagogisch intendierte Ausklammerung der Subjektivität von "Zöglingen" geht, ein Zentralproblem von Erziehung, das schon im Rahmen des Projekts "Subjektentwicklung in der frühen Kindheit" (SUFKI) von Klaus HOLZKAMP

(1982) theoretisch entwickelt worden ist. Ich muß es hier aber bei diesen Andeutungen belassen und allmählich zum Schluß kommen.

7.4. Bedeutungs-Begründungs-Zusammenhänge als Ansatzstellen für Objektivierung und Verallgemeinerung

Wie erwähnt, besteht der eigentliche Sinn solcher theoretischen Überlegungen darin, die Zusammenhänge zu begreifen, deren Ausklammerung gerade die bestehenden Probleme befestigt und verstärkt. Dieses Begreifen muß nun seine Richtigkeit in einer veränderten Praxis erweisen. Wir nennen eine solche als Wahrheitskriterium dienende Praxis im Forschungszusammenhang **kontrolliert-exemplarische Praxis**. Ich hatte schon gesagt, daß dies in den geschilderten studentischen Arbeiten nicht realisiert werden konnte, eine Überprüfung der theoretischen Überlegungen ihnen in diesem Sinne also nicht möglich war, so daß ich mich, da ich die folgenden Überlegungen nicht unter Bezug darauf veranschaulichen kann, auf meine einschlägigen Ausführungen in der Hamburger Ringvorlesung beziehe.

Praxis heißt ja nun in unserem Zusammenhang, daß die theoretischen Überlegungen mit dem Ziel der Verbesserung der Situation mit der Realität konfrontiert werden. Die Resultate theoretischer Analysen wären also dann und in dem Maße **objektiviert**, wie es gelingt, Handlungsgründe von Leuten mit ihrer Sichtweise von den auch objektiv aufzuklärenden Bedingungen zu vermitteln, mit denen sie es zu tun haben, und durch deren Änderung sie zumindest in gewissem Grade ihre Probleme lösen können, d.h. daß die blinden Mechanismen, wie sie in der theoretischen Annahme formuliert sind, nicht mehr so ohne weiteres und quasi-automatisch durchschlagen können. Die Einschränkung "bis zu einem gewissen Grade" gilt deshalb, weil die Veränderbarkeit vieler Bedingungen und Bedingungskonstellationen die Möglichkeiten bloß individueller Handlungen übersteigt und eine andere, gesellschaftliche Größenordnung erfordert. Grundsätzlich ist aber mit der Bedingungs-, Bedeutungs- und Begründungsanalyse je meine subjektive Befindlichkeit als mit meinen Lebensbedingungen vermittelt zu begreifen; diese Analyse soll also den eben allgemein skizzierten Zusammenhang je meines Standpunktes mit den mir gegebenen objektiven Lebensverhältnissen aufschlüsseln. - Daraus ergibt sich auch ein Ansatz, in Heraushebung der hier wesentlichen Dimensionen das zu kennzeichnen, was auch für andere in ver-

gleichbarer Lage gelten kann, also faktisch Handlungsmöglichkeiten in sog. "Möglichkeitstypen" verallgemeinert zu fassen zu versuchen. Solche Typisierungen beziehen sich hier also nicht auf Menschen und ihnen zugeschriebene Eigenschaften o. ä., sondern auf Handlungsmöglichkeiten bei gegebenen Bedeutungs- und Begründungsverhältnissen.

Damit ist unser als **Möglichkeitsverallgemeinerung** gekennzeichnete Verallgemeinerungsansatz im Prinzip umrissen: Ich hatte ja eben schon erwähnt, daß zwischen objektiv-allgemeinen Lebensbedingungen und subjektiver Lebensführung keine Wand besteht, vielmehr der **einzelne** in seinen Denk- und Handlungsweisen **allgemeine** Momente seiner objektiven Lebensverhältnisse realisiert. Je meine Probleme, Befindlichkeiten und Lebensmöglichkeiten sind notwendig mit den allgemeinen Prozessen der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse vermittelt. Indem ich nun in den genannten analytischen Schritten die konkreten Ebenen dieser Vermittlung herausarbeite, arbeite ich eben auch die allgemeinen Aspekte meiner eigenen Existenz heraus, und zwar so, daß diese damit selber in ihrer Besonderheit erst klar wird; daß die Herausarbeitung der allgemeinen und besonderen Aspekte zwei Seiten einer Medaille sind, ist dabei der Witz der Sache, die wir, wie gesagt, **Möglichkeitstyp** nennen. Die in dieser Analyse angelegte Möglichkeit zur Verallgemeinerung wird praktisch dadurch realisierbar, daß andere in gleicher Lage sich unter diesen Möglichkeitstyp subsumieren, wobei von theoretischem Interesse im Rahmen dieser Selbstsumtionen sich ergebende Differenzierungen des Möglichkeitstyps sind.

Ich hatte ja schon erwähnt, daß man sich eine Begründungsanalyse, wie ich sie eben skizzierte, nicht als einen frage-/antwortartig prozessierenden interviewförmigen Vorgang, der sich nahtlos an die Bedingungs-Bedeutungs-Analyse anschliesse, vorstellen darf. Denn erstens werden diese beiden Schritte, die ja nur im Sinne einer inneren Logik der wesentlichen Aspekte des empirischen Forschungsprozesses zu verstehen sind, empirisch ineinander übergehen. Zweitens aber sind derartige Analysen, sofern sie nicht in erster Linie rekonstruktiv sind, wegen der praktischen Dynamik der involvierten Lebensprobleme **längerfristige** praktische Prozesse, die das SUFKI wie unter dem Gesichtspunkt ihres auch zeitlichen Ablaufs am Konzept der sog. **Entwicklungsfigur** verdeutlicht hat (vgl. MARKARD 1985).

Die Entwicklungsfigur ist ein Konzept, das sich gleichsam als eine auf dieses Projekt bezogene **operationale Fassung der Bedingungs-Bedeutungs-**

Begründungs-Analyse ergeben hat, und in dessen Rahmen wir seinerzeit auch methodische Einzelkonzepte entwickelt haben, auf die ich im Zuge dieses allgemeinen Überblicks nicht mehr eingehen kann, so wie ich überhaupt in meinen Ausführungen auf die Erörterung einzelmethodischer Fragen (Beobachtung, Tagebuch, Interview, Auswertungsvorgehen) verzichten mußte. Ggf. können wir darauf in der Diskussion zurückkommen - für manche im wahrsten Sinne des Wortes "zurück", da diese Dinge ja z.T. schon auf der letzten Ferienuniversität in Innsbruck diskutiert worden sind.

Literatur

- ADORNO, Th. et al., 1972. Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt.
- BLAUNER, B. & WELLMAN, D., 1982. The researcher and the researched. In: Smith, R. B. & Manning, P. K. (eds.), Qualitative methods. Volume II of Handbook of Social Science Methods. Cambridge, Mass., 101-113.
- BLUMER, H., 1969. The methodological position of symbolic interactionism. In: Blumer, H., Symbolic interactionism - perspective and method, Englewood Cliffs, 1-60 (dt. Übersetzung in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Reinbek 1973, Bd. 1, 80-146).
- BRAUN, K.-H., 1987. Was kann die pädagogische Handlungsfor- schung von der Diskussion um die "objektive Hermeneutik" lernen?, In: Braun, K.-H., Wunder, D. (Hg.), Neue Bildung - Neue Schule. Weinheim, 66-86.
- ECKARDT, H., 1987. Die Denkfigur vom "unmotivierten und defizi- tären Jugendlichen". Eine psychologische Analyse von Widersprüchen im ABM-Pro- gramm für Jugendliche. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin.
- HOLZKAMP, K., 1973. 1978⁴. Sinnliche Erkenntnis - Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrneh- mung. Frankfurt/M.
- HOLZKAMP, K., 1982. "We don't need no education...". Forum Kritische Psychologie 11, 113-125.

- HOLZKAMP, K., 1983, 1985². Grundlegung der Psychologie. Frankfurt/M.
- HOLZKAMP, K., 1986. "Wirkung" oder Erfahrung der Arbeitslosigkeit - Widersprüche und Perspektiven psychologischer Arbeitslosenforschung. Forum Kritische Psychologie 18, 9-37.
- HORN, K., 1979. Einleitung. In: Horn, K. (Hg.), Aktionsforschung: Balanceakt ohne Netz? Methodische Kommentare. Frankfurt/M., 9-18.
- IRLE, M., 1975. Lehrbuch der Sozialpsychologie. Göttingen.
- KLAFKI, W., 1987. Innere Schulreform, empirische Bildungsforschung und das "Marburger Grundschulprojekt". Wolfgang Klafki im Gespräch mit Karl-Heinz Braun und Erwin Reichmann. Pädagogik heute, Heft 9, 16-22.
- KLÖCKER, A., 1987. Heimerziehung und Widerstand. Eine Analyse der gesellschaftlich-institutionellen Bedingungen des sozialtherapeutischen Segelprojekts "Outlaw". Unveröffentlichte Diplom-Arbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin.
- KLÜVER, J. & KLÜVER, H., 1972. Aktionsforschung und soziologische Theorien. Wissenschaftstheoretische Überlegungen zum Erkenntnisinteresse in der Aktionsforschung. In: Haag, F. et al. (Hg.), Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder, Forschungspläne. München, 76-99.
- MAIERS, W., 1979. Wissenschaftskritik als Erkenntniskritik. Zur Grundlegung differenzieller Beurteilung des Erkenntnisgehalts traditioneller Psychologie in kritisch-psychologischen Gegenstandsanalysen. Forum Kritische Psychologie 5, 47 ff.
- MAIERS, W. & MARKARD, M., 1986. Kritische Psychologie. In: Rexilius, G. & Grubitzsch, S. (Hg.), Psychologie. Theorien - Methoden - Arbeitsfelder. Ein Grundkurs. Reinbek 1986, 661-680.
- MARKARD, M., 1984. Einstellung - Kritik eines psychologischen Grundkonzepts. Frankfurt/M.: Campus.
- MARKARD, M., 1985. Konzepte der methodischen Entwicklung des Projekts Subjektentwicklung in der frühen Kindheit. In: Projekt SUFKI 1985, 101-120.
- MARKARD, M., 1987. Probleme und Konzepte subjektwissenschaftlicher Aktualempirie. Forum Kritische Psychologie 20, 37-48.

- PETEREIT, J., 1987. "Bildungsbereitschaft gegen Urlaubsmöglichkeit". Eine psychologische Analyse von behindernden Strukturen in der politischen Jugendbildungsarbeit unter besonderer Berücksichtigung der Position des Teamers. Unveröffentlichte Diplom-Arbeit am Psychologischen Institut der Freien Universität Berlin.
- SCHIEPEK, G., 1984. Praxisformen in stationären psychosozialen Einrichtungen. Salzburg.
- SCHNEIDER, U., 1980. Sozialwissenschaftliche Methodenkrise und Handlungsforschung. Frankfurt/M.: Campus.
- ZECHA, G. & LUKESCH, H., 1982. Die Methodologie der Aktionsforschung. Analyse, Kritik, Konsequenzen. In: Patry, J.-L. (Hg.), Feldforschung. Bern: Hußer, 366-387.

Ole Dreier, Margret Kleinmanns, Monika Konitzer-Feddersen, Hans-Peter Michels, Anneli Raitola

Die Bedeutung institutioneller Bedingungen psychologischer Praxis am Beispiel der Therapie

1. Fragestellung

- 1.1 Ausklammerung der Bedeutung institutioneller Bedingungen für therapeutische Praxis in traditionellen Therapiekonzepten
- 1.2 Aufarbeitung eines Konzepts therapeutischen Handelns als vermittelt durch seine gesellschaftliche Bedingungen
- 1.3 Theorie-Praxis-Konferenz: der individuell-subjektwissenschaftliche Beitrag dazu

2. In der Klinik: Versorgungsstruktur und Verantwortung für das Wohl der Klienten

- 2.1 Subjektiver Druck, Resignation, Stellenwechsel und Widerstand
- 2.2 Hinterfragen eigener Deutungen der Verhältnisse
- 2.3 Institutionelle Lage, finanzielle Grundlage und Erfolgsdruck
- 2.4 Individualisierung der Verantwortung für Klientenschicksale und die besondere Funktionalität von Verhaltenstherapie
- 2.5 Schlußfolgerungen

3. Im Verein: selbstorganisierte Berufspraxis

- 3.1 Der privat organisierte Aufbau einer Beratungsstelle als individuelle Chance
- 3.2 Private Freiheit vs. unabgesicherte Arbeit in der Einrichtung: ein auftauchender Widerspruch
- 3.3 Personalisierung privater Arbeitsverhältnisse und struktureller Widersprüche
- 3.4 Interne Konflikte im Widerspruch zwischen Gefährdung des Vereins und dessen Absicherung: Abwehr oder Verarbeitung?
- 3.5 Sich über die Beziehungsebene hinausarbeiten: neue Fragestellungen und Aufgaben, ein verändertes Verhältnis zu den eigenen Klienten
- 3.6 Schlußfolgerungen

4. Im Zentrum: Entwicklung psychologischer Berufstätigkeit als individuelle Aufgabe

- 4.1 Zur Institution Gesundheitszentrum
- 4.2 Wie kamen Psychologen ins Gesundheitszentrum?
- 4.3 Unbestimmte Aufgaben und Suche nach Begriffen
- 4.4 Die eigene Position im Entwicklungsprozeß bestimmen und verändern
- 4.5 Schlußfolgerungen

1. Fragestellung

1.1 Ausklammerung der Bedeutung institutioneller Bedingungen für therapeutische Praxis in traditionellen Therapiekonzepten

In den vorfindlichen Therapiekonzepten interessieren fast ausschließlich nur die Klienten. Die Therapeuten werden indirekter abgehandelt als die, woran die Vorgaben, Forderungen, Empfehlungen und dergleichen beruflicher Praxis, die angeblich nur aus den Bedürfnissen der Klienten abgeleitet sind, gerichtet werden, und die diese Forderungen realisieren sollen. Die Bedeutung der Bedingungen therapeutischer Tätigkeit bleibt meist unthematisiert. Spielen sie doch eine Rolle, muß diese privat von den einzelnen Therapeuten verarbeitet und berücksichtigt werden.

Dies beruht auf der Annahme, die Bedingungen beruflicher Praxis seien eine Art äußerlicher Rahmenbedingungen, von deren Einfluß bei der unmittelbaren Fallarbeit abstrahiert werden könne, als ob sie keine Bedeutung dafür haben und Therapie überall gleich ausgeübt werden könne und solle. Im Gegenteil hierzu gestehen die meisten ohne weiteres ein, daß die Lebensbedingungen der Klienten und die Handlungszusammenhänge, worin sie leben, für die Entstehung und Überwindung ihrer Probleme von großer Bedeutung sind. Warum sollten denn vernünftige Therapiekonzepte ohne entsprechende Berücksichtigung der beruflichen Handlungsräume der Therapeuten auskommen können? Wir werden im Gegenteil für ein gleichartiges Begreifen beruflicher Praxis plädieren.

1.2 Aufarbeitung eines Konzepts therapeutischen Handelns als vermittelt durch seine gesellschaftlichen Bedingungen

Da therapeutische Praxis real gesellschaftlich vermittelt ist, ist sie ohne Bezug auf ihre Bedingungen unbegreiflich, d.h. nur deutend und personalisierend zu fassen. Die Prämissen beruflicher Handlungsgründe sind aus dem Verhältnis zu diesen Bedingungen zu klären. Die subjektiven Befindlichkeiten, Möglichkeiten und Widersprüche der Therapeutenpersönlichkeiten sind in diesem Rahmen zu verarbeiten. In Gesprächen zwischen Therapeuten über ihre Praxis wird die große Bedeutung institutioneller Bedingungen schnell

ersichtlich meistens jedoch nur als Ursache von Frustration, Sorgen, Belastungen, Druck, Schuld- und Verantwortungsgefühle, usw. thematisiert. Sie sprechen oft mehr über solche Bedingungen als über ihre Klienten. Die Bedingungen scheinen eine noch größere Bedeutung für die Ausübung ihrer Praxis zu haben als die Personen, die Klienten, in deren angeblichem Interesse sie durchgeführt wird.

Das verweist auf reale Machtgefälle therapeutischer Praxis. Aus demselben Grunde ist es schwierig und verbunden mit Konflikten, solche Analysen zu veröffentlichen, darüber zu reden und zu schreiben, wie wir es in der Theorie-Praxis-Konferenz (TPK) vorhaben. Das behindert die gemeinsame Verarbeitung solcher Probleme.

1.3 Theorie-Praxis-Konferenz: der individuell-subjektwissenschaftliche Beitrag dazu

Es ist der besondere Ausgangspunkt und Aufgabe der TPK, eine psychologische, d.h. individuell-subjektwissenschaftliche Analyse beruflicher Praxis zu leisten. Sie muß verbunden werden mit einer ökonomischen, gesellschaftstheoretischen, rechtlichen usw., da die subjektive Bedeutung der Bedingungen in ihrer objektiven verankert ist, jedoch (gemäß der allgemeinen Möglichkeitsbeziehung des Individuums dazu) auch nicht daraus abgeleitet werden kann. Uns interessiert deswegen die individuell-subjektive Verarbeitung beruflicher Handlungszusammenhänge aus der unmittelbaren widersprüchlichen Betroffenheit davon heraus. Wir machen die Handlungsfähigkeit, individuelle Handlungen und ihre Gründe, subjektive Verhaltensweisen und Befindlichkeiten von Berufspraktikern zum Gegenstand der Analyse - als einen Aspekt der Analyse institutionalisierter Berufspraxis, also notwendiger Bestandteil einer Theorie therapeutischer Praxis. Das geschieht aus dem Interesse heraus, Widersprüche und Handlungsmöglichkeiten zu klären in einer Weise, so daß die, die doch Subjekte dieser beruflichen Praxis sind: die Therapeuten, ihre Praxis damit systematischer verarbeiten und entwickeln können. Uns interessieren m.a.W. die Widersprüche und Entwicklungsmöglichkeiten beruflicher Handlungsräume. Unsere Ergebnisse sollen Therapeuten als Mittel der Analyse ihrer Praxis zur Verfügung gestellt werden. Deswegen analysieren wir individuelle Beispiele üblicher Problematiken gegenwärtig typischer therapeutischer Handlungsräume, in denen wir

stecken. Wir werden jetzt drei solcher Beispiele aus unterschiedlichen beruflichen Handlungsräumen vorstellen.

2. In der Klinik: Versorgungsstruktur und Verantwortung für das Wohl der Klienten

Ich arbeite als Gruppentherapeut in einer Rehabilitationseinrichtung für Alkohol- und Medikamentenabhängige, in der auf der Grundlage einer verhaltenstherapeutisch orientierten Breitbandtherapie Entwöhnungsbehandlungen durchgeführt werden. Die Einrichtung hat ca. 170 Betten; die Patienten werden in geschlossenen Gruppen von je 11 Patienten aufgenommen und durchlaufen als Gruppe ein 17-wöchiges Behandlungsprogramm. Das therapeutische Team besteht aus Psychologen, Dipl.-Pädagogen, Sozialarbeitern und -pädagoginnen, Suchtkrankentherapeuten, Ärzten, Sport- und Beschäftigungstherapeuten.

2.1 Subjektiver Druck, Resignation, Stellenwechsel und Widerstand

Bezogen auf diese Arbeit ist meine Befindlichkeit von einem subjektiv problematischen Gefühl von Druck geprägt, das auch andere Kollegen in Gesprächen artikulieren:

- Druck bekommt man von der Leitung durch Anrufungen: "Ihr müßt mehr und direkter mit den Patienten arbeiten; wir haben im Interesse des Patienten- und Allgemeinwohls einen Beitrag zur psychosozialen Versorgung zu leisten." Oder es wird versucht, durch handfeste schriftliche und mündliche Arbeitsanweisungen die Intensität unserer Arbeit zu erhöhen.
- Druck wird empfunden, wenn man in seiner therapeutischen Arbeit auf der Stelle tritt, wenn die Veränderungen im Verhalten der Patienten - die schon bald entlassen werden - so minimal oder nicht ausreichend sind, um in ihrer Welt 'draußen' bestehen zu können bzw. abstinent zu bleiben. Dieser Druck manifestiert sich in meinen Gedanken. Ich komme davon nicht einmal in meinen Träumen los.

- Druck empfinde ich ebenfalls, wenn in Fallvorstellungen Kollegen Vorschläge machen, was ich noch alles mit den Patienten machen könnte: "Hast du schon die und die Methode probiert?"
- Druck erlebe ich, wenn Mitarbeiter von Beratungsstellen, aber auch Angehörige signalisieren, daß das erbrachte Ergebnis (= der therapierte Patient) nicht ihren Erwartungen entspricht.

Im Zusammenhang mit unserer Arbeit wird von 'Ausgelaugtsein' geredet. Dieser Zustand wird durch den Druck in seinen unterschiedlichen Formen, aber auch durch die "fordernden Alkoholiker" hervorgerufen. Ängste und Resignation werden thematisiert: "Man kann nichts gegen das machen, was die Leitung uns serviert; sag ich was, stehe ich alleine." - Man hat die Angst, bei Aufmüpfigkeit die Stelle zu verlieren.

Ein Murren ist hörbar. In Treffs, bei denen die Leitung nicht anwesend ist, auch mehr. Es wird gespöttelt. Man gibt sich Fluchtgedanken hin: von Urlaub bis Stellenwechsel - "... mal nicht mehr mit Alkoholikern arbeiten zu müssen".

2.2 Hinterfragen eigener Deutungen der Verhältnisse

In einem ersten Versuch, die Gründe und Prämissen unserer subjektiv problematischen Befindlichkeiten zu analysieren, haben wir die Spezifik der Konflikte, Wahrnehmungen, Denkweisen und emotionalen Befindlichkeiten der Kollegen in bezug auf die Patienten, die Beziehungen untereinander und zur Klinikleitung untersucht. Wir sind zu dem Ergebnis gekommen daß wir den Großteil des Geschehens als Resultat der Interaktionen von bestimmten Personen mit spezifischen Persönlichkeitseigenschaften wahrnehmen. So fanden wir, daß, indem wir Schuldzuschreibungen gegenüber Kollegen, der Leitung und den Patienten betreiben, wir uns auseinanderdividieren und Hierarchiekonflikte lateralisieren.

Diese Erkenntnisse führten jedoch nicht dazu, daß wir das Personalisieren, Deuten und Schuldzuschreiben aufgaben, sondern lediglich in einigen wenigen Situationen unterließen.

Bei genauerer Betrachtung ergibt sich dagegen, daß die wesentlichen Widersprüche in unserer unmittelbaren Arbeit durch die Bedeutung unserer ökonomisch-gesellschaftlichen, strukturell-institutionellen Rahmenbedingungen vermittelt sind.

2.3 Institutionelle Lage, finanzielle Grundlage und Erfolgsdruck

Die Behandlung der Alkoholabhängigen findet unter widersprüchlichen Bedingungen statt. So herrschen Konkurrenz, Interessenskonflikte und ungeklärte Überlagerungen in den Aufgaben der verschiedenen Institutionen vor Ort.

Die **Kostenträger** (hauptsächlich die Rentenversicherungsträger) handeln als 'Monopol-Auftraggeber' mit den Fachkliniken die Pflegesätze aus und setzen Rahmenrichtlinien für das Therapieangebot bzw. für das Versorgungsangebot der Kliniken. Pflegesatz heißt, daß pro Patient pro Tag ein einheitlich festgesetzter Beitrag gezahlt wird. Im Prinzip existiert eine **Einzelfallberechnung**. Das bedeutet zum einen, daß möglichst viele Patienten für die gesamte Dauer der Therapie "motiviert" sein müssen, da nur dann die höchstmögliche Anzahl von Pflgetagen bezahlt wird. Zum anderen besteht bei gleicher Bezahlung für jeden ein Anspruch auf gleiche Leistung. Diese besteht in der gleichen Zuwendung des Therapeuten (unabhängig von spezifischen Bedingungen und Bedürfnissen des Patienten) und in einem gleichen, zumindest vergleichbaren, Behandlungsprogramm. Dem liegt das 'Modell der Kur' als Rehabilitationsleistung zur Wiederherstellung bzw. Sicherung der Erwerbsfähigkeit zugrunde. Die damit verbundenen Verwaltungsrichtlinien bestimmen durch die Hauptzuständigkeit der Rentenversicherungsträger die Struktur der Versorgung der Suchtmittelabhängigen. Dies führt dazu, daß die Kostenübernahme erst nach Durchlaufen eines Antragsverfahrens erfolgt, und daß während der Behandlungsmaßnahme vom Patienten aktive Mitwirkung verlangt wird. Ansonsten verliert er den Leistungsanspruch.

Als Monopolisten haben die Rentenversicherungsträger zwar die Möglichkeit, die Leistungsstandards für ihre Patienten zu bestimmen, was zu einer Verbesserung des Leistungsstandards im Vergleich zur Psychiatrie führte. Jedoch mangelt es gerade den Rentenversicherungsträgern an Geld - insbesondere nach der "Wende". Sie sind an möglichst niedrigen Pflegesätzen, einer Verkürzung der Behandlungsdauer bzw. einer ambulanten Behandlung oder aber an der Begrenzung ihrer Leistungspflicht interessiert.

Daher konkurrieren die **Fachkliniken** bei den Verhandlungen mit den Kostenträgern sowohl untereinander als auch mit ambulanten Versorgungsangeboten. Die jeweilige Klinikleitung muß bestrebt sein, bei möglichst geringem Pflegesatz ein möglichst die Richtlinien überbietendes Behandlungs-

angebot zu machen, um am Markt bestehen zu können. Außerdem muß nachgewiesen werden, daß die stationäre Behandlung trotz ihres höheren Preises der ambulanten Behandlung überlegen ist. Dieser Legitimationsdruck ergibt sich besonders in den Fachkliniken privater Träger, die ca. die Hälfte der Träger ausmachen. Auch unsere Einrichtung wird von einer GmbH getragen. Diese privaten Träger können aufgrund der Finanzierungsstruktur, die hier nicht näher ausgeführt werden kann, nur im stationären Sektor profitabel arbeiten, haben also ein Interesse an einer möglichst umfangreichen stationären Versorgung. Gleichzeitig müssen sie beweisen, daß trotz der Gewinnorientierung eine gute bzw. den ambulanten Behandlungskonzepten überlegene Therapie gemacht wird.

Als mögliche Mechanismen, eine gute Therapie von Seiten der Klinikleitung anzubieten, werden folgende real genutzt: Qualifizierte Arbeitskräfte billig einzukaufen; die Intensität der Arbeitsverausgabung via Managementmethoden wie Anreize einerseits, Durchsetzung von Stellenbeschreibungen und damit korrespondierende bzw. erst mögliche Kontrollmethoden oder Konkurrenzzerzeugung zu erreichen; arbeitsvertragliche Pflicht zur Weiterbildung auch in der Freizeit; ideologische Anrufungen, die den Mitarbeiter als Helfer ansprechen sollen, u. a. m.

Zu den **Beratungsstellen** besteht ein Geflecht widersprüchlicher Beziehungen: Die Fachkliniken konkurrieren auch hier untereinander, damit die Beratungsstellen möglichst die eigene Klinik mit ihren Patienten beliefern sollen. Das ist kompliziert, etwa weil die verschiedenen Beratungsstellen bzw. die dort Arbeitenden ganz unterschiedliche Vorstellungen über ein "gutes" Therapieangebot haben: weltanschaulich, die Therapierichtung betreffend, aber auch bezüglich der medizinischen Ausstattung, ob es eher für junge Patienten geeignet ist oder nicht, etc. Mittels der Zuweisung haben die Beratungsstellen eine erhebliche Macht über die Klinik. Sie kann so weitreichend sein, daß man eine Klinik boykottiert und ihr somit den Geldhahn zudreht. Daher haben z. B. kirchliche Träger, die sowohl Beratungsstellen als auch Kliniken unterhalten, die Anweisung, in der Regel die eigenen Kliniken zu belegen. Andererseits müssen die Beratungsstellen, um ihrerseits auf Dauer finanziert zu werden, ihre Existenzberechtigung nachweisen, indem sie sich nicht nur auf Beratung und Vermittlung beschränken, sondern auch Behandlung anbieten. Hierdurch treten sie in Konkurrenz sowohl zu den **Fachkliniken** wie zu den **niedergelassenen Ärzten** und **Allge-**

meinkrankenhäusern, die den medizinischen Teil der Behandlung leisten, z.T. auch schon Psychotherapie anbieten, und selbst an die Klinik vermitteln, wie auch zu den **psychiatrischen Krankenhäusern**, die sowohl medizinische Akutbehandlung als auch sog. Motivierungsbehandlungen mit Vermittlung in eine stationäre Langzeitbehandlung wie auch Behandlungsprogramme mittlerer Dauer anbieten mit denen sie wiederum mit den Fachkliniken konkurrieren.

Für die **Patienten** bedeutet all dies eine Trennung von medizinischer und sonstiger Behandlung. Das kann zur Folge haben, daß jemand jahrelang in bezug auf körperliche Probleme behandelt werden kann, ohne daß das Alkoholproblem bzw. sonstige Probleme zur Sprache kommen, oder daß jemand wiederholt entgiftet wird (hier besteht unbegrenzte Leistungspflicht), ohne daß eine Entwöhnungsbehandlung erfolgt. Für eine Therapie muß ein Antrag gestellt werden. Der Patient ist zur Mitwirkung verpflichtet; er muß "motiviert" sein (hier besteht nur begrenzte Leistungspflicht). Weiterhin bedeutet dies, daß er als Voraussetzung für eine Behandlung eine mehrmonatige Trennung von seinen Angehörigen sowie Abwesenheit von seinem Arbeitsplatz akzeptieren muß. Seine psychische Problematik, seine Bedürfnisse und Ziele müssen so formuliert werden, daß er in den Genuß einer Behandlung kommen kann. Dazu gehört die Offenbarung persönlicher Probleme gegenüber dem Kostenträger im Antragsverfahren, die Übernahme der Diagnose "abhängig", die Übernahme des Modells der Abhängigkeitserkrankung als individuell-persönliche Unfähigkeit, mit Alkohol kontrolliert umgehen zu können (sonst gilt er als nicht-motiviert) und das Akzeptieren von Behandlungsdauer, Behandlungsprogramm, Hausordnung, zugeteiltem Therapeuten - alles mit der sog. Freiwilligkeitserklärung, die vor Beginn der Behandlung unterschrieben werden muß.

2.4 Individualisierung der Verantwortung für Klientenschicksale und die besondere Funktionalität von Verhaltenstherapie

Für den jeweiligen Therapeuten in der Klinik manifestieren sich diese ökonomischen und institutionellen Strukturen in unmittelbaren Interaktionen und spezifischen Anrufungen. Verschärfte Konkurrenz am Markt tritt mir mittels der Leitung in Arbeitsanweisungen, in "Absprachen", in Teamsitzungen, in veränderten Therapieplänen entgegen.

Mitarbeiter von Beratungsstellen artikulieren mir gegenüber, was sie für die Therapie bzgl. "ihres" Patienten wichtig finden. Nach Beendigung der Therapie bewerten sie meinen Entlassungsbericht bzw. vermittels des jetzigen Verhaltens des Patienten meine Therapie. Das bringt mich unter Rechtfertigungs- und Darstellungsdruck: Ich muß zeigen, daß ich gerade mit Patient X die optimale Therapie gemacht habe. Und manchmal nicht nur gegenüber Beratungsstellen, sondern auch gegenüber Angehörigen, Arbeitgebern und dem Patienten selbst, der die Möglichkeit hat, in einem Fragebogen gegenüber dem Kostenträger seine Bewertung der Therapie mitzuteilen bzw. sich auch dort ganz konkret über mich zu beschweren.

Schon aus alledem ergibt sich, daß ich als Therapeut die Verantwortung dafür bekomme bzw. als der Verantwortliche für den Erfolg der Therapie erscheine. Ich muß es schaffen (jedenfalls bei der größten Zahl der Patienten), sie unabhängig von ihren Bedürfnissen bzw. unter geschickter Ausnutzung ihrer Bedürfnisse für das Behandlungsprogramm und für konkrete Veränderungen zu motivieren. Dazu kommt, daß beim Patienten - als Reaktionsweise auf die oben geschilderten Voraussetzungen zur Erlangung einer Behandlung - in der Regel hoher Leidensdruck da ist: Schuldgefühle, Selbsteinstufung als Versager, Angst um den Arbeitsplatz etc. Dementsprechend werden hohe Erwartungen an die Behandlung gestellt, die ich als "Hauptverantwortlicher" für die Therapie als Anforderungen vor allem an mich erlebe. Zwar ist mir gedanklich klar, daß die Arbeitsbedingungen, die Lebensbedingungen der Patienten, aber auch meine, eine zentrale Rolle für die Therapie spielen, daß ich also unter beschränkten Bedingungen nicht willentlich mich über die Bedingungen erheben kann. Ich kann nicht die "Supertherapie" machen, egal welche Bedingungen oder Verhältnisse in die Therapie eingehen oder diese beherrschen. Trotz dieses Wissens komme ich in Konflikte: Da sind Leute, die sind jetzt hier und haben einen Anspruch auf gute Therapie; kann ich verantworten, jemanden links liegen zu lassen; das sind schon eh die Benachteiligten, sollen die auch noch von mir abgespeist werden ...

Die Konflikte erscheinen mir unmittelbar als unlösbare Widersprüche zwischen Ansprüchen/Anforderungen der Klinikleitung, Anforderungen/Bedürfnissen der Patienten und meinen eigenen Interessen sowohl an einer sinnvollen Arbeit wie einer Beschränkung der Verausgabung meiner Arbeitskraft (Reduzierung von Druck), gleichzeitig aber Sicherung meines Ar-

beitsplatzes.

In diesem Zusammenhang erweist sich die besondere widersprüchliche Funktionalität von Begriffen der Verhaltenstherapie, die in unserer Einrichtung dominieren. Diese Begriffe implizieren das Modell des Therapeuten als eines Experten für effektives Verhalten, Fühlen, Denken bzw. für effektive Problemlösung. Verhaltenstherapeutisch orientierte Interventionstechniken haben dementsprechend das Ziel, dem Patienten die Fähigkeit zu effizientem Verhalten zur Erreichung seiner eigenen Ziele zu vermitteln. Diese Techniken erwecken den Anschein universeller Anwendbarkeit. Bei richtiger Problemanalyse und richtigen Interventionstechniken seitens des Therapeuten müßte der Patient am Ende der Behandlung in der Lage sein, nicht nur sein Leben unter Kontrolle zu haben (statt unkontrolliert zu trinken), sondern sogar ein zufriedenes Leben ohne Suchtmittel zu führen (offizielles Therapieziel der Klinik). Obwohl eigentlich jedem gesunden Menschenverstand klar sein müßte, daß ein zufriedenes Leben von anderen Bedingungen abhängt als einer 17-wöchigen Behandlung, ertappe ich mich selbst dabei, daß ich dieses Ziel Patienten gegenüber vertrete.

Ich vermute, daß ich deshalb so häufig auf solche - von mir prinzipiell als beschränkt erkannte - Begriffe zurückgreife, weil sie mich in meinem Konflikt entlasten. Sie ermöglichen mir, so zu tun, als würde ich mich auf die Arbeits- und Lebensbedingungen des Patienten einlassen und so sinnvolle Arbeit leisten, ohne meine eigenen Arbeitsbedingungen hinterfragen zu müssen und damit in Gegensatz zu meinem unmittelbaren Interessen an der Sicherung meines Arbeitsplatzes zu geraten. Dies, indem ich mit dem Patienten über seine Lebensverhältnisse und vor allem über seine Strategien im Umgang mit diesen Verhältnissen spreche und ihm allgemeine Strategien wie z. B. selbstsicheres Verhalten, Kommunikationsregeln o. ä. vermittele.

Langfristig gesehen bringt eine solche Vorgehensweise jedoch keine Lösung, vermindert eher die Möglichkeiten einer Lösung - ist widersprüchlich funktional. Denn nach den Prämissen dieses Modells müßte ich selbst als Experte über effektive Techniken zur eigenen Lebensbewältigung verfügen, die am Anfang dieses Beitrags geschilderten Befindlichkeiten dürften eigentlich nicht auftreten, zumindest nicht zu ernsthaften Störungen meiner Arbeitsfähigkeit führen. Ich muß sie also verbergen, will ich nicht Nachteile in der Konkurrenz erleiden oder selbst von anderen zum Patienten gemacht werden. Gerade dies isoliert mich aber von meinen Kollegen, blockiert die Möglichkeiten gemeinsamen Handelns mit ihnen. Es blockiert langfristig eine Ver-

änderung der Situation, die nur durch eine Veränderung der Versorgungsstruktur, d.h. eine Veränderung der Gesundheitspolitik zu erreichen ist.

2.5 **Schlußfolgerungen**

Aus dem obigen Beispiel wollen wir jetzt einige allgemeinere Schlußfolgerungen hervorheben. Die problematische subjektive Befindlichkeit des Therapeuten wurde als ein subjektives Verarbeitungsergebnis eigener Arbeitsverhältnisse in einer bestimmten Position in einer bestimmten Institution verdeutlicht. Mängel und Widersprüche der Versorgungsstruktur bedingen darin diese subjektiven Problematiken und Belastungen, und zwar auch, daß sie zunächst in Gestalt personalisierten Drucks und Verantwortung usw. erscheinen. Das Beispiel konkretisiert also die Bedeutung der Bedingungen therapeutischer Praxis in dem Sinne, daß der Therapeut hier letztlich von diesen Mängeln und Widersprüchen der Versorgungsstruktur betroffen ist und sie bei ihm personalisiert werden. So bedingen diese Mängel, daß der Therapeut als alleinverantwortlicher Experte alles machen muß, um die Klienten zu motivieren und einen Therapieerfolg für sie herbeizuführen. Damit fühlt er sich für Verhältnisse verantwortlich, bzw. wird für Verhältnisse verantwortlich gemacht, worüber er individuell nicht verfügt. Er kann also dieser Verantwortung nicht gerecht werden. Das kommt in seiner subjektiven Befindlichkeit von Druck, Resignation, Stellenwechsel, Widerstand zum Ausdruck, und in seinem Versuch, als berufliche Überlebensstrategie und Einsatzmittel entsprechende Therapieverfahren zu verwenden, d.h. hier Verhaltenstherapie.

Nehmen wir aber den Versorgungsauftrag für die Alkohol- und Medikamentenabhängigen ernst, ergibt sich, daß er bei den vorhandenen Bedingungen nicht erfüllt werden kann. Soll er erfüllt werden, müssen Bedingungen und Möglichkeiten dafür geschaffen werden. Damit verdeutlicht sich ein möglicher Einstieg für Bündnisherstellung, Veränderungsschritte und -perspektiven, der als Alternative zu Resignation, Stellenwechsel, verhaltenstherapeutischer Praxis usw. dienen kann. Bezüglich der Erfüllung des Versorgungsauftrags sind die gegenwärtigen Arbeitspraxen dysfunktional. Sie stehen im Widerspruch zum erklärten Ziel. Eine Umorganisation der Versorgung (Kooperation, Finanzierungsformen usw.) ist angesagt, weil die gegenwärtige die Betreuung beschränkt. Die veranschaulichte Struktur- und Planlosigkeit

des Gesundheitssystems führt zu Ineffektivität, subjektiven Belastungen, Nichterfüllung von Klientenbedürfnissen.

Einige mögen meinen, daß die Strukturen in dieser Klinik so schwer und befestigt sind, daß es nicht möglich ist, sie zu verändern. Trotzdem waren sie nicht immer so. Stattdessen setzen sie ihre Hoffnung auf eine selbstorganisierte Praxis, die sich bei den gegenwärtigen Verhältnissen als eine neue Form, Möglichkeit und Berufsperspektive privatisierter Art anbietet. Da hat man doch offensichtlich viel mehr Freiräume und kann seine eigenen Strukturen aufbauen. Ein zweites Beispiel wird die Bedeutung dieser Art Bedingungsstrukturen konkretisieren.

3. Im Verein: Selbstorganisierte Berufspraxis

3.1 Der privat organisierte Aufbau einer Beratungsstelle als individuelle Chance

Als ich im Juli 1984 mit der Arbeit begann, arbeiteten wir zu dritt (2 Frauen, 1 Mann) zunächst als Angestellte eines Selbsthilfevereins für Alkohol- und Medikamentenabhängige. Den Verein hatte der Kollege mit einer ehemaligen Klientengruppe gegründet. Die Gehälter, die uns der Selbsthilfeverein zahlte, erhielt er, ebenso wie die Sachkosten, aus dem sogenannten Selbsthilfetopf des Berliner Sozialsenators.

Bei meiner Einstellung, die von dem Kollegen vorgenommen wurde, sagte dieser mir, es gehe um den Aufbau eines zweiseitigen Modells, nämlich um die Zusammenarbeit zwischen Selbsthilfegruppen und professioneller Beratungsstelle. Meine Aufgabenbereiche waren:

- Beratung und Therapie mit Abhängigen sowie deren Angehörigen;
- Mitarbeit an einer Bedarfsanalyse für unseren Stadtbezirk zur Frage, ob dort ein Bedarf für eine professionelle ambulante Versorgung im Bereich Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit bestehe. Befragt werden sollten niedergelassene Ärzte, Kliniken, Pfarreien, Industriebetriebe, Amtsstellen.
- Mitarbeit beim Aufbau einer Versorgungskette durch die Aufnahme von Kontakten mit den verschiedenen Institutionen der stationären und ambulanten Versorgung.

- Öffentlichkeitsarbeit mit dem Ziel, für das Problem Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit zu sensibilisieren und die Beratungsstelle vorzustellen.

Ich habe die Arbeit (20 Wochenstunden) mit einem riesigen Enthusiasmus und 1000 Illusionen begonnen. Vorher war ich ein 3/4 Jahr arbeitslos, hatte viele Bewerbungen geschrieben, etliche Vorstellungsgespräche hinter mir und die aufreibende Erfahrung mit Einzelfallabrechnung und Honorartätigkeit gemacht. Mit Einstieg in die Arbeit fielen diese Belastungen und damit ein großer Druck weg. Die Erleichterung ließ sehr schnell ein Idealbild in mir entstehen, was mich vom genauen Erforschen der Realität fernhielt. Ich dachte: Jetzt endlich kann ich wieder in Zusammenhängen arbeiten, habe Kontakt und Austausch zu anderen Einrichtungen der psychosozialen Versorgung, kann meine Fähigkeit entfalten, kann gleichberechtigt mit zwei netten Kollegen zusammenarbeiten, muß mich nicht mit Vorgesetzten oder rigiden Amtsstrukturen auseinandersetzen und habe ein festes Gehalt. Die Unterbezahlung und daß es nur 20 Stunden waren nahm ich in Kauf. Ich rechnete mein Gehalt nicht einmal aus.

3.2 Private Freiheit vs. unabgesicherte Arbeit in der Einrichtung: ein auf-tauchender Widerspruch

In die Stelle kamen zumeist trockene Alkoholiker, entweder indem sie telefonisch einen Termin für ein Einzelgespräch vereinbarten oder ohne Voranmeldung in die offene Informationsgruppe kamen. Aber auch nasse Alkoholiker, die erst entziehen wollten, vereinzelt auch Angehörige, nahmen die Stelle in Anspruch.

Da der Bereich Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit für mich neu war, war ich zunächst sehr stark auf die unmittelbare Tätigkeit der Therapie und Beratung von Alkohol- und Medikamentenabhängigkeit konzentriert. Ich wollte alles machen: Beratung, Therapie, Informationsgruppe, um mir möglichst viel Kompetenz anzueignen. Ich konnte nicht einschätzen, wieviel Kenntnis, Selbstkenntnis und Bereitschaft die einzelnen für die Therapie mitbrachten. Wenn Leute zu Terminen nicht erschienen, kreierte ich mir das an. Mein Kollege klärte mich mit einer Statistik der verschiedenen Beratungsstellen auf, wonach ca. 90% der Klienten nach dem Erstgespräch wegbleiben. Die, die schließlich bleiben, machen ca. 5-7% aller Leute aus,

die eine Beratungsstelle aufsuchen. Diese Statistik entlastete mich ein bißchen, aber es blieb auch Unzufriedenheit mit mir.

Ich versuchte mit aller Anstrengung, meinem Idealbild einer Alkoholtherapeutin gerecht zu werden, nämlich alle Klienten zu halten. Bei keinem sollte mir ein Rückfall passieren. Dabei habe ich etwas von mir verlangt, was aufgrund der Bedingungen nicht möglich ist. Das Verhindern eines Rückfalls ist jedoch nicht mein selbsterfundenes Ideal. Es wird im allgemeinen Verständnis als **das** Erfolgskriterium angesehen. Bei allen Kontaktaufnahmen mit den Kooperationsinstitutionen für den Aufbau einer Versorgungskette war die erste Frage: "Wieviele werden denn wieder rückfällig?" Die Uneinlösbarkeit und die widersprüchliche Funktion dieses Erfolgskriteriums rückt erst allmählich in den entsprechenden Fachkreisen ins Bewußtsein. Meine Angst um den Arbeitsplatz war aber damals noch so stark, daß ich an diesen Erfolgskriterien "Vermeidung von Rückfällen" und "hohe Klientenzahlen" festhielt.

Wir drei Mitarbeiter haben hinsichtlich Alter, Berufserfahrung und Ausbildungsgang sehr unterschiedliche Ausgangspositionen. Der Kollege hatte bereits eine langjährige Erfahrung im ambulanten Alkoholbereich und entsprechende Verbindungen zu den maßgeblichen Institutionen.

Zu Beginn war es eine große Erleichterung, daß die Kollegen nett und freundlich waren, denn in den zahlreichen Vorstellungsgesprächen während der Arbeitslosigkeit hatte ich mich an Beargwöhnung gewöhnt.

Die erste heftige, aber doch freundliche Kontroverse mit einem Arbeitskollegen um die Frage der Erblichkeit des Alkoholismus war für mich kein Grund, mich intensiver mit der Realität in meiner Arbeitssituation auseinanderzusetzen. Ich dachte, daß ich gute und ausreichende Argumente hätte, um in dieser Frage bald mit ihm einig werden zu können. Ich hatte zwar gemerkt, daß er sehr hart und heftig geworden war, aber noch fühlte ich mich dem gewachsen. Ich steckte bereits zu sehr in der Situation drin, als daß ich den Gedanken denken konnte, daß es wichtig ist zu begreifen, warum der andere so denkt und die Frage zu stellen: "**Warum sagt er das** und warum reagiere ich so darauf?" In den Gesprächen mit ihm kämpfte ich gegen diskriminierende Theorien im Alkoholbereich an, ohne in Betracht zu ziehen, daß sie der Entlastung dienen, insbesondere im Hinblick auf das Erfolgskriterium "Vermeiden von Rückfällen". Erst in letzter Zeit ist mir in seiner ganzen Tragweise bewußt geworden, daß die konkurrierenden Theo-

rien, also das Fehlen einer umfassenden konzeptionellen Grundlage im Bereich Alkoholismus - was als allgemeine Desorientierungsstrategie bezeichnet werden kann - sich widerspiegelt als Konkurrenz zwischen uns Kollegen. Dieser Auseinandersetzung folgten 2 bis 3 weitere, die weniger etwas mit dem Versuch der Klärung zu tun hatten als mit dem blinden Austragen von Konkurrenz. Allmählich verfiel ich ins Schweigen und zog mich zurück. Ich begann, die Konflikte organisatorisch zu regeln. Jeder arbeitete jetzt für sich. Ich versuchte Situationen zu vermeiden, in denen Unstimmigkeiten, Konflikte, Reibungspunkte entstehen konnten. Wir begannen uns gegeneinander zu isolieren. Sprachlosigkeit breitete sich hinter der Fassade von oberflächlicher Freundlichkeit und Harmonie zwischen uns aus.

Die Konkurrenz trat in den Hintergrund und schien verschwunden, als wir Anfang 1985 einen neuen Verein gründeten und eine Beratungs- und Behandlungsstelle aufbauten, da der Selbsthilfeverein innerhalb seiner Räumlichkeiten nicht mit der Etablierung einer professionellen Beratungsstelle einverstanden war. Die personelle Beziehung zwischen Verein und Beratungsstelle sah so aus, daß die therapeutischen Mitarbeiter der Beratungsstelle gleichzeitig Vorstandsmitglieder des Vereins waren, d.h. Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einer Person. Das Geld, das wir nun für den Aufbau der Beratungsstelle bekamen, war vom Senator für Gesundheit und Soziales und an den Arbeitskollegen gebunden, der durch seine langjährige Tätigkeit im Alkoholbereich über die entsprechenden Kontakte zu den Senatsstellen verfügte. Es sind Projektgelder, die jedes Jahr neu beantragt werden müssen, und deren Vergabe an bestimmte Forderungen gebunden ist.

Unstimmigkeiten zwischen uns dreien, die aber nicht ausgetragen wurden, traten erst wieder bei der Einrichtung der Stelle auf. Mehr am Rande nahm ich wahr, daß wir Ziele und Inhalte unserer Arbeit kaum thematisierten. Manchmal bemerkte ich bei mir ein Unbehagen, was sich schließlich zu einer allgemeinen Gedrücktheitsstimmung auf der Arbeit ausdehnte.

Der Zusammenhang zwischen meiner Befindlichkeit, meiner therapeutischen und beratenden Arbeit, dem Umfang zwischen uns Kollegen und den Arbeitsbedingungen konnte ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht herstellen. Es sind mir vor allem zwei Gründe zugänglich, die das relativ blinde Drinstecken in der Situation begünstigten:

- Da mein Berufsanfang im Alkoholbereich und in der Erwachsenentherapie **zusammenfiel** mit dem Aufbau der Beratungsstelle, lag die Vor-

stellung von hohen Entfaltungsmöglichkeiten nahe. Die Strukturen schienen offen im Vergleich zu meiner vorherigen Arbeitsstelle und ließen in mir die Illusion der völlig freien Entfaltungsmöglichkeiten entstehen.

- Die Augen vor den Bedingungen zu verschließen, hing auch mit der Erfahrung der Arbeitslosigkeit zusammen. Hinter der Euphorie, die mich zu Beginn getrieben hatte, steckte die Angst, daß es Dinge in dieser Arbeitsstelle geben könnte, die ich nicht würde akzeptieren können, wenn ich genauer hinguckte.

3.3 Personalisierung privater Arbeitsverhältnisse und struktureller Widersprüche

Erst allmählich entwickelten sich die folgenden Fragen an meine Berufsrealität: Wer war unser Geldgeber und wer der Empfänger? Wie sieht das Arbeitsfeld ambulante Alkoholberatung und -therapie aus? In welchen sozialpolitischen Zusammenhängen steht das Problem Alkoholismus? Ich begriff, in welchen objektiven Abhängigkeiten ich stand. Die Abhängigkeit von dem Arbeitskollegen war die vordergründige, weil an ihn zunächst die Senatsgelder gebunden waren und weil er Erfahrungen beim Aufbau einer Beratungsstelle und im Alkoholbereich hatte. Das war ein Grund, weshalb sich der Konflikt an seiner Person zuspitzte. Die maßgebliche Abhängigkeit ist jedoch die vom Senat, bei dem wir Jahr für Jahr die Gelder neu beantragen müssen, und wo wir nicht wissen, ob und was bewilligt wird. Die Vergabe der Senatsgelder ist an verschiedene Bedingungen geknüpft:

- Mitgliedschaft unseres Vereins im Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband (DPWV)
- Mitgliedschaft unseres Vereins in der Landesstelle gegen die Suchtfahren
- Mitarbeit in verschiedenen Gremien
- Nachweis des Bedarfs einer Alkoholberatungsstelle
- Nachweis, daß die Stelle sowohl bei den Kooperationspartnern wie auch von den Klienten gut angenommen wird
- Erfüllen der Kriterien für Beratungsstellen
- Vertreten einer geschlossenen Therapiekonzeption, um als professionelle Einrichtung anerkannt zu werden.

Hinzu kommt, daß ambulante Beratung und Therapie mit alkohol- und medikamentenabhängigen Menschen ein relativ traditionsloses Arbeitsfeld ist. Für alkoholranke Menschen ist es schwer, einen Therapieplatz zu finden. Die Psychoanalyse ordnet den Alkoholismus den psychischen Erkrankungen zu, die nur schwer therapierbar sind. Bei dieser Einschätzung dürfte die Schichtzugehörigkeit der Alkoholkranken, der finanzielle Ausfall bei Rückfällen und die hohe Abbruchquote eine große Rolle spielen. Nachsorge im Bereich Alkohol wird hauptsächlich als Aufgabe der Selbsthilfegruppen betrachtet. Erst 1968 wurde Alkoholismus als behandlungsbedürftige Krankheit in die Reichsversicherungsordnung aufgenommen. 1969 wurden in Berlin-West zwei kommunale Alkoholberatungsstellen eingerichtet. Sie erhielten 1970 Modellcharakter mit therapeutischen Richtlinien, die eine Laufzeit von 10 Jahren hatten. Die personelle Besetzung der Beratungsstellen bestand aus 6 Sozialarbeitern, 2 Ärzten und 2 Verwaltungskräften. Schon 1976 war klar, daß die Richtlinien nicht verlängert werden sollten. Trotz guter Erfolge mit der ambulanten Therapie, die damals im allgemeinen Verständnis übrigens noch als Kunstfehler galt, sollten sich die Beratungsstellen auf Beratung und die Überleitung in Selbsthilfegruppen beschränken. Bei der Beantragung eines Psychologengehaltes für mich beim Senat verwies die Senatsvertreterin mich dann auch auf die beiden kommunalen Alkoholberatungsstellen, die auch keine Psychologenstellen hätten. Sie schlug mir vor, entweder das Sozialarbeitergeld zu akzeptieren, gegen den Verein (d.h. gegen uns selbst) zu klagen oder zu gehen. Eine Arztstelle wurde uns auch nicht bewilligt.

Anlaß und Ausgangspunkt für meine Beschäftigung und Analyse der Arbeitssituation war schließlich die Zuspitzung des Widerspruchs zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Schon seit Gründung des Vereins hatte der Senat die Forderung gestellt, daß wir Mitarbeiter der Beratungsstelle nicht gleichzeitig Vorstandsmitglieder des Vereins sein sollten. Da wir aber keine sog. ehrenamtlichen Arbeitgeber finden konnten, die die vielen organisatorischen und praktischen Arbeiten erledigen wollten, konnten wir es mit Verweis auf andere ähnlich strukturierte Vereine durchsetzen, daß der Senat unsere Konstruktion erst einmal akzeptierte. Als es dann darum ging, Mitglied im Dachverband DPWV zu werden, versuchte auch der DPWV in Anlehnung an den Senat, uns Mitarbeiter zur Aufgabe unserer Vorstandsfunktionen zu bringen. Mit dieser Forderung waren wir nicht einverstanden. Sie birgt kon-

sequent zu Ende gedacht die Gefahr in sich, daß wir Arbeitgeber bekommen, die unsere von uns mit viel unentgeltlichem Arbeitsaufwand geschaffenen Arbeitsplätze an andere vergeben könnten. Der Arbeitskollege verhandelte mit dem DPWV und vereinbarte dort folgende Lösung: Er bleibt alleine im Vorstand, und wir beiden Frauen treten von unserer Vorstandsfunktion zurück, bleiben aber weiterhin Mitarbeiterinnen. Unser Arbeitskollege als unser Arbeitgeber.

Als mein Arbeitskollege mir zwischen zwei Therapiestunden eine Rücktritts-erklärung zur Unterschrift vorlegte, packte mich die Wut. Genau an diesem Punkt spitzten sich für mich die Widersprüche so zu, daß ich gezwungen war, meine Situationsbewältigung genauer zu untersuchen. Die restriktive Alternative hätte für mich in einem ohnmächtig-wütenden Anrennen gegen den Arbeitskollegen oder in einem resignativen Verlassen des Projektes bestanden. Genau da habe ich auch eine Weile dringesteckt. Wie ich herausgekommen bin, will ich genauer darstellen.

Bei einem gemeinsamen Weihnachtsessen, zu dem unser Arbeitskollege wegen einer Autopanne nicht erschienen war, sprachen die Kollegin und ich über die von unserem Kollegen ohne Absprache mit uns getroffene Vereinbarung mit dem DPWV. Wir waren beide nicht damit einverstanden. Bei diesem Gespräch, das der erste Schritt aus unserer Sprachlosigkeit war, traten interessante Parallelen zu Tage: Jede war seit längerem unzufrieden mit der Arbeitssituation, und jede für sich hatte sich auch schon nach anderen Arbeitsstellen umgeschaut. Wir erlebten einen Widerspruch zwischen unserem Anspruch, mit dem wir alle drei angetreten waren, gleichberechtigt zusammenzuarbeiten und der Praxis, in der sich zeigte, daß unser Kollege sich in der Leiterposition mit Sonderrechten und -pflichten befand. Entgegen seiner ständigen Beteuerung, "wir machen alles zusammen" und "wir drei sind ein Leitungsteam", regelte er Dinge im Alleingang. Auch die Beantragung der Leiterposition und des Leitergehaltes beim Senat war ohne vorherige Diskussion geschehen. Die Auseinandersetzung darum erschöpfte sich darin, daß der Kollege uns mehrfach eine Photokopie über die Richtlinien zum Aufbau einer Beratungsstelle auf den Schreibtisch legte.

Unsere unmittelbare Reaktion auf diese Entdeckung war Wut auf den Arbeitskollegen. Wir machten das Problem an ihm fest, obwohl wir ja zumindest an dessen Entstehung teilgenommen hatten. Das Entstehen eines Problems an einer anderen Person festzumachen, also zu personalisieren, ist

ein wichtiges Kennzeichen von Unmittelbarkeitsverhaftetheit. Die diese überschreitende Frage lautet: Wo ist das Problem entstanden? Wo kann es verändert werden? Was habe ich selber zu dem Problem beigetragen?

3.4 Interne Konflikte im Widerspruch zwischen Gefährdung des Vereins und dessen Absicherung: Abwehr oder Verarbeitung?

Durch das Gespräch beim Weihnachtessen konnten wir soweit unsere Resignation überwinden, daß wir nicht einfach das Projekt verlassen wollten, sondern überlegten, wie es uns gelingen könnte, das Problem gemeinsam zu lösen. Vor einer Klärung zu dritt hatte ich jedoch Angst, daß die Auseinandersetzung so heftig werden würde, daß jede weitere Zusammenarbeit unmöglich würde und das Projekt und damit unser aller Arbeitsplätze zerstört würden. Eben diese Angst hatte mich bisher zurückgehalten, die untergründigen Konflikte offen anzugehen.

Die Arbeitskollegin und ich beschlossen, die Situation zusammen mit einem Supervisor zu klären. Wir wählten einen Supervisor, von dem wir annahmen, daß auch der Kollege Vertrauen zu ihm haben würde. Das erschien uns als günstige Voraussetzung, um zu einer produktiven Auseinandersetzung zu kommen. Der Arbeitskollege wehrte sich zunächst auf verschiedene Art und Weise gegen unseren Vorschlag: "Laßt uns das doch alleine klären ... Ich werte das als Mißtrauen gegen meine Person ... Ihr braucht wohl einen Über-Vater". Er stimmte dann aber, weil wir wegen der Wichtigkeit so hartnäckig blieben, einer Supervision zu.

Die beiden ersten Supervisionssitzungen waren durch harte Konfrontationen bestimmt. Vorwürfe, Beschuldigungen hagelten hin und her. Es trat endlich zu Tage, wie jeder sich das Verhalten des anderen gedeutet hatte, welche Vorstellungen, Vermutungen jeder über den anderen im Kopf hatte, ohne den anderen jemals genau befragt zu haben. Kleine Signale hatten bei jedem ausgereicht, um ein fertiges Bild im Kopf entstehen zu lassen. Es wurde deutlich, welches Frauen- und Menschenbild und welches Teammodell die einzelnen im Kopf haben. Widersprüche konnten offengelegt werden. So formulierten wir z.B. alle drei unsere Vorstellungen von Zusammenarbeit. Der Kollege konnte und kann sich kein Team ohne Leiter vorstellen. Mir geht es umgekehrt. Es dauerte eine Woche, bis ich überhaupt begriffen hatte, daß wir alle etwas Unterschiedliches meinen, wenn wir das Wort

Team benutzen.

Bei der Analyse des institutionellen Rahmens begann ich zu begreifen, daß das Verhalten des Kollegen mit den Auflagen des Senats im Zusammenhang stehen mußte. Es wurde deutlich, wie sehr er sich im Hinblick auf den Senat unter Druck fühlt und wie sehr er fürchtet, wir könnten etwas tun, was den Senat zum Entzug des Geldes bewegen könnte. Auch seinen Ruf gegenüber seinen ehemaligen Arbeitskollegen fühlte er gefährdet. Mir wird seine Angst deutlich, als er sagt: "Hier soll alles zerschlagen werden." Sie ist meiner Angst ähnlich, die mich bisher zurückgehalten hat, die für mich bestehenden Konflikte anzusprechen. Unsere permanente Unabgesichertheit machte und macht interne Konflikte gefährlich. Zum einen gefährden sie unsere Zusammenarbeit beim Aufbau der Stelle, zum anderen kann die Beratungsstelle gegenüber den Geldgebern und den Kooperationspartnern in Mißkredit geraten, wenn Konflikte nach außen dringen. Hier liegen Gründe für die Tendenz zur Vermeidung und Verleugnung interner Konflikte. Gleichzeitig produziert diese Bedingung immer wieder Konflikte.

In der Supervision entschieden wir uns schließlich, den Kollegen als Leiter anzuerkennen. Seine Aufgaben definierten wir als organisatorischer Art. Diese Vereinbarung ist für mich nicht ohne Widersprüche: Einerseits bedeutet sie für mich die Entlastung von zum Teil organisatorischer Mehrarbeit, so daß ich Freiräume für inhaltliche Arbeiten habe. Andererseits möchte ich noch genauer herausfinden, ob ich mit dieser Entscheidung nicht den Gedanken, selber Leiterposition zu übernehmen, vorschnell ausgeklammert habe.

3.5 Sich über die Beziehungsebene hinausarbeiten: neue Fragestellungen und Aufgaben, ein verändertes Verhältnis zu den eigenen Klienten

Ich hatten den Eindruck, daß mit dieser Analyse meine Anfängersituation zu Ende war. Ich hatte den Konflikt mit dem Kollegen durchgestanden. Damit war ich ein Stück aus meiner Anpassung herausgekommen. Erst heute ist mir klar, wie wichtig es mir anfangs war, von den Kollegen anerkannt und gemocht zu werden, wie sehr ich meinen Arbeitsplatz davon abhängig glaubte, und wie stark ich mich deshalb anpaßte. Durch die Austragung des Konflikts und die bewußte Durcharbeitung der Situation habe ich wieder mehr zu meinen Interessen, zu meinem Standort gefunden und mir

eine Orientierung für weitere Konflikte erarbeitet.

In dem Maße, wie mir deutlich wurde, daß die tatsächlichen Abhängigkeiten nicht in dem Verhältnis zu den Kollegen begründet sind, gelang es mir, meine Verhaftetheit auf der sozialen Beziehungsebene zu überwinden. Dadurch erweiterte sich mein Gesichtsfeld, und ich begann mich mehr mit folgenden Fragen zu beschäftigen: Wie sind die Strukturen im psychosozialen Bereich? Wer sind die Finanzträger? Welche Tendenzen zeichnen sich im psychosozialen Bereich ab? Wo kann ich meinen Beitrag leisten, damit sich im psychosozialen Bereich etwas bewegt?

Schon seit 1985 arbeitete ich im Vorstand der Psychosozialen Arbeitsgemeinschaft mit. Wir hatten damals im Team beschlossen, daß wir uns durch die Mitarbeit in der PSAG im Stadtteil verankern wollten. Nachdem ich aus meinem Gefangensein in den Beziehungskonflikten in der Beratungsstelle herausgekommen war, gewann die Arbeit in diesem Gremium für mich zunehmend an Bedeutung. Zur Zeit arbeiten wir im Vorstand der PSAG an folgenden Problemen: Wie können wir eine wirkungsvolle, effektive Basisarbeit auf die Beine stellen? Wie können wir uns artikulieren, um politisch gehört zu werden? Mit dem immer wieder Herstellen der Zusammenhänge hat sich auch mein Verhältnis zu den Klienten verändert. Ich fühle mich in der Arbeit gelassener und kompetenter. Ich komme nicht bei jedem sogenannten Rückfall ins Zittern, weil ich ihn als mein Versagen deute.

3.6 Schlußfolgerungen

Im Gegensatz zu den schon gegebenen Institutionen unseres ersten Beispiels wird das Verwiesensein auf die eigene Privatinitiative oft unmittelbar als Freiheit erlebt. Daß sich darin eine illusionäre Hoffnung verbirgt, von den gesellschaftlich-institutionellen Widersprüchen loszukommen, wurde in unserem zweiten Beispiel konkretisiert. Diese Privatheit fördert, daß man sich in Konflikten fügt, weil die eigene Praxis unabgesichert ist und zudem meistens unter noch schlechteren Bedingungen stattfindet als die schon etablierte institutionalisierte Praxis. Man gerät deswegen leicht in die Defensive und Abhängigkeit gegenüber Verhältnissen, die objektiv das Gegenteil verlangen. Ein problematischer und nie endgültig einlösbarer "privater Frieden" gegenüber den unabgesicherten und schlechten Bedingungen und daraus entstandenen Konflikten mag angestrebt werden. Eine

methodisierte Beschäftigung ausschließlich mit den Klienten mag sich zum finanziellen wie psychischen Überleben einstellen.

Unser Beispiel hat ferner verdeutlicht, daß die Bedeutungen und Möglichkeiten eigener Arbeit sich erst klären und ergeben, indem man sich in die widersprüchlichen, sich wandelnden institutionellen Arbeitszusammenhänge einarbeitet. Daraus erhalten die individuellen Handlungen ihre objektive Bedeutung als Glieder eines Handlungszusammenhangs. "Einarbeiten" ist also buchstäblich zu verstehen. In diesem Falle ist es zudem verknüpft mit dem Aufbau einer Einrichtung, der Funktionen, Kompetenzen, Verantwortlichkeiten individueller Berufstätigkeit. Sie stehen entgegen verbreiteter Vorurteile oft nicht fest, sondern müssen von den Praktikern (mit) geschaffen werden. Dazu ist eine Institutionsanalyse und eine Analyse von deren gesellschaftlichen Funktionszusammenhängen erst recht erforderlich.

Unser Beispiel veranschaulicht außerdem, daß die Räume und Formen therapeutischer Berufstätigkeit in einen unabschließbaren und bei unseren Verhältnissen zutiefst widersprüchlichen Veränderungsprozeß mit bestimmten Entwicklungstendenzen einbezogen sind. Wir können nicht einfach erwarten, daß wir in dieser Gesellschaft in unserem Beruf über die daraus stammenden Widersprüchlichkeiten hinauskommen und in dem Sinne "endgültige" Lösungen solcher Probleme realisieren können. Jedoch stellen sich die Widersprüche, Probleme und Möglichkeiten unterschiedlich je nach Art institutioneller Bedingungen, und sie betreffen und belasten uns unterschiedlich. Das soll in einem dritten bezüglich Belastungen, Bewältigungsformen und Veränderungsmöglichkeiten unterschiedlichen Handlungsraum verdeutlicht werden.

4. Im Zentrum: Entwicklung psychologischer Berufstätigkeit als individuelle Aufgabe

In diesem Beitrag geht es um die Geschichte und Entwicklung der Psychologenarbeit in finnischen Gesundheitszentren (GZ). Der Grund, dieses Stück Institutionsanalyse zu machen, war meine frühere Frustration und Krise im Beruf. Zeitweise wußte ich nicht, was ich im GZ als Psychologin überhaupt tun soll. Ich habe dann aus lauter Verzweiflung ein Jahr ausgesetzt als Bildungsurlaub in West-Berlin und habe "nachgedacht".

4.1 Zur Institution Gesundheitszentrum

1972 wurde in Finnland ein kommunales, das ganze Land deckendes Gesundheitszentrum errichtet. Vorausgegangen waren 10 Jahre öffentlicher sozial- und gesundheitspolitischer Diskussion. Probleme der 60er Jahre waren u. a., daß das Krankenhaussystem gut entwickelt war, die primäre Gesundheitsversorgung aber miserabel; die Kosten der Gesundheitsversorgung stiegen, die Wirksamkeit sank; die Gesundheitsdienste in verschiedenen Regionen waren sehr ungleich; die relative Anzahl von Ärzten war die niedrigste in Europa, Albanien und Türkei ausgenommen.

GZ finnischer Prägung ist nicht ein 'Ort'. Es ist die ganze Organisation, die alle öffentlichen primären Gesundheitsdienste in einer Kommune umfaßt. Z. B. in meiner Stadt mit 60.000 Einwohnern besteht das GZ aus zwei Allgemeinkrankenhäusern, zwei Ärztestationen mit 20 Ärzten, zwei Arbeitsgesundheitsstationen, 10 Beratungsstellen für Schwangere und Kleinkinder, Hauskrankenpflege etc., insgesamt 600 Beschäftigte. Alle Beschäftigten, auch Ärzte, sind kommunale Beamte. Die oberste Bestimmungsgewalt auf der lokalen Ebene hat der kommunale Gesundheitsausschuß; die landesweiten Richtlinien werden von der Medizinalzentralverwaltung bestimmt.

Eine Besonderheit in Finnland ist wohl, daß die Richtlinien und Pläne der WHO ernst genommen und mehr oder weniger realisiert werden. Im WHO-Programm "Gesundheit für alle bis 2000" ist Finnland ein "pioneer country". Kurz gesagt ist m. E. die primäre Gesundheitsversorgung vergleichsweise günstig organisiert. Die Strukturen sind nicht so privatwirtschaftlich wie in der BRD. Damit ist das Glück aber noch nicht garantiert, z. B. sind im GZ organisatorische Strukturen der berufsübergreifenden Kooperation geschaffen worden, aber die Realisierung dieser Möglichkeiten wird reguliert und behindert durch widersprüchliche berufsständische Partialinteressen.

4.2 Wie kamen Psychologen ins Gesundheitszentrum?

1973 kamen die ersten Psychologen in die GZ. Das bedeutete u. a., daß die entferntesten dünnbesiedelten Kommunen in Lappland (mit z. B. 5000 Einwohnern) ihren ersten Psychologen bekommen haben; vorher war der nächste Psychologe vielleicht 300 km entfernt in der nächsten Stadt gewesen.

Wie wurde es möglich, Psychologenstellen in GZ's zu schaffen? Im neuen

System der primären Gesundheitsversorgung war das Feld offen, Raum für neue Projekte da. Ideen wurden auch schnell umgesetzt, sogar so, daß es heute unmöglich ist, den Prozeß genau zu rekonstruieren, der zur Errichtung der Psychologenstellen führte. Dokumente fehlen, keiner kann sich so recht erinnern. Die Schaffung der Psychologenstellen wurde beflügelt von den allgemeinen Demokratisierungsbestrebungen der 60-70er Jahre, z.B. von der Idee der 'Demokratisierung des Wissens'. Die Wissenschaft sollte aus ihren Elfenbeintürmen rausgeholt werden - auch die Psychologie, damit die Leute ihr Leben und ihre Probleme bewußt bewältigen könnten. Diese Demokratisierungsforderungen haben mitbewirkt, daß Psychologen sich in den 70er Jahren sehr ausgebreitet haben in der Praxis, in den öffentlichen Institutionen im Sozial-, Gesundheits-, Schulbereich, Arbeitsamt usw. In den Universitäten blieb die Psychologenrepräsentanz dagegen knapp. Das sind Hintergründe der heutigen Konstellation, ihrer Möglichkeiten und Behinderungen. Der Anteil von Psychologen in den öffentlichen Institutionen ist wohl ziemlich einmalig in der Welt; die Universitäten haben aber so gut wie keine Ressourcen zur Erforschung der Psychologenpraxis.

Eine Idee in den Diskussionen in der Zentralverwaltung vor der Einrichtung von Psychologenstellen war, daß die Psychologen in der medizinisch orientierten Institution Brüche in die gewohnten Muster des naturwissenschaftlichen Denkens bringen könnten. Die kühne Idee war quasi, einen Psychologen "mit in die Suppe zu werfen" und zusehen, was dann passiert. Genauere Pläne über diesbezügliche Handlungsweisen wurden damals noch nicht entworfen. Prävention in der primären Gesundheitsversorgung war auch eine Grundlage beim Planen der Psychologentätigkeit: Psychologenarbeit sollte hier nicht Therapie sein; neue Wege der psychologischen Praxis wurden gesucht. Psychologisches Wissen sollte für alle erreichbar werden. Das Vertrauen in die Bedeutung und die Vermittelbarkeit des Wissens war stark.

Genauere Pläne über die Praxis der GZ-Psychologen machten die Psychologengewerkschaft, ein psychologisches Uni-Institut und ein einflußreicher Kinderschutzbund. In diesen Plänen wurde die Tätigkeit im Schwangeren- und Kleinkindsektor des Gesundheitszentrums betont. Der Gedanke war: das zu vermittelnde Wissen soll sich auf möglichst frühe Lebensphasen richten. dann ist die Wirkung um so präventiver.

4.3 Unbestimmte Aufgabe und Suche nach Begriffen

Objektive Möglichkeiten waren nun geschaffen. Wo nun Begriffe finden, um die psychologische Arbeit zu gestalten?

Als begriffliche Basis zum 'Anlauf' der GZ-Psychologen diente der Begriff 'mental health work'. Die Psychologen sollten als Spezialisten von 'mental health work' innerhalb des GZ's eingesetzt werden. Zudem wäre das Spezialgebiet der GZ-Psychologen innerhalb der Ganzheit 'mental health work' die Prävention, analog zur präventiven Orientierung der Institution GZ. D.h. die 'Ganzheit', innerhalb derer die GZ-Psychologen sich bewegen sollten, war nicht der Gesamtarbeitsprozeß der Institution, in die sie hineingingen. Der lokale Träger des höchsten Expertenwissens des 'mental health work' war das 'mental health office'. War nun ein GZ-Psychologe ein ferngesteuertes Teilchen des 'mental health office' im GZ? Alle redeten von 'preventive mental health work'; keiner wußte recht, was das sein könnte.

In dieser Not ahmten die GZ-Psychologen die Arbeitsformen der präventiven Arbeit in der somatischen Gesundheitsversorgung nach. Z.B. reisten wir nach dem Muster der Gesundheitserziehung übers Land bzw. durch die eigene Kommune, hielten vor wechselndem Publikum Aufklärungsreden über Erziehung, über Lebensphasen und Lebenskrisen. Heute heißt es selbstironisch: "die Ära des Reisepredigertums". Nach dem Muster der Reihenuntersuchungen führten wir psychologische Altersklassenuntersuchungen, z.B. für alle 5-Jährigen, durch.

Die Idee war ja, gutes Wissen unters Volk zu tragen. Im Laufe der Arbeit schien aber auch die Kehrseite durch, machte sich zuerst bemerkbar als Gefühl schlechten Gewissens bei vielen von uns: Waren wir dabei, Ideologien über ein "durchschnittliches gutes Leben und Verhalten" zu verbreiten? Waren wir dabei, Alltagsleben, Kindererziehung usw. zu normieren, d.h. lieferten wir etwa einen Beitrag zur 'Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung' o.ä.? Trotz aller Anstrengungen schien die Wirksamkeit solcher Arbeitsformen so oder so mager. Die "Objekte" sind auch nicht immer begeistert, wittern Kontrolle - Psychologenkrisen breiteten sich aus.

Jedenfalls steht trotzdem fest, daß die GZ-Psychologen mit Hilfe der Idee von 'preventive mental health work' sich bis heute schon einigermaßen als Mitarbeiter der eigenen Institution GZ etabliert haben. Im Sektor Schwangeren- und Kleinkindberatung, der vor allem von Gesundheitsberate-

rinnen getragen wird, sind Psychologen sogar gut integriert. Das Reiten auf der Präventionsidee hat uns die Tür zu diesem Sektor eröffnet. Da befaßt man sich ja mit den Frühphasen menschlicher Entwicklung (= Feld für Prävention) und die Beraterinnen haben sich schon immer mit der Psyche der Klienten befaßt. Andererseits hat uns die Prävention die Tür zur Kooperation mit den Ärzten zugemacht. Sie befassen sich ja hauptsächlich mit Schon-Leidenden und können sich schwer vorstellen, was sie mit einem Präventionspsychologen gemeinsam hätten.

Der Begriff 'preventive mental health work' scheint seine Schuldigkeit getan zu haben. Er hat uns Freiräume geschaffen, andere Formen der Psychologienarbeit zu entwickeln als die traditionell in der Gesundheitsversorgung von Psychologen erwartete direkte Klientenarbeit. Jetzt können wir es uns vielleicht leisten, den eigenen Standort im GZ neu zu definieren. Bei einem Fortbildungsseminar, wo Erfahrungen von 17 Psychologen aus unterschiedlichen GZ besprochen wurden, kamen wir zu Vermutungen darüber, welche allgemeineren Entwicklungsrichtungen es heute gibt:

- Die institutionsinterne Arbeit mit verschiedenen Berufsgruppen des GZ nimmt zu. Der Weg geht üblicherweise "von außen nach innen". Wenn man zuerst in anderen Institutionen als Supervisor, Berater, Fortbilder aufgetreten ist, wird man in der eigenen auch gefragt. Die Hürden in der somatischen Gesundheitsversorgung sind eben höher.

- Es bahnen sich Möglichkeiten an, auch mit Ärzten zusammenzuarbeiten. Bisher standen die Psychologen - zwangsläufig - mehr auf Seiten der "Pflege". Der Medizin-Pflege-Streit der letzten Jahre, bei dem die Pflege selbständigere Positionen errungen und an den starren Hierarchien gerüttelt hat, hat vielleicht auf lange Sicht bessere Kooperationsmöglichkeiten geschaffen. Heute gibt es vielerorts nach den harten administrativen Kämpfen bitteren Nachgeschmack zwischen den Ärzten und den Schwestern bzw. Gesundheitsberaterinnen. Ein Psychologe ist neutral, wird im Prinzip von beiden Seiten akzeptiert (auch wenn ignoriert), könnte auf lange Sicht vielleicht neue Teamarbeitsformen initiieren.

- Der Sektor Arbeitsgesundheitsversorgung ist eine Richtung, in die sich die Psychologen langsam bewegen. "Psychischer Arbeitsschutz" ist ein öffentliches Diskussionsthema, die Mitarbeiter der Arbeitsgesundheitsversorgung "wollen etwas" von Psychologen, auch wenn konkrete Arbeitsformen erst einmal vielleicht schwer zu entwickeln sind.

Das zentrale Thema von uns wäre dann nicht mehr, wie man 'preventive mental health work' entwickelt, sondern: wie man bestehende GZ-Systeme mit- weiterentwickeln kann.

4.4 Die eigene Position im Entwicklungsprozeß bestimmen und verändern

Ich hatte wie erwähnt, aus lauter Frustration ein Jahr ausgesetzt, anfangs mit dem vagen Gedanken, nicht mehr ins GZ zurückgehen zu müssen. Nach jenem Jahr konnte ich zum ersten Mal sagen, daß ich eine GZ-Psychologin sein will. Ich habe die Stelle gewechselt: meine dritte GZ-Stelle; die erste, die ich 'mit Gefühl' haben wollte. Ich habe den Standort eines GZ-Psychologen anders gesehen als früher, vor allem weil ich einen neuen 'geschichtlichen und internationalen Blick' hatte, z. B. durch Lektüre der Geschichte der Medizin und der Gesundheitsversorgung sowie durch Vergleich unseres Gesundheitsversorgungssystems und der Bedingungen von Psychologendarbeit mit dem bundesdeutschen System. Kurz: Ich habe die Arbeit der GZ-Psychologen als "eine Möglichkeit, die erst teilweise realisiert ist" gesehen, als eine international gesehen wohl ziemlich einzigartige Möglichkeit, die aber erst in den Anfängen ihrer Entwicklung steht.

Ich werde jetzt auf ein Beispiel über mein verändertes/veränderndes Handeln näher eingehen, das zugleich veranschaulicht, wie Schreiben das Handeln leiten kann:

Im letzten Jahr habe ich einen kleinen Artikel für das regionale Psychologengewerkschafts"blättchen" geschrieben zu einigen Hintergründen der Praxisprobleme der GZ-Psychologen. Es war ein schnell geschriebenes Stück über Sachen, die ich bis dahin "schon wußte":

- über die 'strukturelle' Tendenz zur Ausgrenzung der Psychologen in der somatischen primären Gesundheitsversorgung;
- über die Tendenz unter Psychologen, zunehmend Therapie als 'richtige und bessere' Psychologendarbeit zu bewerten;
- über die Schwierigkeit, wissenschaftliche 'Arbeitsmittel' zu finden;
- darüber, daß zur Zeit nur die GZ-Psychologen selber, und meistens jeder für sich, die Arbeit planen; die Aufgaben, Kooperationsbezüge, Kompetenzen sind nicht definiert; jeder muß sie selber definieren, individuell und damit zufällig;
- darüber, daß Wissen und Information unter GZ-Psychologen weder

kumuliert noch weitervermittelt wird, außer mündlich unter den nächsten 5-10 Kollegen; jeder muß für sich das Schießpulver neu erfinden, immer wieder;

- auch darüber, daß die Mystik des individuellen Zurechtkommens ("alles hängt von einem selber ab") die Entwicklung unserer Arbeit hemmt: wir kommen zurecht, oder beschuldigen uns selbst, d.h. nehmen die Lage der Dinge hin.

- Zum Schluß des Artikels habe ich vier Forderungen aufgestellt darüber, was wir brauchen, damit die Arbeit überhaupt weiterentwickelt werden kann: 1) Forschung, 2) kollektivere Planung, 3) Fortbildung mit dem Leitthema "Psychologie in der primären Gesundheitsversorgung" statt mit dem alten Thema "Prävention", 4) ein System zur Informationsvermittlung.

Der Artikel hat erst einmal nicht allzuviel Diskussion gebracht. Für mich war er enorm wichtig. Da habe ich es vor meinen Augen gesehen. So ist die unmögliche Lage. Das nehme ich nicht mehr hin! Da stand nun: ich kann mich in meiner Arbeit nur weiterentwickeln, wenn Entwicklungsvoraussetzungen für die ganze Berufsgruppe geschaffen werden. Ich habe begriffen, daß sozusagen ich das Subjekt dieser Geschichte bin - zusammen mit den 250 anderen GZ-Psychologen des Landes. Diese Einsicht, "Lösungen" finde ich nirgends in der ganzen Welt, war für mich ungeheuer ermutigend.

Ich habe den Artikel auf meinem Schreibtisch behalten, um in der alltäglichen Arbeit, bei der sich die Perspektive immer wieder auf eine Woche beschränkt, die Langfristigkeit nicht zu vergessen. Dann habe ich, um bei den Forderungen 2) und 4) weiterzukommen, eine alte Idee der GZ-Psychologen wieder aufgenommen: die Idee von einem Infoblatt, die bisher immer wieder eingeschlafen war, weil irgendwie keiner dafür "zuständig" war. Es hat ein Jahr gedauert, jetzt haben wir unser Infoblatt. Es wird an alle GZ-Psychologen des Landes von der Medizinalzentralverwaltung verteilt. Die Redaktion wird von regionalen GZ-Psychologengruppen gemacht. Den Inhalt liefern wir selber. Zweck des Blattes ist 'Entwicklung der Arbeit'. Voraussetzung zur Weiterentwicklung der Arbeit ist "Reden und Schreiben über Praxis". Jetzt haben wir eine Voraussetzung zum Schreiben über Praxis geschaffen. Das könnte stückchenweise Überwindung der Sprachlosigkeit sein. Es war viel Hartnäckigkeit nötig und immer-wieder-Leute-anrufen, um die absolute Notwendigkeit eines solchen Blattes zu begründen. Als unsere Idee

in den langwierigen bürokratischen Entscheidungsprozessen der Zentralverwaltung zu ertrinken drohte, waren wir - die regionale GZ-Psychologengruppe - der Verzweiflung nahe, haben aber stattdessen einen Plan gemacht, wie wir schlimmstenfalls das Blatt auch als "Untergrundblatt" betreiben und übers Land verteilen könnten.

Ein zweites Stück Hartnäckigkeit, durch den Artikel angespornt, war die Einmischung in die eigenen Fortbildungsangelegenheiten, um bei Forderungen 3) und 2) weiterzukommen. Die ungefähr einzige 'Gemeinsamkeitsstruktur', die zu der Zeit für GZ-Psychologen existierte, war eine einjährige Fortbildung, organisiert von der Medizinalzentralverwaltung und von einer Universität. Sie war auch der einzige 'Ort' außerhalb der regionalen Gruppen, wo einigermaßen übergreifendere und kollektive Planung der Arbeit stattfand. Ich hatte vor, diese Fortbildung zu machen, konnte mich aber nicht mehr darauf verlassen, daß die Planungsgruppe der Fortbildung es schon richtig macht bzw. weiß, was wir brauchen. Ein Kollege aus unserer regionalen Gruppe war auch mit der Fortbildungssituation offen verzweifelt, und so fingen wir an, die Leute aus der Planungsgruppe immer wieder anzurufen und von uns gemeinsam erarbeitete Vorschläge einzubringen. Das war auch eine Sache von Ausdauer und Widerstände aushalten; alleine könnte ich so was nicht aufrechterhalten.

Nach langem hin und her haben wir es durchsetzen können, daß die Fortbildung nun nicht mehr explizit unter dem Leitthema "preventive mental health work" steht, sondern unter dem Thema "Psychologearbeit in der primären Gesundheitsversorgung". Die sinkende Teilnehmerzahl der Fortbildung hing unserer Einschätzung nach damit zusammen, daß viele von uns des Prävention-Begriffes müde geworden sind und etwas anderes suchen, v.a. entweder Therapieausbildungen oder Themen wie Institutionsanalyse und Entwicklung der Teamarbeit. Jedenfalls sehe ich jetzt diese Fortbildung nicht als ein Angebot unter vielen, als eine Fortbildung, die man einmal durchmacht und für sich bewertet, sondern als einen Ort zur fortlaufenden Entwicklung der Arbeit der ganzen Berufsgruppe, mit Öffentlichkeitscharakter der Diskussionsergebnisse der jeweiligen "Fortzubildenden" in dem Info-Blatt.

In meiner Arbeit innerhalb des GZ bewege ich mich inmitten der Geschichte und Zukunft der GZ-Psychologen:

A) Schwangeren- und Kleinkindbereich nicht mehr als Zentrum der Psychologentätigkeit: Bei meiner neuen Stelle habe ich als erstes mit der

Selbstverständlichkeit gebrochen, daß ein Psychologe hauptsächlich im Schwangeren- und Kleinkindbereich arbeitet. In vergleichbaren GZ's gibt es mindestens zwei Psychologen, in unserem nur einen. Ich mußte für mich entscheiden und für andere begründen, ob ich die gut eingefahrene Arbeit meiner Vorgängerin fortsetze in dem Bereich, in dem ich auch selbst 'erfahren' war, oder einen Sprung ins Leere mache und versuche, in den für Psychologen ziemlich neuen Bereichen der Arbeitsgesundheitsversorgung mehr Fuß zu fassen. Dieser Prozeß ist nicht ohne Schmerzen verlaufen. Die Mitarbeiterinnen im Schwangeren- und Kleinkindbereich waren sauer auf mich persönlich, und ich hatte Schwierigkeiten, für mich Arbeitsinhalte zu finden. Ich war ein halbes Jahr lang ziemlich sprachlos, konnte nichts schreiben, war öfter verzweifelt - hatte ich mir doch selber den Boden unter den Füßen weggezogen.

B) Auf dem Weg in die Arbeitsgesundheitsversorgung: Das ist nochmals ein langer Prozeß. Die Mitarbeiter wollten mich zwar von Anfang an haben, wußten aber nicht, wozu, und ich konnte auch nichts Fertigverpacktes anbieten. Inzwischen gehe ich öfter mit zu Arbeitsstellenbesichtigungen, bei denen die gesundheitlichen Bedingungen überprüft werden, oder zu Besprechungen an Arbeitsstellen, wo Leute dauernd krank werden aus Streß und sich zudem gegenseitig zerfleischen, und wo die Mitarbeiter der Arbeitsgesundheitsversorgung zwischen den Interessen der Beschäftigten und der Leitung balancieren müssen; oder ich rede bei Fortbildungsveranstaltungen der städtischen Beschäftigten über "psychischen Arbeitsschutz". Der Bedarf, Artikulationen für psychische Arbeitsprobleme zu finden, scheint groß zu sein sowohl bei den Mitarbeitern der Arbeitsgesundheitsversorgung als auch bei verschiedenen Berufsgruppen, z.B. Hauspflegerinnen des Sozialamts und städtischen Putzfrauen. Mein Lieblingsthema ist heutzutage "von der Arbeit erschöpfte Frauen" oder "Geschichte und Bewältigungsformen der Frauenarbeit".

C) Unterstützerin beim Artikulieren der Handlungsprobleme von Arbeitsteams: In internen Supervisionsgruppen, z.Zt. mit Gesundheitsberaterinnen der Arbeitsgesundheitsversorgung und mit Krankengymnastinnen, kommen regelmäßig und spontan schon bei der ersten Sitzung Probleme der Koordination, der Arbeitsteilung, der Informationsvermittlung auf den Tisch, d.h. Probleme der Partialisierung und Hierarchisierung der Arbeitsprozesse des Gesundheitszentrums. Supervision kann als eine Insel zur Reflexion der Arbeit im GZ dienen, andererseits als eine Behinderung von anderen Re-

flexionsformen funktionieren. Mir wäre es lieber gewesen, mich z.B. mit Arzt-Gesundheitsberaterinnen-Teams der Arbeitsgesundheitsversorgung zu Besprechungen zu treffen. "Supervisionsmöglichkeiten für alle im Gesundheits- und Sozialbereich bis 1990" ist bei uns der letzte Schrei. Das ist günstig für Psychologen, um mit anderen Berufsgruppen der Institution ins kontinuierliche Gespräch zu kommen, ungünstig aber, weil wegen traditioneller Hierarchien die Ärzte einen Psychologen als "Supervisor" selten akzeptieren. Die Psychologen bleiben damit auf der Seite der Pflege.

D) "Von außen nach innen": Typischerweise funktioniert eine, wie ich schätze, zukunftssträchtige Arbeitsweise leichter außerhalb der eigenen Institution, z.B. in einem "Arbeitsentwicklungskreis" eines Altersheims. Da steckte die Leitungsgruppe in einer Krise vor neuen Arbeitsanforderungen und mit internen unterschwelligem Konflikten und war auf die Idee gekommen, eine Psychologin zur Unterstützung zu holen. Rege Diskussionen waren die Folge, und es geht hoffentlich weiter mit Diskussionen mit dem Personal. Ich bin zwar voller Schrecken, ob ich hier vielleicht unbemerkt als weiches Gleitmittel für Sparmaßnahmen fungiere. Der Überblick fehlt mir noch. Ich hoffe aber, langsam solche berufsübergreifenden Sachen statt "Supervision" auch in der eigenen Institution machen zu können.

4.5 Schlußfolgerungen

Erneut wurde, entgegen verbreiteter Vorstellungen verdeutlicht, daß die konkreten Aufgaben von Psychologen nicht nur nicht festliegen, sondern oft eher unbestimmt sind. Nur ganz grobe Rahmenbedingungen und -vorstellungen waren in diesem Fall gegeben. Wenn solche Praxisprobleme dann nicht zum Gegenstand systematisierter Verarbeitung im Sinne von Forschung gemacht werden, wird die konkrete berufliche Unbestimmtheit zunächst eine subjektive Belastung. Die individuellen Praktiker müssen eine funktionale, ihrer drohenden Individualisierung überschreitende Bewältigungsstrategie dagegen finden.

In solchen Problemen spiegelt sich die Planlosigkeit des Gesundheitsbereichs in unserer Gesellschaft wider. Diese überläßt in überraschendem Maße den Berufspraktikern selber die Planung ihrer Arbeit. Es bleibt in außergewöhnlichem Umfang die Aufgabe der Berufspraktiker des Bereichs, die eigene Arbeit zu bestimmen und zu entwickeln. Tun sie das nicht, tut es, grob

gesagt, keiner.

Beim Versuch, solche Möglichkeiten und Anforderungen zu realisieren, stehen die Berufspraktiker vor dem Widerspruch zwischen einerseits relativ unbeweglichen institutionellen Strukturen, worauf sie am Ausgangspunkt nur einen sehr beschränkten Einfluß haben, und andererseits der Plausibilität der Praxis, der Unbestimmtheit ihrer beruflichen Funktionen und Positionen darin und den faktischen Entwicklungsaufgaben ihrer Berufspraxis.

In Verlängerung von solchen Fragen stellt sich die Aufgabe, die widersprüchlichen Entwicklungstendenzen institutioneller Bedingungsstrukturen therapeutischer Praxis genauer zu bestimmen. Es stellt sich auch die Aufgabe, die Verbindungen zwischen den sich verändernden institutionellen Bedingungsstrukturen und den Handlungs- und Denkformen therapeutischer Praxis näher zu untersuchen.

Ole Dreier

Der Psychologe als Subjekt therapeutischer Praxis

- 1. Fragestellung**
- 2. Typische Problematiken für den Psychologen in therapeutischen Handlungsräumen**
- 3. Bewältigungsweisen therapeutischer Praxis**
 - 3.1 Der individualisierte Macher**
 - 3.2 Die therapeutische Beziehung**
 - 3.3 Die alltägliche Lebenswelt des Klienten**
 - 3.4 Die eigene Institution**
 - 3.5 Die konkreten gesellschaftlichen Verbindungen der Parteien**
- 4. Schlußfolgerungen**
 - 4.1 Die Vermitteltheit therapeutischen Handelns**
 - 4.2 Die Begreifbarkeit der unmittelbaren Problematiken des Psychologen in seiner Praxis**
 - 4.3 Die Aufhebung der Abstraktion therapeutischen Denkens**
 - 4.4 Der aktuelle Stand therapeutischer Handlungsformen**
 - 4.5 Die Funktionalität individualisierter Handlungsformen**
 - 4.6 Die Bedeutung therapeutischer Gespräche**
 - 4.7 Die therapeutische Handlungsfähigkeit**

1. Fragestellung

In Therapiekonzepten und in alltäglichen Vorstellungen über Therapie ("Alltagstheorien") stehen die Klienten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Ihre Probleme und deren Lösung werden abgehandelt. Kommen Therapeuten überhaupt darin vor, werden sie eher am Rande, also weniger intensiv und umfassend betrachtet. Meistens erscheinen sie nur als die, woran bestimmte Forderungen nach bestimmten Verhaltensweisen gerichtet sind, und die diese zum Wohle ihres Klienten realisieren sollen. Es sieht so aus, als ob sie einerseits diesen äußeren Forderungen unterworfen sind, andererseits dennoch in der Lage sind, die Veränderung des Klienten zu bewirken. Ferner erscheinen sie in ihrer Betroffenheit und Belastung durch das Leiden und die Forderungen seiner Überwindung - sozusagen als Opfer des Leidens ihrer Klienten und zugleich Macher ihrer Therapie. Wird der Therapeut explizit thematisiert, resultiert also eine eingeengte Sicht auf ihn als Subjekt.

Schließlich bleibt der Therapeut jedoch als berufliches Subjekt ganz zentraler Bestandteil therapeutischer Praxis. Wie sollte man denn seine beruflichen Handlungsmöglichkeiten, Kompetenzen, Befindlichkeiten in der skizzierten Weise begreifen können? Wir haben es hier mit einem konzeptionellen Rückstand zu tun, der aufgearbeitet werden muß, bevor wir über eine Theorie des Psychologen als berufliches Subjekt dieser Praxis verfügen, als Teil einer umfassenden und adäquateren Theorie therapeutischer Praxis. Dieser Rückstand ist ein wesentlicher Grund der gegenwärtigen Professionalitätskrise, sowohl in den Augen der Bevölkerung, der Klienten wie der Therapeuten. Bis wir ihn aufgearbeitet haben, bleiben die Therapiekonzepte Konzepte einer beruflichen Praxis ohne konzipiertes berufliches Subjekt. Eine Theoretisierung der Psychologen als berufliche Subjekte ist auch schon deswegen unerlässlich, weil sie es doch sind, die diese Praxis entwickelten bzw. entwickeln sollen. Unser Interesse an einer solchen Theorie gilt m. a. W. der Erarbeitung eines Konzepts, das der Erweiterung therapeutischer Handlungsfähigkeit dienen kann.

Es gibt einen weiteren eigentümlichen Widerspruch in den üblichen Konzepten und Vorstellungen über therapeutische Praxis, daß nämlich die Handlungen der einen Partei, hier des Therapeuten, völlig aus den Bedürfnissen und der Perspektive der anderen Partei, hier des Klienten, abgeleitet

werden können und sollen (vgl. z.B. Forderungen nach "emphathischen" Prämissen therapeutischen Handelns). Als ob es faktisch nur eine Partei mit ihren Bedürfnissen und Perspektiven gäbe! Wie kann aber ein Subjekt seine Handlungen völlig von außen her sehen, begründen und bewerten, ohne dabei selbst als Subjekt in Auflösung zu geraten oder an Perspektiven- und Prämissenverwicklung und -verwirrung zu leiden? Wo bleibt dann die Eigenperspektive? Kann sich ein Subjekt faktisch dermaßen fremdbestimmt durch eine andere Person verhalten - in völliger dienstbereiter Selbstaufopferung und Bescheidenheit? Als ob es sich alles gefallen ließe, wenn es nur zum Wohle seines Gegenübers, hier seines Klienten geschehe. Das ist doch unglaublich! Bekanntlich treten dann auch "Störungen" einer derartigen Ausrichtung von Aufmerksamkeit und Handlungen auf, wo es eben nicht passiert bzw. "gelingt". Das wird aber dann meistens als "Störung" eingestuft und bewertet; d.h. es wird am "Ideal" festgehalten.

Wir brauchen übrigens nur die Klienten über ihre Auffassung ihres Therapeuten zu befragen, um ein anderes Bild zu erhalten! Die Therapeuten richten sich also nicht nach der faktischen Sicht des Klienten, sondern nach einer von ihnen konstruierten Klientenperspektive. Das macht die Perspektivenfrage noch komplizierter und verwickelter (s. DREIER 1987a, 1987c).

Aus dem bisherigen folgt eine Aufgabe bei der Aufarbeitung eines tragfähigen Konzepts therapeutischer Praxis. Diese Aufgabe beinhaltet Fragestellungen, die sonst vernachlässigt werden. Wir müssen den Therapeuten als Subjekt erforschen: seine Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen in der therapeutischen Praxis, seine Befindlichkeiten und sein Denken, Kompetenzen und Handlungsgründe, vorhandene Probleme, Widersprüche und Entwicklungsmöglichkeiten als Aspekte seiner Handlungsräume. Damit ist natürlich nicht gemeint, die therapeutische Praxis auf das Therapeutesubjekt zu reduzieren, sondern ihn vollständiger in die Konzeption darüber einzubeziehen.

2. Typische Problematiken für den Psychologen in therapeutischen Handlungsräumen

Wir versuchen nun vom Standpunkt des Psychologen in der therapeutischen

Praxis typische gegenwärtige Problemschwerpunkte bei der Behinderung/-Erweiterung seiner Handlungsmöglichkeiten zu analysieren, ausgehend von der Art und Weise, wie sie in seiner subjektiven Befindlichkeit erscheinen. Wir wollen die Widersprüche und Belastungen darin verdeutlichen, im Interesse ihrer Überwindung, d.h. die Fragen verfolgen: Was behindert mich in dieser Praxis; welches sind meine Möglichkeiten; woran liegen diese Behinderungen und Möglichkeiten; wie kann ich sie bestimmen und meine Einflußmöglichkeiten darauf nutzen.

Unser Ausgangspunkt ist die "Kernfrage" in der subjektiven Befindlichkeit des Therapeuten: Anderen Menschen helfen zu wollen nimmt als Motiv einen ganz zentralen Stellenwert ein, deswegen auch die Frage nach meinen Möglichkeiten und Behinderungen, diese Hilfestellung zu leisten. In der subjektiven Befindlichkeit spiegelt sich meine Bewertung meiner erfahrenen, gegenwärtigen-künftigen Möglichkeiten zu helfen wider. Diese Befindlichkeit ist typisch schwankend, je nachdem wie gut es mir vorkommt, daß es mir gelungen ist bzw. künftig wird gelingen können. Ich bewerte es also erstens typisch so, daß es mir nicht immer gleich gut gelingt. Diese Schwankung spiegelt zweitens wider, daß es mir unabgesichert vorkommt, was ich leisten kann bzw. geleistet habe, weswegen meine Bewertung davon sich nicht recht stabilisiert.

Fragen wir nach, um diese schwankenden Bewertungen genauer zu klären, stoßen wir zunächst auf die Tatsache, daß Klientenprobleme und Veränderungsprozesse komplex, unabgeschlossen bzw. -schließbar, relativ unbestimmt und individuell, mehrdeutig und widersprüchlich sind. Das erschwert natürlich meine Bestimmung meiner Möglichkeiten, deswegen auch meine Nutzung und Bewertung davon. Es besteht zudem die Tendenz, diese Unbestimmtheiten zu personalisieren (DREIER 1987 b), d.h. sie als Ausdruck meiner persönlichen beruflichen Unsicherheit und Unzulänglichkeit zu deuten, wo doch umgekehrt die Unbestimmtheit meine Unsicherheit bedingt. Die Bewertungsdilemmata schlagen deswegen oft in Bewertungswidersprüche um, worin Elemente meiner Bewertungen sich widersprechen, ohne daß ich die Widersprüche aufheben kann. Hinzu kommt, daß ich die vorgeführten bzw. von mir vorgestellten Bewertungen der anderen Patienten (Klienten, Mitbetroffenen, Kollegen, Auftraggeber) einbeziehen muß, die sich ebenso gegenseitig widersprechen und im Widerspruch zu meinen stehen (s. DREIER 1987 a).

Die Bewertungswidersprüche in meiner schwankenden Befindlichkeit werden zusätzlich genährt von meinem subjektiven Erfolgsdruck. Dieser Druck wird einerseits von Klienten, deren Bekanntenkreis, Kollegen, Institutionen, Auftraggebern an mich vermittelt oder explizit übergeben. Andererseits wird er von mir selbst als Forderung und Druck gestellt, nicht nur um den Erwartungen der anderen Parteien zu genügen, doch aber schon von diesen in meiner Leistung anerkannt zu werden. Diesem Druck zufolge liegt es an mir, ob ein Fall zum Erfolg führt oder nicht: Ich muß einen Erfolg herbeiführen können, obwohl ich schon einsehe, daß er natürlich auch von der Art und Weise abhängt, wie der Klient und die anderen Parteien sich zu seinen Problemen und zur Therapie verhalten. Denn - und hier stellt sich das Beeinflussungsdemokratie wieder ein - ich muß den Klient dazu bringen, sich so zu verhalten, daß er Erfolg, den ich mir vorstelle (bzw. die anderen sich vorstellen) sich faktisch einstellt. Letzten Endes muß ich also alles für den Klienten tun können: das Wohl des Klienten ist mein Erfolgskriterium. Da es nicht immer gelingt, habe ich ein Gefühl von Druck und Unzulänglichkeit - wenn ich den Mißerfolg nicht genauso personalisierend dem "unmöglichen" Klienten überstülpe. Anders ausgedrückt: jedesmal, wenn es nicht gelingt, kommt es mir vor, daß es mir hätte gelingen sollen, wenn ich nur dies oder jenes gesehen und getan hätte. Gelingt es, fühle ich mich jedoch oft nicht entsprechend sicher, ob es an mir lag (die Gründe sind ja relativ unbestimmt, s.o.). Es ist eben ein Erfolgsdruck, der sich folglich besonders dann einstellt, wenn es nicht gelingt und nicht gesichert vorkommt. In ihrer Berufslaufbahn ziehen viele Therapeuten daraus subjektiv den Schluß, ihre Forderungen zu senken. Sie können auch versuchen, ihr Selbstwertgefühl durch Vorstellung "gelungener" Beispiele zu retten, bzw. mit Kollegen darüber zu konkurrieren, wer die besten Beispiele vorstellen kann. Ferner können sie bei Kollegen und/oder in einer Supervision Trost oder Unterstützung finden, usw.

Diese Verhaltensweisen bringen aber nicht das subjektive Unbehagen völlig zum Verschwinden. Bestehen bleibt die selbstkritische Forderung: "Ich hätte vorhersehen können/sollen"; "ich müßte sichern können, daß es so und nicht so geht/endet". Besonders wenn es nicht gelingt oder unvorhergesehene Schwierigkeiten im Verlauf auftauchen, besteht die Tendenz, den Grund dafür in persönlichen "Kunstfehlern" zu sehen. Das ist besonders ausgeprägt im Nachdenken, d.h. erst nachdem bestimmte unerwünschte und unvorher-

gesehene Handlungen, Ereignisse sich eingestellt haben. Es werden dann Rückschlüsse gezogen: "Ich hätte damals sehen sollen, ... das tun müssen." Hinter diesen Gedanken und Bewertungen steckt die Logik des Hauptstroms der Psychologie: die bedingungsanalytische Kontrollwissenschaft und ihre Methodologie (s. HOLZKAMP 1983 a, Kap. 9). Sie spiegeln m. a. W. eine Praxis wider, die man über den Kopf des Klienten durchsetzen soll, indem man ihn der Therapie als seiner Bedingung unterwirft.

Solche verurteilende Bewertungsprozesse beruhen in Wirklichkeit auf der Übergabe von Verantwortung und Kontrolle über die Therapie durch Klienten, Bekannte, Institution, Auftraggeber und meine mehr oder weniger ungebrochene Übernahme davon. Demgemäß bin ich für die Lösung der Klientenprobleme verantwortlich. Das ist besonders ausgeprägt, wenn der Klient keine Kontrolle über sein Leben hat, und wenn kein anderer ihm hilft, also bei Ohnmacht, Isolation, abnehmender Solidarität und entsprechender Individualisierung von Verantwortlichkeit.

Aus dem bisherigen geht hervor, daß der Psychologe die Bedingungen erfolgreichen therapeutischen Handelns offensichtlich nicht voll im Griff hat. Er kann sich ihnen nicht sicher sein. Die an ihn bzw. von ihm gestellten Forderungen und Hoffnungen sind nicht immer und vollständig bei den vorhandenen Bedingungen einlösbar. Die Widersprüchlichkeit seiner Bedingungen und Aufgaben und des Verhältnisses der involvierten Parteien zur Therapie betreffen unmittelbar seine Handlungsmöglichkeiten und Befindlichkeiten. Die verbreiteten Widersprüche der skizzierten subjektiven Problematiken können deswegen nicht schlicht personalisiert werden.

3. Bewältigungsweisen therapeutischer Praxis

Der Psychologe hat zum alltäglichen Überleben innerhalb seiner vorhandenen Handlungsräume eine Bewältigungsstrategie nötig. Ebenso hat er ein Bedürfnis, seine Betroffenheit von den Widersprüchen zu verarbeiten. Nur reichen die angedeuteten Bewältigungsweisen dafür nicht aus (s. DREIER 1987 b), wohl sie offensichtlich naheliegend und unmittelbar funktional sind, was man an ihrer Verbreitung sieht. Sie führen nämlich perspektivisch nicht über die skizzierten Widersprüche hinaus, sondern bleiben innerhalb und

können deswegen auch nicht dazu beitragen, die subjektiv problematische Betroffenheit davon aufzuheben.

Jetzt wollen wir nach Bewältigungsweisen fragen, die einen besseren Griff über die therapeutische Praxis erlauben und in Richtung der Überwindung einiger ihrer Widersprüche in unserer Gesellschaft führen. Uns interessiert ja die Erweiterung therapeutischer Handlungsmöglichkeiten, also die Entwicklung therapeutischer Praxis in Richtung umfassenderer, erweiterter Praxisformen. Wir werden uns an die real benutzten Bewältigungsweisen halten, mit den relativ engeren davon anfangen und aus der Bestimmung ihrer Beschränkungen und Widersprüchlichkeiten heraus die Notwendigkeiten erweiterter Bewältigungsweisen begründen. Die verwendete Einteilung der Bewältigungsweisen entspricht einer Unterscheidung verschiedener realer Ebenen therapeutischer Praxis. Wir werden in der folgenden Analyse den Bezug zwischen den konkreten Bewältigungsweisen des Therapeuten und den vorhandenen Therapiekonzepten weglassen (s. DREIER 1987 c).

3.1 Der individualisierte Macher

Damit ist eine Bewältigungsweise gemeint, womit ich alle therapeutischen Veränderungen auf meine Beeinflussungen zurückführen will: Ich bin es, der in der Therapie etwas macht. Analysiert man den Prozeß, kritisch wie vorantreibend, muß man also fragen: "Was habe ich gemacht?" Oder aus der Sicht der anderen: "Hast Du schon dies oder jenes gemacht?" (Vgl. das Beispiel aus der Klinik im gestrigen Vortrag.) Ich bin m. a. W. letztendlich alleinverantwortlich dafür, was passiert oder nicht in der Therapie. Ich bin der individualisierte Agent - meistens in Gestalt eines außenstehenden, neutralen, effektiven Experten.

Allgemein formuliert ist diese Bewältigungsweise dem Gegenstand sowie der Aufgabe therapeutischer Praxis inadäquat (s. ausführlicher DREIER 1987 a): Da sind ja immer nicht nur ich, sondern mehrere Subjekte beteiligt, die alle unterschiedliche Erfahrungen, Gedanken, emotionale Bewertungen über das vorhandene Problem beisteuern und die dementsprechend in ihren Handlungen unterschiedliche Beiträge zu seiner Lösung und unterschiedlichen Einfluß auf den Verlauf und das Ergebnis der Therapie haben (s.u.).

Wie sollte ich denn alles alleine machen können? Das müßte zudem auf der

Voraussetzung beruhen, ich könnte die Bedeutung der Lebensverhältnisse des Klienten für ihn kontrollieren, die er nicht selbst kontrollieren kann. Wie könnte ich sonst sein Leben, seine Verhaltensweisen, Befindlichkeiten etc. kontrollieren? Wie soll ich also eine Kontrolle ausüben, über deren Bedingungen ich nicht verfüge? Wie kann ich für Verhältnisse alleinverantwortlich sein, worauf ich keinen entsprechenden Einfluß habe?

Versuche ich es trotzdem, muß jetzt deutlich geworden sein, daß es Kosten hat und subjektive Problematiken für mich auslöst, z. B. subjektiven Erfolgsdruck und unmotivierter Klienten (vgl. das gestrige Beispiel aus der Klinik und die darin geschilderte besondere subjektiv-praktische Funktionalität der Verhaltenstherapie.) Es sei denn, ich glaube, die Lebensverhältnisse des Klienten haben keine Bedeutung für seine Befindlichkeiten, so daß ich einfach seine mir zugängliche problematische Befindlichkeit beeinflussen kann, oder daß bestimmte therapeutische Techniken mich dazu in die Lage versetzen, Wohlbefinden beim Klienten trotz seiner schlechten Bedingungen zu bewirken.

Mit dieser Bewältigungsweise versucht der Psychologe eine individuelle Umwelt- und Selbstkontrolle über seine Praxis auszuüben und entsprechend beim Klienten zu installieren. Er affirmiert die individualisierte Alleinverantwortlichkeit und versucht seine Unabgesichertheit durch individuelle Kontrollformen zu kompensieren. Es ist m. a. W. eine defensive Bewältigungsweise therapeutischer Praxis (s. die entsprechende Einschätzung "technizistischer" Praxen in der "demokratischen Psychiatrie" Italiens bei BASAGLIA 1987). Sie läuft einer Demokratisierung, d. h. gemeinsamer Verantwortung über die therapeutischen Belange zuwider. Dies auch dann, wenn die Kontrolle darüber mit dem Argument legitimiert bzw. gelehnet werden soll, es geschehe, um dem Klienten zu helfen.

Die angeführten Problematiken individualisierten Machens treffen auch bei der besonderen Form davon zu, wo ich meine Praxis bewältigen will, daß ich mich als Modell, also persönliches Vorbild meiner Klienten aufstelle. Dabei setze ich ja voraus, daß ich bestimmte Eigenschaften, Fertigkeiten, Verhaltensweisen besitze, die ich als Lösungsmittel für die Probleme der Klienten bestimme, und daß ich dafür sorgen muß, daß sie diese durch Beobachtung und Imitation von mir übernehmen. In der Weise fällt alles wieder letztendlich auf mich zurück, diesmal noch direkter auf meine persönlichen Eigenschaften. Gewiß finden real Beobachtung, Identifikation und

imitation statt; es bleibt aber fragwürdig, ob meine Verhaltensweisen die richtigen waren für den Klienten. Also setzt sich eine "Erziehungsförmigkeit" (s. HOLZKAMP 1983 b) und eine Überhöhung der Bedeutung meiner Persönlichkeit durch, die ebenfalls im Widerspruch zur (eingangs erwähnten) erklärten "Klientenzentriertheit" therapeutischer Dienstleistungen und deren affirmierten Abhängigkeit von den Bedürfnissen des Klienten stehen.

Eine letzte besondere Gestalt therapeutischen Machertums soll benannt werden, nämlich die Vorstellung, daß die therapeutische Praxis auf die Wirkung meiner Persönlichkeit, der vielbesprochenen "Therapeutenpersönlichkeit", zurückgeführt werden kann. Das mag durchaus ähnlich "direktive" Formen annehmen wie die des expliziten Kontrollierens, bleibt aber im Prinzip individualisierte Kontrolle, obwohl sie in verborgeneren, subtileren, und deswegen oft effektiveren Formen geübt wird. Zum Beispiel wenn der Therapeut, wie es heißt, sich mehr "auf den Klienten einläßt", um ihn besser beeinflussen und besser über seine Therapie bestimmen zu können. Sein Zugeständnis, daß auch er von dem Verhalten des Klienten betroffen wird, kann er ja verbinden mit der Forderung, daß er mit dieser Betroffenheit selbst fertig werden können muß, d. h. auch diesen Einfluß wie jeden anderen der Therapie kontrollieren können muß. Jedenfalls muß er, wenn er die Kontrolle über den Verlauf aufrechterhalten will, vorsichtig mit der Offenbarung seiner Gedanken umgehen. Er muß sie tendenziell für sich behalten und über den Kopf des Klienten hinweg denken. Er muß einen Deutungsvorschub und -überschuß, bis zum praktizierten Deutungsmonopol als Absicherungsstrategie seiner Kontrolle über die Therapie funktionalisieren. Führt die Therapie, wie es oft der Fall ist, trotzdem nicht zum Erfolg, trifft es unmittelbar die eigene Persönlichkeit, die doch als wesentlichstes therapeutisches Arbeitsmittel erfaßt wurde. Eine Personalisierung von Ohnmacht, Verantwortung und Schuld, und eine Vereignschaftung von den Problemen beruflicher Kompetenz und Ungewißheit stellt sich umso leichter ein.

Den unterschiedlichen Formen individualisierten therapeutischen Machertums sind gemeinsam, daß sie nicht die Probleme lösen, die sie bewältigen sollten: Der Therapeut bleibt ja den Konflikten, Widerständen, Bündnissen, Übertragungen, Abbrüchen und dergleichen seiner Klienten ausgesetzt. Er erreicht weder volle Kontrolle über den Verlauf noch über die Bedingungen eines Therapieerfolgs. Er übernimmt aber Verantwortung, Erfolgsdruck und

gesellschaftliche Kontrollinteressen bezogen auf die Fallarbeit. Er praktiziert, oft im angeblichen Interesse des Klienten, eine "kontrollförmige Hilfe". Beim Versuch, in der Weise einen Therapieerfolg durchzusetzen, muß er mit dem Klientenverhalten und den -befindlichkeiten taktisch instrumentalisierend umgehen. Gegenstand und Aufgabe seiner Praxis bleibt ja seine Beeinflussung davon. Will er sie kontrollieren, muß er gleichzeitig seine Bestrebungen nach ihrem aktuellen Zustand einrichten. Darin taucht seine reale Abhängigkeit vom Klienten auf, die er durch seine Kontrollversuche leugnen und aufheben will. Er ist gezwungen, die Klientensicht zu berücksichtigen, um sie beeinflussen zu können. Dazu gehört seine Berücksichtigung der Sicht des Klienten auf ihn und auf die Verhaltensweisen, die der Therapeut sich überlegt, usw. Die eingangs erwähnte Perspektiventwicklung setzt ein und bewirkt Beschreibungs-, Deutungs- und Bewertungsproblematiken.

3.2 Die therapeutische Beziehung

In den Vorstellungen individualisierter Bewältigungsweisen, die in der therapeutischen Praxis am häufigsten verwendet werden, geht die Beziehung zwischen Therapeut und Klient insofern ein, als der therapeutische Macher darin geortet ist und seine Beeinflussung des Klienten darin stattfindet. Man könnte es so formulieren, daß in erster Linie über Individuen gedacht wird und erst in zweiter Linie über die Beziehung als bloßes Mittel dieser Individuen. Die Betrachtung der Beziehung tendiert dazu, sich in eine Betrachtung über die teilnehmenden Individuen aufzulösen. Beziehungsphänomene werden in Termini individueller Prozesse erfaßt (wie Beeinflussung, Beobachtung, Identifikation, Imitation, Übertragung, Gegenübertragung, usw.).

Im Gegensatz hierzu gibt es Versuche, therapeutische Praxis in erster Linie als Beziehung zu erfassen und zu bewältigen. Sie wird dann als Interaktion, Kommunikation, Gespräch erfaßt. Demgemäß sind die für die Lösung des Problems relevanten Erfahrungen, Wissen, Aufgaben, Möglichkeiten, Beiträge, Ziele und Stoßrichtung überindividuell distribuiert. Sie werden in verschiedenen, mehr oder weniger widersprüchlichen Formen intersubjektiv bestimmt, verarbeitet und realisiert. Deswegen muß ich diesen Gesamtprozeß erfassen und beeinflussen. Ich muß meine Aufgaben, Möglichkeiten, Behin-

derungen, die Bedeutung meiner Beiträge, meine Handlungsgründe, Befindlichkeiten etc. als Teile davon bestimmen und realisieren. Dazu gehört meine Anerkennung, daß nicht nur ich "etwas mache", sondern auch die anderen, d.h. "wir". Es gibt zudem unter uns darüber Widerspruch wie Koordinationsaufgaben. All dies muß ich bei meiner Analyse und Beeinflussung des Falles berücksichtigen.

In den therapeutischen Bewältigungsweisen von Beziehungen gibt es eine verbreitete Tendenz dazu, daß der Therapeut innerhalb der Beziehung versucht, alle Fäden in der Hand zu behalten. Damit weicht er zunächst einer Offenlegung der interpersonalen Widersprüche aus, in der Hoffnung, daß dies seinen Einfluß darauf erhöhen und seine Belastung dadurch vermindern würde (s. ESSER 1987). Er muß es zudem tun, weil bloß ein Griff über die unmittelbare Beziehung nicht die Verfügung über die für die Entstehung, Aufrechterhaltung und Lösung der vorhandenen Probleme entscheidenden Bedingungen beinhaltet (s.u.). Deshalb wird er beruflich versucht sein, auf individualisierte Kontrollformen über die Beziehung zurückzugreifen. Das hat die geschilderten Verwicklungen in der Auffassung und Handhabung der so instrumentalisierten Beziehung zur Folge und stellt eine Behinderung dar, dem grundlegenden intersubjektiven Charakter der Beziehung gerecht zu werden. Diese Verhaltensweise widerspricht m.a.W. der Aufgabe, einen intersubjektiven Verarbeitungsprozeß zu ermöglichen, worin eine gemeinsame Bestimmung über und Verantwortung für den Prozeß geradezu Verarbeitungsbedingung geworden ist und wo die professionelle Verantwortlichkeit eine Mitverantwortung dafür ist, die auf dem Hintergrund damit gemachter beruflicher Erfahrungen realisiert wird.

Faktisch bestehen immer sich widersprechende Interessen in einem Fall und in meinem Handeln. Das folgt aus der besonderen Art der Klientenprobleme, die Gegenstand therapeutischer Praxis werden. Deswegen sind immer Widerspruchsanalysen von mir verlangt, sowie daß gerade in der Therapie die Klientenkonflikte ausgedrückt und verarbeitet werden können. Die Interessen der Klienten an ihrer Therapie werden m.a.W. vernachlässigt, wenn ihre Konflikte nicht ausdrücklich thematisiert und verarbeitet werden. Das spricht gegen konfliktvermeidende Schonungstendenzen beider Parteien, z.B. indem der Therapeut die Kontrolle übernimmt, nicht zuhört, über das "gefährliche" Thema hinweggeht und dergleichen. Es bleibt eine Aufgabe des Therapeuten, solche intersubjektiven Beziehungen herzustellen, daß sie von

den Klienten zur Klärung und Wahrnehmung der hinter den Konflikten steckenden Interessenwidersprüchen als geeignet erkannt und ergriffen werden können. Dazu gehört die Bestimmung, Stärkung und Eröffnung allgemeiner Interessen, was vielen Menschen bei unseren Verhältnissen und dazu gehörigen Erfahrungen besonders schwer fällt (vgl. zu diesem Abschnitt ausführlicher DREIER 1987 a).

In der Therapie eine Subjektbeziehung herzustellen, ist m. a. W. keine reine Beziehungsangelegenheit. Es ist nicht identisch mit dem unmittelbaren "Aufeinander-gehen", mit der bloßen Innerlichkeit und Empathie. Entscheidend ist im Gegenteil, ob die Parteien darin ihre eigenen Interessen wahrnehmen können. Wir wissen, daß in der therapeutischen Praxis in dieser Hinsicht oft große Schwierigkeiten bestehen. Um diese zu klären, muß der Therapeut über die Grenzen der unmittelbaren Beziehung hinausdenken in die widersprüchlichen alltäglichen Lebensverhältnisse seiner Klienten hinein, worin ihre Probleme entstanden sind und wie sie geändert werden sollen.

3.3 Die alltägliche Lebenswelt des Klienten

Dieser Aspekt wird hier nur kurz behandelt, weil wir ihn anderswo ausführlicher analysieren (vgl. DREIER 1987 a, 1987 c). In den unmittelbaren therapeutischen Beziehungen werden schwerpunktmäßige Probleme verarbeitet, die außerhalb dieser Beziehung in den alltäglichen Lebensverhältnissen der Klienten vorkommen. Diese Probleme erscheinen vermittelt in den unmittelbaren Gesprächen. Das Gespräch ist damit nicht nur ein besonderes Mittel der Verarbeitung derartiger Probleme, sondern ein Medium, wodurch sie vermittelt erscheinen und verarbeitet werden können. Durch das Gespräch wird ein besonders vermittelter Zugang zur alltäglichen Lebenswelt der Klienten eröffnet und für die Verarbeitung der alltäglichen Probleme benutzt. Gleichzeitig ist der Zugang des Therapeuten, seine Verbindung zur alltäglichen Lebenswelt der Klienten durch seine unmittelbare Beziehung mit ihnen, seine direkte Erfahrung damit und sein Wissen darüber immer ein besonderer und beschränkter.

Will der Therapeut also die Probleme in den alltäglichen Lebensverhältnissen seiner Klienten adäquat begreifen und zu ihrer adäquaten Veränderung beitragen, muß er das Verhältnis zwischen Gespräch und Alltag erfassen kön-

nen. Daraus bestimmt sich nämlich die konkrete Bedeutung der therapeutischen Beziehung für die Verarbeitung der Probleme der Klienten. Daraus erhalten die Therapie und der Therapeut ihren Stellenwert für die Klienten. Wie und was Klienten aus den therapeutischen Gesprächen gebrauchen können und tatsächlich gebrauchen, und welche Art therapeutischer Unterstützung damit ggf. für die Veränderung ihrer Probleme funktional ist, muß aus diesem Zusammenhang heraus begriffen werden.

Die konkreten Inhalte und Dynamiken sowie wesentlichen Determinanten des Verlaufs und der Form der unmittelbaren therapeutischen Beziehung werden also entscheidend durch diese umfassenderen Zusammenhänge bestimmt. Ihre konkreten Erscheinungen müssen aus diesem Zusammenhang heraus begriffen werden. Deshalb kann die therapeutische Beziehung nicht mit den formalen Begriffen der traditionellen Gruppen-, Interaktions- und Kommunikationspsychologie erfaßt werden, die bloß Regelmäßigkeiten des unmittelbaren Aufeinander-bezogenenseins innerhalb der Beziehung widerspiegeln. Ebenso kann die konkrete Wirkung therapeutischer Gespräche nur aus ihren Wechselwirkungen mit den alltäglichen Verhältnissen und Geschehnissen bestimmt werden. Sie läßt sich nicht aus dem Gespräch für sich erfassen, z.B. nicht unmittelbar an der Verwendung bestimmter "Techniken" darin eindeutig festnageln. Die Bedeutung des Gesprächs liegt nicht wie ein Geheimnis in seinen verborgenen Details begraben, sondern im realen alltäglichen Funktionszusammenhang. Das wurde gestern z.B. an der Motivationsproblematik im Beispiel aus der Klinik veranschaulicht. Es wäre also in der Praxis illusorisch, einfach und abstrakt auf die Durchführung von Gesprächen als "die richtige therapeutische Praxis" zu setzen und dabei nicht nur die realen Funktionszusammenhänge, sondern auch die darin gegebenen anderen relevanten Handlungsmöglichkeiten zu übersehen (s.u.).

Die implizite Vorstellung vieler Therapeuten über die Wirkungsweise therapeutischer Beziehungen, daß sie in einem "Transfer" von Inhalten und Ergebnissen der therapeutischen Gespräche in den Alltag hinein bestünden, greift deshalb viel zu kurz. Sie ist in Wirklichkeit eine Ideologie über die Bedeutung, oder besser über die Bedeutsamkeit therapeutischer Handlungen, die für deren unmittelbare berufliche Absicherung funktionalisiert werden kann. Darüber hinaus beinhaltet sie eine angestrebte Normierung des Verhältnisses zwischen Gespräch und Alltag, oder genauer zwischen therapeutischer Institution und alltäglicher Lebenswelt der Klienten: Die Klienten

sollen das, was sie darin erfahren – wie gehorsame Schüler dem schulischen Lernstoff gegenüber –, getreu in ihren Alltag hinübertransportieren und dort entsprechend den "Vorgaben" ihrer Therapeuten verwenden (vgl. LAVE, im Druck). Tun bzw. schaffen sie dies nicht, sind sie selber schuld bzw. müssen sie mehr hinzulernen.

3.4 Die eigene Institution

Die Vermitteltheit unmittelbarer therapeutischer Praxis durch den Lebenszusammenhang der Klienten ist nur die eine Seite ihrer gesellschaftlichen Vermitteltheit. Die andere ist ihre Vermitteltheit durch die institutionalisierten Handlungszusammenhänge der Therapeuten. Die eingangs erwähnte Tendenz, daß der Therapeut sich selbst für die Beschäftigung mit seinen Klienten vergißt, umfaßt aber ebenso das Ausblenden dieser Bedingungen seines Handelns. Schließlich werden doch seine Handlungsmöglichkeiten wie –behinderungen durch seine Position im institutionellen Handlungsraum vermittelt; er wird also unmittelbar davon betroffen. Seine eigenen Möglichkeiten und Interessen muß er im Verhältnis zum institutionalisierten Handlungsraum seiner Praxis klären. Die Institution muß als Möglichkeitsraum seiner Praxis erfaßt werden. Sie kann nicht höchstens als irgendeine ärgerliche, beschwerliche Behinderung eingestuft werden, aus der Annahme heraus, daß, wenn er nur davon befreit wäre, würden sich seine Handlungsmöglichkeiten wirklich entfalten – ganz privat. Eine entsprechend erweiterte Perspektive auf Handlungsmöglichkeiten und Gründe des Therapeuten (wie des Klienten, s. u.) ist nötig.

Therapeutische Arbeit findet nicht in einem losgelösten geistigen Raum statt. Die Bedeutung je meiner Handlungen wird im Gegenteil objektiv bestimmt in dem Handlungszusammenhang verschiedener Institutionsformen in einer therapeutischen Versorgungsstruktur (s. HELBIG 1986). Ich bestimme nicht total nach eigenem Gutdünken über deren reale Bedeutung. Meine individuellen Handlungen gehen in einen gesellschaftlich vermittelten, institutionalisierten Handlungszusammenhang ein und erhalten darin ihre konkrete Bedeutung. Diese Bedeutung ist mir nicht unmittelbar gegeben. Es ist meine Aufgabe, sie erst zu bestimmen, indem ich mich in die objektiven Bedeutungsstrukturen meiner Arbeit einarbeite und dabei zugleich kläre, welchen Einfluß auf ihre Bedeutung und welche Spielräume ihrer Nutzung

und Erweiterung ich habe bzw. ich erwerben kann. Das wurde in den Beispielen von gestern veranschaulicht. Sie haben nicht nur verdeutlicht, daß man sich einarbeiten muß, um die Bedeutung der eigenen Arbeit allmählich für sich zu bestimmen und real zu erweitern. Es wurde ferner klar, daß die Einarbeitung sowie die Art und Weise ihrer Realisierung oft dem Psychologen selbst als seine individuelle Aufgabe überlassen bleibt. Außerdem wurde deutlich, daß in den Institutionen oft keine klare Bestimmung von Funktionen, Aufgaben wie Position des Psychologen besteht. Im Gegenteil können bedeutsame Unterschiede und Interessengegensätze bezüglich meiner Arbeit vorherrschen. Dies muß mein Interesse an der Klärung, Abgrenzung und Bestimmung darüber erhöhen und zu einer für mich wichtigen Aufgabe werden. Es steht also nicht fest, worin meine Arbeit besteht. Sie verändert sich geschichtlich durch die Veränderung der Widersprüche, worin sie verwickelt ist.

Meine Einarbeitung in die Bedeutungsstrukturen meiner Arbeit beinhaltet erstens, die Position meiner Institution in der Versorgungsstruktur zu bestimmen. Das umfaßt u. a. meine Bestimmung der interinstitutionellen Kooperationsstrukturen (Finanzierung, gesetzliche Grundlagen, Aufgabenverteilung, Verweise etc.) und deren Konflikte (Einmischungen anderer Institutionen, Interessenverhältnisse, bestehende Bündnismöglichkeiten durch institutionelle Überschneidungen, etc.). Zweitens beinhaltet sie, die Bedeutungsstrukturen der eigenen Institution zu bestimmen (ihre Funktionen, die Zusammensetzung des Teams, formelle wie informelle Macht- und Kompetenzverhältnisse, die arbeitsteilige Kooperationsstruktur, Unterschiede in den Bedingungen, Aufgaben und Verantwortungen der Berufsgruppen und Mitarbeiter sowie daraus entspringender Interessengegensätze und Konflikte, etc.).

Zur Bestimmung meiner Handlungsspielräume und -möglichkeiten gehört also die Bestimmung darüber, welche Bedeutung meine Arbeit für die Institution und für die Kollegen haben kann, damit sie bewußt von allen Parteien benutzt, die Kooperation darüber geklärt und die Interessen an der Erweiterung meiner Möglichkeiten gestärkt werden können. In dieser Hinsicht befindet sich der Psychologe oft in besonderen Interessenwidersprüchen im Verhältnis zwischen der Leitung und dem übrigen Personal, die verarbeitet werden müssen, damit die oben genannten Kooperationsformen erweitert werden können. Er befindet sich häufig in einer besonderen, unge-

klären, noch nicht tradierten, isolierten Position in der Institution. Ihre Klärung und Erweiterung vernachlässigt er leider oft. Deshalb bleibt seine Arbeit hauptsächlich von den widersprüchlichen Anforderungen der anderen Parteen bestimmt und damit für ihn nicht deutlich abgrenzbar, planbar und verfügbar. Zum Beispiel besitzt er eine besondere Fachkompetenz, üblicherweise ohne entsprechende Leitungskompetenz, wovon er sich jedoch wegen der Besonderheit dieser Fachkompetenz nicht völlig freihalten kann. Andererseits wird er als Spielball in Konflikten zwischen der Leitung und dem Personal "auf dem Boden" funktionalisiert. Deswegen bleiben seine Kompetenzen, Aufgaben, Spielräumen und Methoden konkreter therapeutischer Praxis ungeklärt und umstritten.

Bleiben solche Widersprüche der objektiven Kooperationsstruktur mit dazu gehörigen Konflikten und konfliktvermeidenden Verhaltensweisen dominant, breiten sich Personalisierungen über Kollegen, die Leitung, andere Institutionen und Klienten aus. Im Gegenteil dazu sind derartige Analysen von Institutionsstrukturen nötig, daß ich die Konflikte besser aufgreifen kann, weil ich die Struktur und Interessen der Parteien besser begreife und damit Zugangsweisen und Bündnisse besser bestimmen kann. Widerspruchsanalysen über mich in meinen Handlungsräumen sind nötig.

Wozu und wie andere in der arbeitsteiligen Praxis mich gebrauchen wollen, beinhaltet m.a.W. bestimmte Möglichkeiten und Behinderungen meiner therapeutischen Praxis. Ich kann diese Möglichkeiten nicht rein individuell abgrenzen und alleine darüber verfügen. Zum Beispiel kann die Definition von Handlungsbedürfnissen konkreter Klienten und deren Überantwortung an mich von Interessenkonflikten beim Personal und zwischen Personal und dem betreffenden Klienten entscheidend beeinflußt sein und zwar so, daß sein Behandlungsbedürfnis einen an ihm personalisierten Konflikt zwischen ihm und dem Personal widerspiegelt. Die Verantwortungsproblematik verweist hier auf Probleme der arbeitsteiligen Kooperation und ist nur dadurch veränderbar.

Damit sind die Bedingungen, die Kooperation und die Qualifizierung der Kollegen eine entscheidende Bedingung der Entwicklung meiner Aufgaben, d.h. des Möglichkeitsraums meiner therapeutischen Praxis. Welche Fälle die Institution mit welchem Ergebnis bewältigen kann, wird erheblich dadurch beeinflußt. Das hat entscheidende Konsequenzen für die Bedeutung und die Perspektive traditioneller Psychologenaufgaben wie Supervision und Behand-

lungsplanung.

Schließlich müssen wir nicht nur damit aufhören, über Klienten in der Einzahl zu sprechen, weil keiner von ihnen ganz alleine lebt, sondern ebenso über die Therapeuten: Auch in der Arbeit an den einzelnen Fällen gehen meistens mehrere Professionelle ein, teilweise und zu bestimmten Zwecken unmittelbar, aber immer auch vermittelt. Es ist zudem beschränkt, was ich außerhalb solcher Kooperationsstrukturen alleine leisten kann. Die Entwicklung therapeutischer Praxis ist m. a. W. an die Entwicklung ihrer Kooperationsstrukturen und nicht an die bloße Aneignung von "Techniken" gebunden. Uns muß deshalb die Frage interessieren, bei welchen Strukturen welche Interessen wahrgenommen werden können.

Gegenüber solchen Entwicklungsaufgaben gibt es bei vielen Psychologen die implizite emotionale Bewertung, daß sie mit so erheblichen Anstrengungen, Kompromissen und Abstrichen verbunden sind, daß es sich nicht lohnt sie aufzugreifen. Dahinter steckt der Glaube, daß meine Bedürfnisse und Interessen fundamental andere sind als die der anderen, so daß keine eigentliche Verbundenheit zwischen uns möglich ist. Diese Einschätzung beruht auf Erfahrungen mit unüberwundenen Konflikten widersprüchlicher Verhältnisse. Es ist die Prämisse davon geprägter konfliktvermeidender Verhaltensweisen, daß es nicht geht, im Verhältnis zu anderen an den eigenen Interessen festzuhalten, ohne sich dabei nur einen unüberwindbaren, zugespitzten Konflikt einzuhandeln. Kämpfen sie trotzdem und stattdessen alleine weiter, entstehen die bekannten "Burnout"-Symptome: Es wird mir zu viel, ich kriege es satt mit anderen Menschen zu arbeiten. Ich fange an meine subjektive "Lösung" ggf. an, die Verantwortung und Kontrolle zu übernehmen, d.h. nicht mit, sondern über die Köpfe von Klienten und Kollegen zu arbeiten. Periodisch schwanke ich zwischen der Tendenz, alles übernehmen zu wollen und der Tendenz, mich völlig zurückzuziehen. Meine Befindlichkeiten darüber bleiben ambivalent: mein Verhältnis zu meinen Mitmenschen wird ja dadurch gestört. Ich verliere, wie ich auf anderen Bündnissen aufbauen und über meine isolierte Situation hinauskommen kann. Und dann muß ich ja individuelle Bewältigungsweisen innerhalb dieser Verhältnisse benutzen, mich neben, außerhalb, über andere zu behaupten. Bei einigen setzt sich dabei die Tendenz durch, eine "richtige Therapie" und Klarheit über die eigene Arbeit hinter geschlossenen Türen mit den "eigenen" Klienten suchen zu wollen. Sie entdecken dann die vorhandenen Möglichkeiten nicht mehr, die nur

im Zusammenhang bestimmbar sind. Andere Möglichkeiten als die "privat" geübter Therapie werden versäumt.

3.5 Die konkreten gesellschaftlichen Verbindungen der Parteien

In den beiden letzten Abschnitten haben wir zwei Ebenen der gesellschaftlichen Vermitteltheit unmittelbarer therapeutischer Praxis behandelt: den alltäglichen Handlungsraum der Klienten und den institutionalisierten Handlungsraum der Therapeuten. Diese beiden Ebenen treten natürlich immer real in bestimmten Verbindungen auf. In der therapeutischen Praxis gehen sie bestimmte gesellschaftliche Verbindungen miteinander ein.

Um die Bedeutung der therapeutischen Praxis und ihre Handlungsmöglichkeiten konkret zu bestimmen, müssen wir also den Zusammenhang zwischen den Möglichkeitsräumen, Interessen und Perspektiven der beiden Parteien bestimmen. Dieser vermittelte Zusammenhang wird unmittelbar über die Beziehung, das Gespräch als Medium gestiftet, worin sich mindestens, aber häufig mehr als zwei konfliktvolle Parteien treffen. Meistens sind ja nicht nur mehrere Klienten wie Nicht-Klienten mit je ihren und miteinander bestehenden Konflikten von der therapeutischen Praxis in verschiedener Weise betroffen (vgl. DREIER 1987a), sondern mehrere Kollegen, Institutionen usw., die oft miteinander in Konflikten auf verschiedenen Ebenen stehen. Als einfaches Beispiel dafür, bezogen auf die unmittelbare Fallarbeit, können Konflikte über die Aufgaben und Bedeutung der Therapie eines Schulkindes gelten, die in und zwischen seiner Familie, seiner Schule (den Lehrern, dem Schulpsychologen, den übrigen Kindern und deren Eltern, usw.) und z.B. einer externen Beratungsstelle, kinderpsychiatrischen Abteilung oder dergleichen bestehen, woran die Behandlung des Falles verwiesen wird. Aus derartigen widersprüchlichen Zusammenhängen heraus muß dann die Position und der Standpunkt, die Ebene, die Art und der Ort therapeutischen Eingreifens und die Bündnisse, die Möglichkeiten und die Bedeutung therapeutischer Praxis bestimmt werden.

Meine Analyse derartiger widersprüchlicher Bedingungsstrukturen ist also die Analyse meiner objektiven Handlungsmöglichkeiten. Sie ist zugleich die Analyse der Formen von Widerstand, Stagnation bis hin zu Abbrüchen, Druck, Funktionalisierungen, Überantwortungen, Befindlichkeiten usw., wo-

rauf ich in meiner unmittelbaren Praxis stoße. In diesem Zusammenhang sei nochmals auf die Beispiele von gestern verwiesen: die unmotivierten Klienten, den Erfolgsdruck, die vielen Alkoholiker, die wegbleiben, usw.

Aus dem obigen geht hervor, daß diese Verbindungen unterschiedlicher Art sein können. Damit kann zunächst gedacht werden an den Unterschied zwischen verschiedenen Formen ambulanter und stationärer Behandlung. Im letztgenannten Fall ist die institutionelle Bedingungsstruktur, mit deren Personal, periodisch sowohl unmittelbare Behandlungsbedingung als auch Lebenszusammenhang des Klienten. Es bestehen also bedeutende Unterschiede bezüglich dessen, was unmittelbar und vermittelt verbunden wird. Gegenwärtig gibt es Tendenzen in der ambulanten Arbeit, die unmittelbaren Verbindungen über gelegentliche Gespräche hinaus auszudehnen in Richtung eines höheren Grades an unmittelbarer Verbindung zwischen dem Handlungsraum des Therapeuten und der alltäglichen Lebenswelt der Klienten, ohne daß sie jedoch je völlig zusammenfallen können und die Beschränktheit und Besonderheit des therapeutischen Zugangs dazu damit aufgehoben wäre. Außerdem ist es bei vielen dieser Initiativen ungeklärt und fragwürdig, welches Verhältnis zwischen "Therapeutisierung" des Alltags und erweitertem Realitätsbezug der Therapie hergestellt wird.

Hinter derartigen Tendenzen stecken bestimmte Erfahrungen mit den überlieferten institutionellen Formen therapeutischer Praxis, die insbesondere zum Hinterfragen der darin und damit gestifteten und möglichen Verbindungen zwischen Klienten und Therapeuten geführt haben. Dies betrifft sowohl die damit verbundenen Interessenverhältnisse, die durch die Formen bedingte Behinderung therapeutischer Handlungsmöglichkeiten wie die Kritik an der Art des dadurch bedingten Verhältnisses der Klienten zu ihrer Therapie. Auf diesen Hintergründen wird mit den Formen therapeutischer Praxis experimentiert. Dazu gehören sogenannte Tendenzen der Demokratisierung, Deinstitutionalisierung, Deprofessionalisierung, Dezentralisierung und Reprivatisierung.

Diese Tendenzen sind jedoch nicht eindeutig, sondern widersprüchlich bestimmt. Bestimmte Kontrollinteressen und ökonomische Interessen sind darin involviert (s. CASTEL, CASTEL und LOVELL 1982; HELBIG 1986). Sie haben auch deshalb widersprüchliche und ungleichmäßige Formen und "Lösungen" angenommen. Zum Beispiel wird in der Traditionslinie systemischer Therapie ein erweitertes Modell therapeutischen Macher- und Expertentums

praktiziert. In der Traditionslinie der Gemeindepsychologie (aber auch anderswo) gibt es im Gegensatz dazu Hoffnungen, daß man durch den engeren Bezug zur unmittelbaren alltäglichen Lebenswelt der Klienten aus Widersprüchen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse loskommen und damit eine "reine Hilfe" leisten könne. Als ob die gesellschaftlichen Interessensgegensätze unmittelbar und ausschließlich an die vorfindlichen institutionellen Räumlichkeiten gebunden seien, und man also davon frei kommen würde, wenn man diese Räume verläßt und die Widersprüche innerhalb der "Räume des Alltags" aufhebt bzw. kompensiert. Dies hat Ähnlichkeiten mit alten wie neuen Tendenzen privater Einzelpraxis. Schließlich sind einige Formen von Deinstitutionalisierung und Errichtung von alternativen und privaten Praxen nicht nur mit schlechteren Arbeitsbedingungen verbunden, sondern zugleich mit dem Aufgeben institutionalisierter Einflußmöglichkeiten auf die Versorgung der Klienten.

4. Schlußfolgerungen

Abschließend werden wir einige allgemeinere Konsequenzen aus den voranstehenden Analysen ziehen, in der Gestalt von Schlußfolgerungen über, Aufgaben und Fragestellungen für Psychologen als Subjekte therapeutischer Praxis.

4.1 Die Vermitteltheit therapeutischen Handelns

Es ist erstaunlich, in welchem Maße die unmittelbaren Vorstellungen über therapeutische Praxis von der Subjektivität der Psychologen, ihren gesellschaftlichen Handlungsräumen und der gesamten gesellschaftlichen Vermitteltheit ihrer Praxis abstrahieren. In diesen Vorstellungen erscheint sie als ein besonders privatisiertes Berufsfeld, als ein Kernbereich privatförmigen Denkens. Die Aufarbeitung eines erweiterten Konzepts vermittelten therapeutischen Handelns ist deshalb nötig, worin dieser gesellschaftliche Praxisbereich in seiner Eigenart begriffen wird.

Solche Analysen müssen von einem Interesse an der Erweiterung therapeutischer Handlungsfähigkeit getrieben sein, als ein Mittel für die Therapie-

tenssubjekte Fragen folgender Art zu beantworten: Was behindert mich, welche Möglichkeiten habe ich? Was liegt an mir, was an den äußeren Umständen? Was kann ich also wo und wie daran ändern? Dies alles ist nicht unmittelbar gegeben, sondern muß erst aus dem problematischen Verhältnis des Therapeuten zu seinen gesamtgesellschaftlich vermittelten widersprüchlichen Handlungsräumen bestimmt werden.

Wir wollten in den voranstehenden Analysen typische Problematiken und Konflikte der gegenwärtigen Handlungsräume therapeutischer Praxis vorstellen. Die skizzierten Bewältigungsweisen fixieren je ihre unterschiedlichen, miteinander verbundenen realen Ebenen therapeutischer Praxis und sind von deren Widersprüchlichkeiten geprägt.

4.2 Die Begreifbarkeit der unmittelbaren Problematiken des Psychologen in seiner Praxis

Die eingangs geschilderten typischen, unmittelbar erscheinenden Problematiken des Psychologen in der therapeutischen Praxis sind jetzt auf anderer Grundlage begreifbar, und alternative Richtungen ihrer Verarbeitung und Veränderung sind nachgezeichnet worden. Die reale Vermitteltheit der subjektiven Unsicherheit des Psychologen aus seinen unabgesicherten Möglichkeiten bei unbestimmten, mehrdeutigen, widersprüchlichen Problemen ist deutlich geworden. Die Ungeklärtheit seiner Kompetenz und Qualifikationen, ihre Unbeschreibbarkeit und mangelnde gesellschaftliche Anerkennung fügt sich dazu. Seine subjektive Leugnung der Bedeutung dieser objektiven Widersprüche bringt zwar eine kurzfristige Entlastung vor seiner Mitverantwortlichkeit für die Überwindung dieser Probleme, personalisiert andererseits die unmittelbare Betroffenheit darüber und Verantwortung für die therapeutische Kompensation des Leidens darunter. Es wird ja nicht versucht, die Widersprüche zu überwinden, sondern sie werden subjektiv übernommen, d.h. sie prägen meine Befindlichkeit usw., und ich werde selbst von subjektiven Widersprüchen durchkreuzt.

Die Personalisierungen der Widersprüche befestigen die symptomatischen Belastungen darüber. Der Therapeut wird subjektiv zerrissen in den expliziten und impliziten Widersprüchen zwischen den Parteien therapeutischer Praxis. Es ist nun einmal die Aufgabe des Therapeuten, es mit besonderen Formen subjektiver Widersprüche zu tun zu haben. Die unzureichende Klä-

nung der Ziele, Funktionen und Aufgaben von Therapie und die ganze Planlosigkeit des Bereichs bedingen ebenfalls eine Individualisierung der Ausrichtung, Bewertung und Bewältigungsweisen dieser Berufspraxis. Beschränkt er sich aber auf Bewältigungsweisen innerhalb der Unmittelbarkeit, gibt er den Einfluß auf seine Bedingungen, Aufgaben, den dahinterstehenden Interessen, usw. auf und überläßt sie einfach anderen.

4.3 Die Aufhebung der Abstraktion therapeutischen Denkens

Wir haben gegen die Ausblendung konkreter Vermittlungen und Zusammenhänge argumentiert. Wird in Abstraktion davon über die eigene Praxis nachgedacht, müßte man annehmen, daß Therapie überall gleich geübt werden könnte und sollte. Eine Normierung abstrakt-überhistorischer Konzepte könnte stattfinden. Wir haben zugleich gegen eine Auffassung von Therapie in bloßen unmittelbaren Verfahrens- oder Beziehungsbegriffen argumentiert, als ob sie unbeeinflußt von ihrem "äußeren Rahmen" und als ob sie in dem Sinne ein "Handwerk" und die "Techniken" und/oder die Persönlichkeit ihr Werkzeug sei. Die Bedeutung und Wirkung der Verwendung bestimmter Mittel muß im Gegenteil aus dem Handlungszusammenhang bestimmt werden, genau wie die Probleme, die damit verarbeitet werden sollen, durch den Zusammenhang charakterisiert sind, worin sie entstanden sind und wovon sie ein problematischer Aspekt sind.

Daraus folgt, daß man nicht einfach Vorstellungen über Therapie aus bestimmten, ggf. überholten Zusammenhängen auf neue veränderte Handlungszusammenhänge übertragen und dort unverändert verwenden kann (s. DREIER 1987 c). Tut man es trotzdem, werden neuentstandene Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten übersehen und mit den alten Vorstellungen falsch interpretiert. Das therapeutische Denken muß ein Denken konkreter Zusammenhänge sein.

4.4 Der aktuelle Stand therapeutischer Handlungsformen

Geschichtlich haben sich Tendenzen erweiterter therapeutischer Handlungsformen entwickelt. Gegenwärtig ist der Psychologe typisch nicht alleine bei

der Betreuung eines Falles, und es werden Mitbetroffene einbezogen, die nicht einmal alle Klienten oder gar "psychisch krank" sind. Eine historische Analyse dieser Entwicklungsprozesse machen sowohl Fortschritte wie Beschränkungen und innere Brüche der Praxis deutlich. Die Entwicklung ist von Widersprüchen und Partialinteressen geprägt. Deswegen ist sie uneinheitlich und ungleichzeitig verlaufen. Sie wird denn auch in unterschiedlichen Formen geübt, die alle, trotz ihrer bedeutenden Unterschiede und egal wie privat sie auch immer geübt wird, eine gesellschaftlich vermittelte Funktion und Bedeutung haben.

Die gegenwärtige therapeutische Praxis in diesen überindividuellen, institutionalisierten, objektiv kooperativen Formen ist also stets voller Widersprüche und Personalisierungen. Es folgt daraus, daß wir heute diese Praxisformen in der Aufarbeitung eines Therapiekonzepts zu verarbeiten haben und nicht die alten, teilweise überholten Formen. Dies stellt uns praktisch wie in der Forschung darüber vor andere Aufgaben, Forderungen und Möglichkeiten, einschließlich der Kritik an den bisherigen unzureichenden "Lösungen" und Realisierungen hiervon. Zu diesen Aufgaben gehört u. a. die Aufarbeitung einer Theorie über die Therapeutensubjekte in ihrer Praxis, sowie die Klärung, welche Bedingungen nötig sind, damit erweiterte Handlungsformen praktisch funktional und realisierbar werden.

4.5 Die Funktionalität individualisierter Handlungsformen

Besonders wenn man sich die kurze und real uneinheitliche Geschichte therapeutischer Praxis und die hierin nahegelegte "Traditionslosigkeit" vergegenwärtigt, muß es verwundern, daß eine ideologische Selbstverständlichkeit darüber vorherrscht, worin "die richtige Therapie" bestehe. Der gegenwärtige Psychologe ist zudem in vielen Stellen der erste, den es je dort gegeben hat, so daß von Seiten der Kollegen und der Leitung relative Unkenntnis über seine Qualifikationen, Funktionen, Methoden, Kompetenzen, die Kooperation mit ihm usw. herrscht. Diese ideologische "Vorbildfunktion" privatförmiger Therapiepraxis könnte u. a. darin begründet sein, daß Auftraggeber wie Klienten von der therapeutischen Leistung als Erlösungsstrategie für Probleme unter unveränderten Verhältnissen ein problemloses individuelles Zurechtkommen erwarten bzw. fordern, und daß die Therapeuten solche Vorstellungen und Perspektiven übernommen haben, obwohl sie ei-

gentlich praktisch merken müßten, daß sie diese nicht einlösen können (vgl. im Beispiel von gestern die vielen Alkoholiker, die wegbleiben). Solche Vorstellungen und Forderungen machen, wie erwähnt, die Bewältigungsweise therapeutischer Praxis als individualisierter Experte und Macher unmittelbar funktional. Schon mit der Forderung individueller Verantwortlichkeit für und Vorhersagbarkeit über die therapeutische Fallarbeit zu brechen erscheint dann, wie erwähnt, vielen Therapeuten als eine Überforderung.

Es stellt sich ferner allen Therapeuten die Frage, was sie dagegen tun können, in die gesellschaftlichen Widersprüche ihrer Arbeitsaufgaben und -zusammenhänge zu belastend verwickelt zu werden. Eine individualisierte Verarbeitung hiervon und ein Rückzug daraus bietet sich an als eine besondere Verhaltensweise solchen Widersprüchen gegenüber, die das Versprechen in sich birgt, kurzfristig davon loszukommen, damit weniger subjektiv belastet zu werden und zudem, so die Hoffnung, aus dem Griff der gesellschaftlichen Kontrollinteressen herauszukommen. Vielen Psychologen erscheint die private Praxis als Ausweg in die "Freiheit". In Wirklichkeit geben sie dabei Einflußmöglichkeiten auf, und sie kommen auch nicht aus den gesellschaftlichen Interessenwidersprüchen heraus, die nicht nur in den Institutionen vermittelt werden, sondern auch in der privaten Praxis (vgl. das gestrige Beispiel aus dem Verein).

Wenn vorfindliche Therapiekonzepte und -ideologien auch noch zu solchen privaten Praxisformen passen, und selbst in und für solche Formen entwickelt wurden, dienen sie den Therapeuten als ideologische Anleitung dazu und erhalten zugleich eine Scheinbestätigung dadurch (vgl. DREIER, 1987c). Wenn ich privat und vereinzelt arbeite, hängt das, was im Fall passiert, ja anscheinend nur von mir und von meinem Klienten ab. Damit ist die Individualisierung der Gesundheitsversorgung (s. HELBIG 1986) in der Individualisierung ihrer Berufspraktiker reproduziert. Individualisierte Handlungs- und Denkformen können außerdem in institutionalisierten Praxisformen bestehen bleiben, wenn die Psychologen als Reaktion auf die gegebenen Widersprüche auch darin als isolierte Macher handeln.

4.6 Die Bedeutung therapeutischer Gespräche

Einer der Hauptfehler gegenwärtiger Therapievorstellungen ist der Glaube, daß die unmittelbare Beziehung, das Gespräch mit dem Klienten, eine ab-

strakte Größe sei, die überall gleich verwendet wird und gleiche Bedeutung und Formen habe. Es gilt im Gegenteil dazu anzuerkennen, daß die Arbeit mit Klienten natürlich immer über konkrete Beziehungen zu ihnen läuft, und daß diese Beziehungen in ihren Funktionen, Inhalten und Formen von den Zusammenhängen vermittelt sind, worin sie stattfinden und einwirken sollten. Es gilt, sie als Medium zu erfassen und die Handlungsmöglichkeiten, die damit gegeben sind, in ihrer vermittelten Besonderheit zu erkennen. Erst dann können diese konkreten Handlungsmöglichkeiten optimal genutzt werden.

4.7 Die therapeutische Handlungsfähigkeit

Es ist eine aktuell wichtige Aufgabe, mit den Personalisierungen und Vereigenschaftenungen zu brechen, die bei und über Therapeuten wie Klienten herrschen und die die Auffassungen über die therapeutische Kompetenz und über die Klientenprobleme prägen. Die Vermitteltheit dieser Kompetenzen und Probleme muß erkannt werden. Zu ihnen gehören natürlich persönliche Aspekte als subjektive funktionale Aspekte des konkreten Zusammenhangs zwischen diesen Individuen und ihren gesellschaftlichen Bedingungsstrukturen.

Die subjekthafte Handlungsfähigkeit des Therapeuten muß demnach in dem Zusammenhang bestimmt werden, worin sie zum Handeln befähigen soll. Ihre Bestimmung setzt voraus, daß der Therapeut diesen Zusammenhang erst erkennt, der ihm ja nicht unmittelbar gegeben ist. Seine Einarbeitung in den konkreten widersprüchlichen Möglichkeitsraum seiner Praxis ist also eine Voraussetzung dafür, daß er bestimmen kann, wozu er fähig ist und sein muß. Erst damit wird er konkret fähig. Die konkrete therapeutische Handlungsfähigkeit ist vom Standpunkt des Therapeutensubjekts aus seine Fähigkeit in seinem konkreten Handlungsraum mit ihren verschiedenen Ebenen der eigenen Institution, der Lebenswelt seines Falles, der gestifteten Beziehungen zu seinen Klienten, usw. zu handeln. Sie wird in und mit seiner Einarbeitung in deren Bedingungsstrukturen und Möglichkeiten gewonnen. Sie wird nicht abstrakt herumgetragen wie irgendeine innere Eigenschaft, die ohne weiteres abrufbar ist, sondern konkret erarbeitet, bestimmt und realisiert. Zentraler Bestandteil dieser Fähigkeit ist es mithin zu lernen, seine Möglichkeiten und deren Realisierungsweisen zu bestimmen, sich einen Ein- und Überblick und eine Sicherheit über die eigenen Mög-

lichkeiten auf den verschiedenen Ebenen des eigenen Möglichkeitsraums zu erarbeiten. In dem Sinne haben wir typische Probleme therapeutischer Handlungsfähigkeit und ihrer Entwicklung für Therapeuten in und mit ihrer Praxis in deren gesellschaftlichen Möglichkeitsräumen erörtert.

Literatur

- BASAGLIA, F. O. Die psychiatrische Verwahrlosung, in: HAUG, W. F. und PFEFFERER-WOLF, H. (Hg.): Fremde Nähe: Zur Reorientierung des psychosozialen Projekts. Festschrift für Erich Wulff, Berlin, Hamburg 1987.
- CASTEL, F., CASTEL, R. und LOVELL, A. Psychiatrisierung des Alltags, Frankfurt/M. 1982.
- DREIER, O. Klienteninteressen in der Psychotherapie, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 20, Hamburg, Berlin 1987 a.
- DREIER, O. Zur Funktionsbestimmung von Supervision in der therapeutischen Arbeit, in: MAIERS, W. und MARKARD, M. (Hg.): Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Klaus Holzkamp zum 60. Geburtstag, Frankfurt/M. 1987 b.
- DREIER, O. Therapeutisches Denken und Handlungszusammenhang, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 21, Hamburg, Berlin 1987 c.
- ESSER, A. Familie - ein kybernetisches Problem?, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 19, Hamburg, Berlin 1987.
- HELBIG, N. Psychiatriereform und politisch-ökonomische Strukturkrise in der Bundesrepublik Deutschland, Marburg 1986.
- HOLZKAMP, K. Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M. 1983 a.
- HOLZKAMP, K. "We don't need no education ...", in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 11, Berlin 1983 b.
- LAVE, J. Cognition in Practice, (im Druck).

Karl-Heinz Braun, Gert Gekeler

Drogenarbeit. Fallstudien, subjektive Widerspruchsverhältnisse, Handlungsstrategien

1. Aufgaben von und Wege zu pädagogischen und psychologischen Fallstudien
 - 1.1 Objektivierung der Subjektiven
 - 1.2 Verallgemeinerung des Einzelnen
 - 1.3 Aufdecken entwicklungsnotwendiger subjektiver Widerspruchsverhältnisse und biographisch bedeutsamer Alternativen und Verantwortlichkeiten
 - 1.4 Vermittlung von Fallbeobachtung - Falldarstellung - Fallanalyse
 - 1.5 Erarbeitung handlungsorientierenden Wissens
2. Zur begrifflichen Bestimmung von "Droge", "Drogenkonsum" und "Drogenabhängigkeit"
 - 2.1 Widersprüche traditioneller Drogenbegriffe
 - 2.2 Droge als erfahrungsvermitteltes Verhältnis zwischen einer "psycho-tropen" Substanz und einem konkreten Subjekt
 - 2.3 Drogenkonsum als bewußter, lebensweisebegleitender Gebrauch "psycho-troper" Substanzen zur Steigerung des Wohlbefindens
 - 2.4 Drogenabhängigkeit als weitreichende realitätsbruchfördernde Unterwor-fenheit unter den Gebrauch "psychotroper" Substanzen
3. Drogenabhängigkeit als Lebensweise
 - 3.1 Gebrochener Realitätsbezug und subjektive Vergleichgültigung: Leiden unter einer als unwichtig deklarierten Realität
 - 3.2 Aufhören und Weitermachen
 - 3.3 Das Erleben des psychischen Vacuums
 - 3.4 Körperliche Erschöpfung: Ein besseres Leben mit einem schlechteren Körper
 - 3.5 Kriminalpolitisch-juristische Ausgrenzung: Vergesellschaftung durch Isolierung
 - 3.6 Gesellschaftsverleugnung als Gesellschaftskritik
4. Strukturierende Elemente der Drogenarbeit
 - 4.1 Übergreifendes Ziel: Erarbeiten/Erreichen einer neuen Lebensweise durch unterstützte Selbsthilfe
 - 4.2 Leidensverschärfung durch Krankheitsgewinn: Zur Frage der "subjektiven Wendepunkte" und der "Rückfälle"
 - 4.3 Die hilfreiche Lebensmaxime der motivierten Selbstinstrumentalisierung
 - 4.4 Beziehungsaufbau durch Beziehungsverlust

Im Rahmen dieser Ferienuniversität verbinden wir mit unserem Beitrag eine dreifache Absicht:

- Wir wollen - vom gegenwärtigen Stand der kritisch-psychologischen Methodologie (vgl. dazu den Beitrag von MARKARD, in diesem Band) ausgehend - eine Reihe weiterer methodologischer Aspekte der Theorie-Praxis-Vermittlung skizzieren (Pkt. 1).
- Ferner soll - an einem sozialpolitisch relevanten Bereich - verdeutlicht werden, daß die kritisch-psychologische Denkweise neue und z.T. unerwartete Einsichten in das Wesen von Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit erlaubt (Pkt. 2).
- Ein wesentlicher Aspekt dieser neuen Denkweise besteht darin, die Klienteninteressen ins Zentrum der pädagogisch-therapeutischen Reflexion zu stellen; dazu bedarf es einerseits der genauen Analyse jener gesellschaftlich-subjektiven Widerspruchsverhältnisse, in denen Drogenabhängige leben (Pkt. 3) und andererseits der Herausarbeitung typischer Entwicklungswidersprüche im Prozeß der qualitativen Veränderung der eigenen Lebensweise (Pkt. 4).

1. Aufgaben von und Wege zu pädagogischen und psychologischen Fallstudien

Besonders in den Erziehungswissenschaften, teilweise aber auch in der Psychologie, haben die Fallstudien eine lange Tradition. In der Pädagogik entstanden sie um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und dienten als Sammlung bewährter Verhaltensweisen, methodischer Rezepte und disziplinierender Kunstgriffe für die Hauslehrertätigkeit (vgl. dazu die Hinweise bei GAMM, 1967, S.321 f.). Von dieser - modern gesprochen - technologischen Funktion (i.e.S.d.W.) wurden sie in dem Maße befreit, wie die Vermittlungen von Theorie und Praxis selbst wissenschaftlich, systematisch reflektiert wurden. Fallstudien wurden nun zu einem zentralen Element in der Verschränkung von pädagogischem, aber auch von psychologischem Denken und Handeln¹; wie das geschehen kann, wollen wir in sechs knapp gehaltenen Punkten erläutern.

1 Zum gegenwärtigen Stand der Fallstudiendiskussion vgl. u. a. BINNEBERG (1985), BRÜGELMANN (1982), FISCHER (1982), LORENZER (1984, S.149 ff.) und THOMAE (1977). Überlegungen dazu aus der Sicht der Kritischen Psychologie/Erziehungswissenschaft finden sich bei BRAUN/WILHELM 1986.

1.1 Objektivierung des Subjektiven

Im alltäglichen Bewußtsein sind Objektives und Subjektives strikt getrennt; die eigene wie die fremde Meinung wird als subjektiv bezeichnet und damit behauptet, sie sei eben deshalb nicht objektiv. Und zugleich soll das, was objektiv richtig und wichtig ist, nichts mit den Subjekten zu tun haben. Aber die Striktheit dieser Trennung ist nicht durchzuhalten: Denn die Subjektivität der eigenen Meinung, der eigenen Auffassungen wird ja als objektiv vorhanden, damit als objektiv bedeutsam artikuliert; d.h. die Privatheit meiner eigenen Lebensauffassungen und die anderer Menschen soll ja objektiv vorhanden sein, sie soll zugleich eine unabdingbare Voraussetzung sein für die zwischenmenschliche Verständigung. Soll aber diese Privatheit meiner Lebensauffassungen und -erfahrungen nicht in ihre prinzipielle Unverständlichkeit umschlagen, so muß zugleich bedacht werden, daß ich zwar meine je eigene Meinung usw. habe, daß diese aber eine spezifische Realisierung des allgemein menschlichen Vermögens ist überhaupt Erfahrungen zu machen, also Auffassungen über sich und die Welt herauszubilden und diese gegenüber anderen Menschen als "prinzipiell vernünftig" auszuweisen. "Prinzipiell vernünftig" meint dabei die "prinzipielle Vernunftfähigkeit menschlicher Handlungsgründe" als prinzipielle Begründbarkeit und Rechtfertigbarkeit des eigenen Handelns, damit auch prinzipielle Objektivierbarkeit meiner subjektiven Handlungsgründe. Zugleich meint "prinzipiell" hier, daß diese Handlungsgründe nicht schon offensichtlich sein müssen bzw. können, sondern daß sie mir selbst und anderen Menschen verborgen sein können und daß es systematischer, d.h. hier wissenschaftlicher Anstrengungen bedarf, um diese Handlungsgründe sich selbst und anderen bewußt und deutlich zu machen. Anders gewendet: Fallstudien gehen von der Voraussetzung aus, daß die Individuen für ihr Handeln Gründe haben und daß die Erschließung dieser Gründe, ihre Erklär- und Verstehbarkeit ein notwendiges Moment interpersonales Handelns und Kommunizierens ist. Und zugleich sind Fallstudien ein konkretes Verfahren, um diese Handlungsgründe allen Beteiligten deutlich werden zu lassen, also die Privatheit meiner Lebenserfahrungen und -auffassungen schrittweise zu durchbrechen, so daß meine Lebenserfahrungen als ein besonderer Aspekt, als eine spezifische Form allgemein-menschlicher Lebensgestaltung begreifbar werden (vgl. dazu HOLZKAMP, 1987, S.26 ff.).

1.2 Verallgemeinerung des Einzelnen

Im **traditionellen**, aristotelisch geprägten Verständnis existiert das Allgemeine unabhängig und jenseits des Einzelnen; ja, manchmal ist es geradezu das Gegenteil davon, nämlich dann, wenn das Allgemeine als das Regelmäßige und "massenhaft" Auftretende und das Einzelne als die Ausnahme und das Unbedeutende verstanden wird (vgl. dazu LEWIN, 1981, S.235 ff., 243 ff.). Die darin zum Ausdruck kommende inhumane Tendenz der Anpassung des einzelnen Individuums bzw. von Gruppen (z.B. den Drogenabhängigen) an das Regelmäßige (die Gemeinschaft der "Normalen") wird vom **kritischen** Verständnis des Verallgemeinerungsproblems abgelehnt: Hier findet die Verallgemeinerung durch den Einzelfall hindurch statt, es wird im Einzelfall das Verallgemeinerte entdeckt und aufgedeckt; damit bestätigt die Ausnahme nicht mehr die Regel, sondern widerlegt sie, was zugleich bedeutet, daß es keine Ausnahmen mehr geben kann. In diesem Sinne ist

"zur Einsicht zu bringen, daß Allgemeingültigkeit des Gesetzes und Konkretheit des individuellen Falles keine Gegensätze sind, und daß an die Stelle der Bezugnahme auf einen historisch möglichst ausgedehnten Bereich häufiger Wiederholungen die Bezugnahme auf die Totalität einer konkreten Gesamtsituation treten muß. Das bedeutet methodisch, daß die Wichtigkeit eines Falles und seine Beweiskraft nicht nach der Häufigkeit seines Vorkommens gewertet werden darf. Das bedeutet endlich in Psychologie und Biologie ebenso wie in der galileischen Physik einen Übergang von einem klassifikatorisch-abstraktiven zu einem wesentlich konstruktiven Verfahren" (ebd., S.27f).

Der an diesem galileischen Verallgemeinerungskonzept ausgerichtete Erkenntnisprozeß der Fallstudien bewegt sich zwischen den beiden Polen "**vorliegender**" Fall und "**solcher** Fall": Indem die Zusammenhänge zwischen den Erscheinungen des unmittelbar gegebenen Falls (z.B. eines bestimmten Heroinabhängigen) aufgedeckt und damit erklär- und verstehbar werden, können gesetzmäßige Beziehungen, eine spezifische Logik der Fallentwicklung aufgedeckt werden (z.B. eine spezifische Ausprägung des psychischen Realitätsbruchs), die nicht nur entwicklungscharakterisierend für diesen vorliegenden Fall, sondern auch für andere vorliegende Fälle ist, mit deren Einsichten also etwas "typisches" ausgesagt wird, etwas in einem solchen Fall Charakterisierendes.²

2 Von HEINZE (1987, Kap. VII) ist nochmals darauf hingewiesen worden, daß das Verallgemeinerungsproblem in den meisten qualitativen Forschungsansätzen bisher wenig befriedigend diskutiert wurde; die Weiter- (Fortsetzung S.143)

1.3 Aufdecken entwicklungsnotwendiger subjektiver Widerspruchsverhältnisse und biographisch bedeutsamer Alternativen und Verantwortlichkeiten

Das übergreifende wissenschaftliche Erkenntnisinteresse an der Objektivierung und Verallgemeinerung kann dahingehend präzisiert werden, daß es darauf ankommt, die gesellschaftlich-subjektiven Widerspruchsverhältnisse auf den Begriff zu bringen und solches Wissen den (Berufs-)Praktikern (stets auch: Praktikerinnen) zur Verfügung zu stellen (vgl. dazu den Beitrag von HOLZKAMP, in diesem Band, Pkt. 3.2.). Diese Widersprüche entstehen generell aus dem Sachverhalt, daß dem einzelnen Menschen seine Menschlichkeit qua gesellschaftlicher Natur **gegeben** ist, ihm aber die Aneignung der menschlichkeitshervorgebrachten Objektivationen materieller wie ideeller Art hingegen **aufgegeben** ist und damit seine individuelle Vermenschlichung sich in einem nie abschließbaren Spannungsverhältnis von erreichter und noch zu erreichender Vermenschlichung bewegt (und insofern sind diese Widersprüche ihrem Wesen nach **Entwicklungs-Widersprüche**). Aber nicht nur der **individuellen** Lebensweise wohnen als Element ihrer Wirklichkeit noch ungenutzte, aber im Prinzip verwirklichtbare Möglichkeiten inne (im Sinne von wirklichen Möglichkeiten und realen Utopien), sondern auch die **gesamtgemeinschaftlichen** Verhältnisse entwickeln sich in dem produktiven Spannungsverhältnis von wirklichen Möglichkeiten und möglichen Wirklichkeiten. Daher sind wir Menschen (als Individuen wie als Menschengemeinschaft, als Gattung) immer "auf dem Weg" ... Menschen zu sein und zu werden, immer menschlicher zu werden. In die Wirklichkeit unseres individuellen wie gesellschaftlichen Lebens ist immer auch die Möglichkeit eines anderen, besseren individuellen und gesellschaftlichen Lebens eingelassen.

Diese prinzipiellen Entwicklungswidersprüche zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit werden in den Klassengesellschaften, besonders der kapitalistischen, von den **Entfremdungsprozessen** überlagert und überformt. Gesellschaftliche

(weiter von S. 142)

entwicklung des – von der Kritischen Psychologie aufgenommenen (vgl. HOLZKAMP, 1983, Kap. 9.4/9.5) – Ansatzes von LEWIN scheint uns dabei am perspektivreichsten. – Im Unterschied zu BINNEBERG (1985, S. 783 ff.), dem die Fallstudiendiskussion wichtige Impulse verdankt, sind wir der Auffassung, daß eine Bindung der Fallstudien-Methodologie an das aristotelische Verallgemeinerungsverständnis nicht sinnvoll ist, weil es deren spezifischen Erkenntnisabsichten und –möglichkeiten entgegensteht.

und individuelle Entfaltung der Gattungspotenzen ist hier zugleich und untrennbar auch Entfaltung der Entfremdungsprozesse, die Aneignung findet durch die Enteignung hindurch statt, die Selbstbestimmung durch die Selbstentfremdung, die Entwicklungsförderung durch die Entfremdungsförderung hindurch (vgl. dazu bes. WETZEL, 1986, S.16 ff.; auch dies., 1985, S.17). Die o.g. Möglichkeiten gesellschaftlicher und individueller Humanisierung entfalten sich also unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen nur **innerhalb** der Entfremdungsprozesse, sie werden von ihnen überformt, aber sie werden nicht außer Kraft gesetzt! D.h. auch die bürgerlichen Klassenrealitäten enthalten in sich gesellschaftliche und individuelle **Alternativen**, auch in ihr ist nicht alles vorbestimmt, alles verregelt, alles geregelt, auch in ihr können und müssen Individuen und Menschengruppen sich **entscheiden** zwischen Alternativen und für solche Entscheidungen **Gründe** angeben. Ein wesentliches Ziel von Fallstudien ist es - und darin liegt ihre praktisch-moralisch-ethische Funktion (vgl. dazu HOLZKAMP, in diesem Band, Pkt. 1.1 und GAMM, 1967, S.322 und 328) - die sich aus der Alternativstruktur von Fallkonstellationen ergebenden gesellschaftlich-individuellen Entwicklungsmöglichkeiten und -verantwortungen zu erschließen.

1.4 Vermittlung von Fallbeobachtung - Falldarstellung - Fallanalyse

Die völlig berechtigte Frage, wie nun solche Fallstudien erarbeitet werden können, wollen wir - im Anschluß an BINNEBERG (1985, bes. S.774 ff. und 778) - mit dem Hinweis auf die Hauptkenntnis"stufen" beantworten; diese sind:

- Die **Fallbeobachtung**: Darunter wird verstanden die Wahrnehmung und Betrachtung dessen, was der Fall ist, also die Sammlung, Zusammenstellung und Dokumentation der möglichst allgemein zugänglichen bzw. ggf. nachweisbaren Daten (z.B. über die Schul- und Berufsausbildung eines Heroinabhängigen, seine finanziellen Einkunftsquellen, seine Wohnsituation, usw.). Das entscheidende Relevanzkriterium bei der Auswahl und Ordnung des Datenmaterials ist ihre Bedeutung für die konkrete Entwicklung dieses konkreten Individuums. Die Frage lautet also: Welche Daten brauche ich unbedingt bzw. möglichst, um bisherige und zukünftige Entwicklungen des Betreffenden verstehen und erklären zu können.

- Die **Falldarstellung**: Hier geht es um die Beschreibung von Situationen, Abläufen, Begebenheiten, also von den Entwicklungsprozessen, die den Fall ausmachen (z.B. in welcher Situation zum ersten Mal Alkohol getrunken wurde, wann der Betroffene erstmals "volltrunken" war, wann er zeitweise "trocken" war, welche Zusammenhänge mit seiner jeweiligen sozialen Lebenssituation herstellbar sind). Nicht zuletzt aus forschungspraktischen Gründen ist darauf zu achten, daß diese Darstellungen empirischer Tatsachen und Datenzusammenhänge in einer möglichst alltagsbezogenen, lebensweltlichen Sprache formuliert werden.

- Die **Fallanalyse**: Darunter wird der Prozeß der eigentlichen Theoriebildung gefaßt, also die Erschließung der wesentlichen Entwicklungsmerkmale und -zusammenhänge, die Herausarbeitung der Entwicklungs-"Typik" dieses Falls, die strukturellen Momente im Spannungsfeld von Möglichkeiten und Beschränkungen (z.B. warum beim Ausstieg der Übergang von der Heroinabhängigkeit zur Alkoholabhängigkeit vollzogen wurde, was daran subjektiv "attraktiv" war, warum das subjektiv nähergelegen hat als das Austragen der familiären Konflikte; oder: warum die Angst vor der Aushöhlung wichtiger Freundschaften zum Kern der "Aufhörmotivation" wurde). D.h. in der Fallanalyse wird das eigentliche gesellschaftlich-subjektive Widerspruchs- und Zusammenhangswissen erarbeitet und weiterentwickelt, hier werden die subjektiven Handlungsgründe erklär- und verstehbar, hier werden die entwicklungsrelevanten Tatsachen und deren empirische Zusammenhänge auf die sie bewegenden Widersprüche hin befragt und damit ihre Ursachen erschlossen - und zugleich der subjektiven Lebensbewältigung zugänglich gemacht.

Wenn die eigentliche Möglichkeit der Fallstudien, nämlich zur Theorie-Erweiterung (und nicht zur Theorie-Bestätigung) zu dienen auch zum Tragen kommen soll, dann ist darauf zu achten, daß alle drei Elemente und "Stufen" gleichberechtigt gehandhabt werden, d.h. daß die Verwirklichung eines "reflektierten" Gleichgewichts zwischen diesen drei Momenten das zentrale Qualitätsmerkmal darstellt.³

3 Dieser Hinweis ist angesichts mancher Diskussionen auf der Ferienuniversität (wie auch aufgrund mancher Veröffentlichungen) alles andere als überflüssig: Angesichts der theoretischen und forschungspraktischen

1.5 Erarbeitung handlungsorientierenden Wissens

Die Kritische Psychologie/Erziehungswissenschaft muß - wie andere subjektwissenschaftlich ausgerichtete Ansätze und Richtungen auch - einen Weg finden zwischen der Scylla technologischen Wissens (i. e. S. d. W.) und der Charybdis praktischer Unverbindlichkeit und Verantwortungslosigkeit (vgl. dazu auch HOLZKAMP, in diesem Band, Pkt. 4). Eine innere Verbindung zwischen Offenheit und Verbindlichkeit ist nur dann möglich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß durch die Objektivierung des Subjektiven und die Verallgemeinerung des Einzelnen im Rahmen von Fallstudien Erkenntnisse hervorgebracht werden (z. B. über den Umgang mit mir selbst während des Ausstiegs aus der Drogenabhängigkeit), in denen sich andere Individuen **wiedererkennen** können, wo ihnen die Vermittlung dieser unabhängig von "ihrem" Fall gewonnenen Einsichten bei der Lösung ihrer Entwicklungskonflikte behilflich sein kann. Weil nun die eigenen Handlungsgründe dem Subjekt selber nicht direkt und spontan zugänglich sind, ist diese Zustimmung nicht unmittelbar, sondern nur vermittelt möglich. Die Vermittlungsfunktion übernimmt hier das problemzentriert aufbereitete kategoriale und einzeltheoretische Wissen; insofern handelt es sich hier um eine **wissensgeleitete Zustimmung** zu bereits vorhandenen **fallbezogenen Entwicklungserkenntnissen**. Dieses zustimmende Wiedererkennen ist zwingend an die konkreten Subjekte (Betroffene, Berufspraktiker) gebunden, es kann nur **von ihnen** und nicht für sie vollzogen werden. Darin ist die individuelle Möglichkeit und Verantwortung der Selbstentwicklung begründet. Diese "Kluft" ist veränderbar, zugleich aber auch unaufhebbar; sie kann nur dadurch überschritten werden, daß sich das Subjekt in ein bewußtes **Verhältnis** setzt zu diesem vorhande-

(weiter von S. 145)

Schwierigkeiten entsteht immer wieder (z. B. in Diplomarbeiten) die Neigung, das spezifische empirische Material mit Hilfe unspezifischer Begriffe "einzuordnen" und damit seine Spezifik aus dem Blick zu verlieren (bzw. manchmal sogar die wahrnehmungsstrukturierende Funktion von Kategorien so zu verwenden, daß fallrelevante Tatsachen und Zusammenhänge aus dem Blick geraten). Daß auf diesem Wege nur das erkannt werden kann, was wir ohnehin schon wissen, ist klar (und in Abwandlung der Kritik an der methodisch geleiteten Gegenstandsverfehlung der Variablenpsychologie könnte man hier von einer "kategorial geleiteten Fallverfehlung" sprechen). BINNEBERGs Gedanke des reflektierten Gleichgewichts zwischen Fallbeobachtung, Falldarstellung und Fallanalyse scheint uns ein wichtiges Regulativ, um solchen Gefahren zu entgehen. Als Beispiele kritisch-psychologischer Fallanalysen können gelten KÜSTERMANN/REICHMANN (1980) und HALHUBER-AHLMANN (1987).

nen Wissen.⁴

Ohne Zweifel wird durch die Fallstudien die praxisorientierte Strukturierung und Produktion des Wissens so weit wie möglich vorangetrieben, ohne daß die Verantwortung der Betroffenen/der Berufspraktiker außer Kraft gesetzt bzw. übergangen wird. Genauso offensichtlich ist, daß es eine erhebliche Kluft zwischen den kategorialen Erkenntnissen und den Fallstudien gibt. Dieser "Zwischenraum" beinhaltet eine ganze Reihe neuer, zusätzlicher Erkenntnisebenen innerhalb der Einzeltheorie. Auf eine Erkenntnisdimension zielen die Bemühungen, strukturelle Momente, Entwicklungsdimensionen und -determinanten herauszuarbeiten, die zugleich als Kriterien dienen können, um die eigene Arbeit und die eigenen Lebensaufgaben zu **planen** und die dabei gemachten Erfahrungen zu verarbeiten, zu **ordnen**. Die hier anvisierte Verallgemeinerungsebene liegt einerseits unterhalb der der Kategorialeanalyse und andererseits oberhalb der der Fallanalysen; sie steht mit beiden - selbstverständlich - in einer produktiven Wechselbeziehung.⁵ Sowohl der Beitrag von DREIER (in diesem Band) wie auch unsere nachfolgenden Überlegungen in Pkt. 3. und 4. argumentieren auf dieser Erkenntnisebene. Sie bieten neben den übergreifenden kategorialen Einsichten eine zweite, bereits einzeltheoretische "Folie", mit deren Hilfe die tatsächliche Entwicklungsspezifität der vorliegenden Fälle begreifbar wird.

4 Was dies in der (berufs-)praktischen Arbeit von Pädagogen/Psychologen bedeutet, hat GOETHE im "Wilhelm Meister" unhinterschreitbar formuliert; so heißt es in den "Lehrjahren": Nicht vor Irrtum zu bewahren, ist die Pflicht des Menschenerziehers, sondern den Irrenden zu leiten, ja ihn seinen Irrtum aus vollen Bechern ausschöpfen zu lassen, das ist die Weisheit der Lehrer ... Steile Gegenden lassen sich nur durch Umwege erklimmen, auf der Ebene führen gerade Wege von einem Ort zum anderen." (GOETHE, 1982, 7. Buch, 9. Kap., S. 236 u. 237). Und in den "Wanderjahren" heißt es dann: "Weise Männer lassen den Knaben unter der Hand dasjenige finden, was ihm gemäß ist, sie verkürzen die Umwege, durch welche der Mensch von seiner Bestimmung, nur allzu gefällig, abirren mag." (ders., 1982, 1. Buch 12. Kap., S. 151).

5 Als Beispiele der Vermittlung zwischen (biographisch orientiertem) Fallmaterial und fallübergreifender einzeltheoretischer Verallgemeinerung können angesehen werden H.-OSTERKAMP (1982) und WIBMER (1985).

2. Zur begrifflichen Bestimmung von "Droge", "Drogenkonsum" und "Drogenabhängigkeit"

Nachdem nun die Aufgaben von Fallstudien dargestellt sind, werden wir im weiteren versuchen, die Redeweisen über Drogen, Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit kritisch zu untersuchen. Soweit notwendig, werden wir angemessenere Begriffsfassungen vorschlagen.⁶

Selbstverständlich geht es dabei nicht um "Begriffsakrobatik" oder "Wortklauberei". Wir haben uns einfach mit dem Sachverhalt auseinanderzusetzen, daß Begriffe für die Praxis von außerordentlicher Bedeutung sind. Wir haben es - auch und gerade als Praktiker - nicht mit irgendeiner Realität an und für sich zu tun. Unsere Realität, also worauf wir achten, woraufhin wir unser Handeln ausrichten, ist stets **vermittelte** Realität. In den dabei relevanten Vermittlungsprozeß geht all das ein, was andere uns sagen: Das, was die Oma schon immer wußte und das, was die Fachleute schon immer sagten. In wesentlichen Teilen stellt unsere Realität auch ein Konglomerat aus Selbstverständlichkeiten dar. Völlig fraglos orientieren wir uns an diesen Selbstverständlichkeiten. Die uns irgendwie vermittelten Selbstverständlichkeiten sind sehr schwer analysierbar: Sie sind so unproblematisch, so vertraut, geben so wohltuend Sicherheit. Aber was uns selbstverständlich **erscheint**, braucht deswegen noch lange nicht richtig zu sein.

Eine Möglichkeit, Selbstverständlichkeiten auf die Spur zu kommen, besteht in der Analyse von Redeweisen über Ausschnitte von Wirklichkeit. Wenn wir nicht unsere Praxis von irreführenden Selbstverständlichkeiten leiten lassen wollen, dann tun wir gut daran, die zentralen Begriffe eines Praxisbereichs und die entsprechenden Redeweisen genauer zu untersuchen. Das wollen wir in diesem Abschnitt unseres Beitrags versuchen. Wir bewegen uns damit unterhalb einer Kategorialanalyse, aber oberhalb der Ebene konkreter Fälle.

6 Um den Beitrag nicht zu sehr auszudehnen verzichten wir generell auf eine genauere Auseinandersetzung mit verschiedenen Drogentheorien; das behalten wir einem eigenen Aufsatz im "Forum Kritische Psychologie" vor. Dort soll auch geklärt werden, ob es sinnvoll ist, bei diesem Problemverständnis das **Wort** "Droge" weiterhin zu verwenden (vorläufig tun wir dies).

2.1 Widersprüche traditioneller Drogenbegriffe

Wenn es in Alltagsgesprächen, z.B. in der Kneipe bei Wein oder Bier um Drogen geht, kann man immer wieder Sätze hören wie:

"Drogen machen abhängig."

"Drogen machen süchtig."

"Drogen verändern einen Menschen."

"Drogen ruinieren jemandes Leben."

Die Zusammenfassung solcher Sätze führt zur Aussage:

"Drogen sind gefährlich."

Erstaunlicherweise sind solche Aussagen auch in Reden von Wissenschaftlern und in der Fachliteratur wiederzufinden. Teilweise handelt es sich um die explizit gleichen Formulierungen, teilweise ergibt es sich aus dem jeweiligen Zusammenhang, daß die gemachten Aussagen in Sätzen ausdrückbar sind, wie sie zuvor formuliert wurden.

Die Übereinstimmung wissenschaftlicher Redeweisen und der Redeweisen im Alltag bedeutet im gegebenen Zusammenhang leider nicht eine Verwissenschaftlichung des Alltagsbewußtseins, sondern das Gegenteil: Durch die unkritische Übernahme dessen, was "alle so sagen" - das werden wir versuchen, im weiteren aufzuweisen - fundieren Mystifikation, Globalisierungen und Entsubjektivierungen wissenschaftliche Aussagen.

Die Verbreitung der Rede- und Denkweise von Drogen als "gefährlichen Stoffen" scheint uns keineswegs zufällig. Die Existenz eines Drogenproblems haben Leute außerhalb der Wissenschaft "festgestellt", es handelt sich um keinen wissenschaftlichen Befund. Wissenschaftler nehmen sich aber durchaus gerne "brisanter" Themen an: Das ergibt eine Befriedigung, an "Bedeutendem" zu arbeiten, nützt der eigenen Karriere und begründet die eigene Existenzberechtigung.

Das brisante Drogenproblem muß in solch unkritischer Beschäftigung einfach gelöst werden. Drogen sind ja gefährlich. Das "Gefährliche" an Drogen kann in solcher Verstrickung kaum noch in Frage gestellt werden. Die "Gefährlichkeit" von Drogen stellt die selbstverständliche Grundlage wissenschaftlicher Analysen dar, und Praktiker scheinen uns in noch größerer Selbstverständlichkeit von der Gefährlichkeit von Drogen auszugehen.

Die Funktionalität einer solchen Sichtweise von Drogen für die Aufrechterhaltung des Status quo unserer Gesellschaft kann hier jetzt nicht weiter

analysiert werden. Aber wenn wir dafür zu sorgen hätten, daß der Status quo erhalten bleibt, dann würden wir ganz sicher versuchen, viele Worte zu erfinden, die, wenn sie jemand hört, Angst und Schrecken und scheuklappenhafte Konzentriertheit darauf hervorrufen. Wir würden sagen: "Achtet auf Drogen!" "Vergeßt Frieden und Freiheit und sonstige gute Lebensbedingungen, bleibt wie ihr seid!"

Aber eben das wollen wir **nicht**.

Auch wenn viele Wissenschaftler und viele Politiker Drogenprogramme, insbesondere sogenannte Präventivprogramme fordern, und dies mit der Gefährlichkeit von Drogen begründen, die ja bekanntlich so gefährlich sind, daß daran einige hundert Menschen pro Jahr sterben, dann mag das insgesamt eine mächtige Allianz sein, aber sagt nichts darüber aus, ob das, was sie sagen und fordern auch vernünftig ist.

Wir haben gesagt, daß sich in Aussagen wie "Drogen machen abhängig", "Drogen ruinieren jemandes Leben", "Drogen sind gefährliche Stoffe" eine Mystifikation ausdrückt. Was damit gemeint ist, ist relativ leicht auszuweisen. Drogen wird in solchen Redeweisen ein **Subjektstatus** eingeräumt: Drogen **machen** etwas.

Bei Ausflügen in pseudopoetische Schwaferei werden Drogen dann als "Teufel" oder auch als "Göttlichkeiten" bezeichnet; es wird von der "Macht der Drogen" gesprochen, usw. usf.

Eine Fundierung dafür, daß Drogen etwas mit einem Menschen machen, geschieht durch den Hinweis auf die Unverständlichkeit von Handlungen von Menschen, die als drogenabhängig bezeichnet werden. Es ist letztlich die Droge, die Handlungsweisen unverständlich sein läßt. (Wie selbstverständlich das Reden/Denken von Drogen als gefährlichem Stoff ist, ergibt sich auch daraus, wie unvorstellbar es klingt, von Drogen als harmlosen Stoffen zu sprechen. Wer das tut, muß schon mit allerhand Konsequenzen rechnen.)

Die Redeweise von Drogen als gefährlichen Stoffen stellt also eine Mystifikation dar, und sie enthält zudem eine Globalisierung: Drogen wirken (selbstverständlich) immer und überall und bei allen Menschen gleich. Sie sind halt für alle und immer und überall gefährlich.

Und das stimmt eben nicht. Zum einen nehmen viele, die Drogen nehmen könnten, keine Drogen. Zum andern gibt es bei allen Stoffen, die als Drogen bezeichnet werden, immer Menschen, die sie nehmen, ohne daß dies

zu einer persönlichen Katastrophe führt. Und darüber hinaus lassen sich immer wieder Menschen finden - in gar nicht zu kleiner Zahl -, die, nachdem sie eine Droge über Jahre hinweg in exzessiver Weise genommen haben, den Gebrauch eingestellt haben, und zwar ohne professionelle pädagogisch-therapeutische Unterstützung.

Worin besteht also die globale Gefährlichkeit von Drogen?

Es gibt offenbar ganz unterschiedliche **Verhältnisse** zwischen Menschen und Substanzen, die als Drogen bezeichnet werden oder werden können. Diese Substanzen haben jedenfalls nichts an sich, das es ermöglichen würde, sie global als gefährlich zu bezeichnen.

In der Rede-/Sichtweise von Drogen als gefährlichen Stoffen steckt zudem noch eine Entsubjektivierung: Wenn es die Droge ist, die etwas bewirkt, dann ist jeder Drogengebrauchende in der Betrachtung irrelevant. Demgemäß wird gesagt, daß Drogen das Handeln eines Menschen bestimmen und daß die Menschen wegen der Droge unter einem Zwang stehen.

Diese Sichtweise scheint durch Tierexperimente fundiert zu sein. Manipuliert man z.B. Ratten (nach dem freien Willen der Experimentatoren) Heroin in ihren Körper, dann kann man Entzugserscheinungen und Toleranzbildung beobachten. Entzugserscheinungen und Toleranzbildung sind aber die beiden wesentlichen Aspekte sog. physischer Abhängigkeit. Es scheint also doch so, daß die Droge abhängig macht!

Diese Argumentation dürfte eine der radikalsten Formen variablen-psychologischer Verfehlung des Menschen sein. (Variablenpsychologie ist hier die Art von sog. wissenschaftlichen Denken, in der Menschen als verrauschte Reaktionsautomaten aufgefaßt werden: Ein Reiz geht in den Menschen rein - eine Reaktion kommt raus (manchmal oder meistens). Was reingeht, ist das Unabhängige, was rauskommt, ist das Abhängige. In unserem Fall: Die Droge geht rein, die Drogenabhängigkeit kommt raus.) Der Bezug solcher Tierexperimente auf den Menschen verfehlt den Menschen, der sich bekanntlich prinzipiell zu sich selbst und zu seinen Lebensbedingungen bewußt verhalten kann und auch zu einer Substanz und deren Gebrauch. Der Mensch kann das, was ist, so lassen, oder je nach vorhandenen Möglichkeiten verändern, und das gilt auch prinzipiell für den Umgang mit Drogen und für den Umgang mit der eigenen Drogenabhängigkeit.

Es besteht natürlich kein Zweifel, daß Stoffe, die als Drogen bezeichnet werden, zu körperlichen Veränderungen führen. Manchmal sind Rötungen, manchmal Durchfall oder Verstopfung, manchmal Gleichgewichtsstörungen, manchmal Pupillenreaktionen, manchmal Blutdruckveränderungen, usw. festzustellen. Es fragt sich aber, was dies alles **bedeutet**, und was bedeuten Entzugserscheinungen und Toleranzbildung? Was ist Schlimmes an solchen körperlichen Reaktionen?

Die Antwort auf derlei Fragen ergibt sich offensichtlich nicht aus den Beobachtungen selbst. Sie scheinen aus einem "Wissen" heraus möglich, das schon vorher da war. Tabellen mit solchen "Wirkungen", wie sie zuvor angedeutet wurden, könnten ansonsten nicht veröffentlicht werden, weil sie schlicht und einfach Unverständliches enthalten.

Wenn wir aber schon vorher **wissen**, daß Drogen gefährliche Stoffe sind, dann wird eine beobachtbare Pupillenerweiterung ein Beleg dafür, daß Drogen sogar körperlich unnatürliche Reaktionen hervorbringen.

In der Redeweise von Drogen als gefährlichen Substanzen fehlt der Mensch, fehlen die konkreten Subjekte, sie sind nur noch als Reaktion auf chemische Substanzen relevant. Ein bewußtes Verhältnis zu dieser Substanz wird so un-denkbar. Was bleibt ist die tiefe Überzeugung von der Gefährlichkeit von Drogen, die man deswegen bekämpfen, ausrotten, verbieten usw. muß, weil sie nämlich uns ent-menschlichen(!). Drogen sind also Stoffe, die Schuld daran haben, daß wir nicht so leben, wie wir leben sollen.

Derlei obskure Denk- und Sehweisen haben natürlich Konsequenzen: Drogen - zumindest einige, bei denen das so paßt - werden verboten. Und wenn das Verbot übertreten wird, folgt die Strafe. Aber dieser Zusammenhang ist aus mehrerlei Gründen nicht aufrechtzuerhalten. Es erhebt sich u.a. die Frage, weshalb jemand bestraft werden soll, der ja zwangsweise nicht so lebt, wie er leben soll, weil er nämlich unter Drogen steht! So jemand ist doch krank. So jemand braucht doch Therapie! Und nur, wenn so jemand die Therapie nicht will, wird er halt bestraft. Obwohl er doch dann erst recht nichts dafür kann. Das Prinzip wird üblicherweise als "Therapie statt Strafe" bezeichnet, es müßte aber heißen "Therapie und Strafe": Die Sanktionsmöglichkeiten werden schlicht und einfach verdoppelt. Beide Möglichkeiten können wahlweise zur Korrektur verbotenen Handelns eingesetzt werden.

Auf diesem Hintergrund nimmt es schon überhaupt nicht mehr Wunder, daß nicht alle Substanzen, die als Drogen bezeichnet werden könnten, auch von allen als Drogen bezeichnet/behandelt werden. Einige Substanzen, die "abhängig machen", ein "hohes Mißbrauchspotential haben" und unmittelbar körperliche Schädigungen bei längerem Gebrauch hervorrufen, sind nicht verboten und werden z.T. als Genußmittel (in Bayern auch als Nahrungsmittel) bezeichnet, wohingegen andere Substanzen, die entweder wenig oder gar nicht "abhängig machen", ein "niedriges Mißbrauchspotential" haben und nachweislich praktisch nie zu irgendwelchen körperlichen Schädigungen führen, werden als Drogen bezeichnet und sind verboten.

Obwohl also "Drogen" global als gefährliche Substanzen angesehen werden, gibt es auf der anderen Seite keine konsistente Fassung dessen, was Drogen sind. Einige Substanzen, die von einigen als Drogen bezeichnet werden, werden von anderen zu den Genußmitteln gerechnet oder zu den Giften oder zu den Medikamenten. (Medikamente kann man "natürlich", solange sie nicht aus dem Verkehr gezogen werden, wie z.B. Heroin, nicht als Drogen bezeichnen. Medikamente dienen der Gesundheit bzw. der Bekämpfung von Krankheiten. Sie werden z.B. für die Bekämpfung von Streß (der dann leichter ausgehalten werden kann) oder von Eheproblemen (die dann nicht mehr so relevant sind) oder von Leistungsunlust (die durch Tiefschlaf und Aktivierung überwunden wird) und von Zukunftsangst (die dann einfach verschwindet) eingesetzt.)

Wir fassen zusammen: Es gibt keine allgemein akzeptierte Auffassung davon, was Drogen sind und was als Drogen behandelt werden soll. Trotzdem gelten Drogen in mystifizierender, globalisierender und ent-menschlichender Weise als gefährliche Stoffe.

2.2 Droge als erfahrungsvermitteltes Verhältnis zwischen einer "psycho-tropen" Substanz und einem konkreten Subjekt

Offensichtlich gibt es keine einheitlich akzeptierte Regel für die Zuordnung eines Stoffs zum Begriff Droge. In einem nicht (leicht) durchschaubaren gesellschaftlichen Prozeß bildet sich eine **Konvention**, welcher Stoff als Droge zu bezeichnen ist und welcher nicht. Diese Konventionsbildung ist

noch nicht abgeschlossen. Wenn ein Stoff als Droge bezeichnet wird, **dann** ist dieser Stoff auch gefährlich.

Droge ist also - überlicherweise - ein Stoff, dem eine **Verhaltensvorschrift** oder zumindest ein **Appell** zugeordnet ist. Das Adjektiv "gefährlich" fungiert als **Verbot** oder als **Warnung** ("Vorsicht beim Gebrauch!").

Um von derartig unwissenschaftlichen Konventionen und damit von Mystifikation, Globalisierung und Ent-Menschlichung wegzukommen, benötigen wir eine andere Fassung des Begriffs "Drogen". Zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen machen wir den Sachverhalt, daß Drogen nicht als solche irgendwo in der Realität vorkommen. Es gibt sie nicht an und für sich. Vielmehr muß sich ein konkretes Individuum mit einem bestimmten Stoff in Beziehung setzen. Dabei kann das Individuum Erfahrungen machen, und diese Erfahrungen sind die Basis für die Konkretisierung des Verhältnisses, das es zu dem Stoff hat.

Die Stoffe, um die es dabei geht, können näher als "psychotrope" Substanzen bezeichnet werden. Das sind solche Substanzen, die dazu benutzt werden können, psychische Prozesse und **damit das Verhältnis** zwischen einer konkreten Person und der Realität zu verändern. Diese Veränderungen werden von einigen Menschen als negativ, von anderen als positiv erfahren.

Wir fassen von daher Drogen als ein erfahrungsvermitteltes **Verhältnis**⁷ zwischen einer psychotropen Substanz und einem konkreten Individuum. Das Verhältnis zwischen konkretem Individuum und psychotroper Substanz ist erfahrungsvermittelt: Ohne Erfahrung - so sagen wir - ist eine "psychotrope" Substanz keine Droge. Sie ist nur **dann Droge**, wenn sie vom konkreten Individuum zur Veränderung seiner Beziehung zur Wirklichkeit (inklusive der eigenen Person) benutzt wird. Im jeweils gegebenen Zusammenhang ist das besondere Verhältnis näher zu spezifizieren, z.B. als Drogenkonsum oder als Drogenabhängigkeit.

Ein problematisches Verhältnis beginnt da, wo ein Mensch durch den Substanzgebrauch einen Realitätsbruch fördert oder festigt.

7 Unserer Gesamtargumentation liegt die methodische Einsicht zu Grunde, daß das **Wesen** eines Prozesses nicht ein "Ding" oder ein in der Sache eingeschlossener Tatbestand ist, sondern das **prozessierende Verhältnis** zwischen den Erscheinungen.

Diese Fassung des Begriffs Droge weicht radikal von der üblichen Form ab. Zur Definition von Drogen werden weder bestimmte (chemische) Eigenschaften eines Stoffes gesucht, noch nach (ohnehin nie einheitlichen und eindeutigen) "Wirkungen" eines Stoffes. Damit gibt es auch keine Liste von Stoffen, die Drogen sind. Was eine Droge ist, bestimmt sich erst aus dem Verhältnis eines Menschen zu einer "psychotropen" Substanz.

Diese Definition ist nicht bequem, sie taugt jedenfalls nicht dazu, den Eindruck zu erwecken, als könnten durch Verhaltensvorschriften bestimmten Substanzen gegenüber Probleme gelöst werden. Im Gegenteil: Verbote und auch Nicht-Verbote sind nach dieser Definition erst einmal unbegründet und daher problematisch. Und wenn Verboten schon ein Problem ist, dann ist erst recht die Bestrafung für eine Übertretung problematisch. Und selbstverständlich auch Therapie.

Damit ist es auch unmöglich, die Drogen mystifizierend als Krankheitserreger anzusehen die sich, nicht wie, sondern als solche ausbreiten. Wenn Krankenkassen Therapien finanzieren, dann ist das längst kein Beweis dafür, daß "Drogen" Krankheitserreger und Drogeneinnahme eine Krankheit ist. (Die Kosten für Geburten werden ja auch von der Krankenkasse übernommen, ohne daß Schwangerschaft mit Krankheit gleichgesetzt würde.)

Drogen als näher zu bestimmendes Verhältnis zu fassen, macht es möglich, Drogenkonsum und Drogenabhängigkeit als **besondere** Verhältnisse anzusehen. Darauf werden wir im folgenden eingehen.

Zuvor noch eine Anmerkung: Droge als erfahrungsvermitteltes Verhältnis eines konkreten Menschen zu einer "psychotropen" Substanz zu fassen, impliziert, daß dieses Verhältnis im Zusammenhang mit anderen Verhältnissen zu sehen ist, mit der Lebensweise des Individuums, seiner konkreten gesellschaftlichen Lage und Position und den übergeordneten Bedingungen und den realisierten oder nicht-realisierten Möglichkeiten usw.

Drogenarbeit läßt sich von hier aus ohne Verkürzung nicht anders denken als ein Verhältnis zwischen Droge (die selbst als Verhältnis gefaßt ist) und anderen Verhältnissen und einem Drogenarbeiter, samt dessen überaus vielfältigen Verhältnissen.

Ein Verhältnis des Drogenarbeiters ist auf jeden Fall sehr wichtig für die Ausrichtung seiner Praxis: Wie verhält er sich gegenüber den zuvor ange-

fürhten Verhaltensvorschriften/Appellen, die den Drogenbegriffen weitgehend immanent sind? Unterwirft er sich ihnen oder widersetzt er sich - oder bemerkt er sie gar nicht?

2.3 Drogenkonsum als bewußter, lebensweisebegleitender Gebrauch "psychotroper" Substanzen zur Steigerung des Wohlbefindens

Indem wir Drogenkonsum als besonderes Verhältnis eines konkreten Menschen zu einer "psychotropen" Substanz ansehen, haben wir eine durchaus häufig formulierte Dichotomisierung der Verhältnismöglichkeit in entweder **Nicht-Gebrauch** oder **Abhängigkeit** vermieden. Wir gehen davon aus, daß es als dritte Möglichkeit Drogenkonsum gibt. Drogenkonsum ist insofern **unproblematisch**, als er die Lebensweise lediglich **begleitet** und nicht selbst Lebensweise ist.

Eine "psychotrope" Substanz wird als Mittel für Zwecke verwendet, die so beschaffen sind, daß ihre Verwirklichung nicht die Selbstverwirklichung des Drogenkonsumenten behindert. (Selbstverwirklichung meint hier nicht die konkurrenzbezogene Durchsetzung eigener Interessen durch Unterdrückung anderer, sondern den Versuch, die eigenen Lebensbedingungen durch Einfluß auf die Prozesse zu ändern, in denen diese bestimmt werden, mit der Perspektive der solidarischen Gestaltung der Lebensbedingungen.)

Daß es Drogenkonsum (z. T. auch bezeichnet als kontrollierter Drogengebrauch) gibt, ist vielfältig belegbar. Selbst Heroin wird von einer ganzen Reihe von Leuten über Jahre hinweg nur an Wochenenden oder noch seltener gebraucht.

Durch die angegebene Definition von Drogenkonsum ist selbstverständlich nicht geklärt, ob bei einem konkreten Menschen tatsächlich Drogenkonsum vorliegt oder ob er sich vielleicht selbst etwas vormacht, sich täuscht, eigentlich schon abhängig ist. Diese Frage ist nur mit dem Betroffenen zusammen zu klären. Es ist jedenfalls diese **Täuschungsmöglichkeit**, die die Gefährlichkeit des Gebrauchs "psychotroper" Substanzen ausmacht.

Einerlei, ob es sich in einem konkreten Fall "wirklich" um Drogenkonsum handelt oder nicht, allein die **Möglichkeit**, daß es Drogenkonsum gibt, wirft eine Reihe von Fragen für Praktiker auf:

- Welches Verhältnis gibt es zu Drogenkonsumenten?
- Was ist eine angemessene "Strategie" für beispielsweise zehn Jahre Marihuana-Konsum, Alkohol-Konsum, Nikotin-Konsum, Heroin-Konsum: Strafe? Therapie?
- Welches Verhältnis nimmt jemand gegenüber der Forderung nach Therapie/Strafe angesichts der Möglichkeit von Drogenkonsum ein? Soll/muß dabei nicht das Bündnis z.B. mit Juristen gesucht werden, die eine grundlegende Neufassung des BTM fordern?
- Wie verhält sich ein Praktiker zu "seiner" Institution bzw. Forderungen im Hinblick auf Strafe/Therapie?⁸

2.4 Drogenabhängigkeit als weitreichende realitätsbruchfördernde Unterwerfenheit unter den Gebrauch "psychotroper" Substanzen

"Drogenabhängigkeit" ist ein gefährliches Wort, weil es Praxis falsch auszurichten vermag. Dieses Wort legt nahe, daß ein Mensch "unter dem Diktat der Drogen steht", "der Wirkung der Drogen ausgeliefert ist", sich zur Droge als einer Bedingung in seinem Leben nicht mehr bewußt in Beziehung setzen kann. Daraus ergibt sich als einzig humane Handlungsweise, daß Drogenabhängige aus ihrer Abhängigkeit herausgeholt werden müssen, daß man ihnen helfen muß auch gegen das, was man noch als "ihren Willen" bezeichnen könnte. Dieser eigene Wille ist aber nur Schein, einen eigenen Willen kann es nicht geben, weil ja Drogenabhängigkeit einen eigenen Willen ausschließt.

Mit dem Wort Drogenabhängigkeit gerät man gefährlich nahe an die Vorstellung, daß Menschen Bedingungen so ausgeliefert sein können, daß sie sich dazu nicht mehr bewußt verhalten können. (Mag sein, daß es so etwas bei schwersten Vergiftungen oder im Delir gibt, aber das gibt es nicht für die sonstigen Fälle, bei denen von Drogenabhängigkeit gesprochen wird.)

Wir gehen davon aus, daß sich Menschen auch zu ihrer Drogenabhängigkeit bewußt verhalten können und dies auch tun. Für diesen Sachverhalt gibt es

8 Zum Problembereich "Entkriminalisierung von Drogenkonsum und -abhängigkeit" gibt es mittlerweile einen beachtlichen Diskussionsstand und darin eingeschlossen viele direkte rechtspolitische Vorschläge. Vgl. bes. BOSSANG/MARZAHN/SCHAEFER (1983).

eine Reihe von Belegen. Es gibt bei allen "psychotropen" Substanzen Leute, die, selbst nach exzessivem Gebrauch, ohne Unterstützung durch Profis den Gebrauch eingestellt oder eingeschränkt haben. (Man spricht in diesem Zusammenhang von Selbstheilung oder Spontanremission o.ä.) Was die "psychotrope" Substanz Heroin betrifft, so sei an die US-Soldaten in Vietnam erinnert, die Heroin in Vietnam benutzt haben und nach den üblichen Regeln auch abhängig waren, nach ihrer Rückkehr in die USA aber allergrößtenteils den Konsum von Heroin einstellten. Es ist außerdem daran zu erinnern, daß Heroin zu Beginn dieses Jahrhunderts über etwa 20 Jahre weltweit als Medikament der Firma Bayer vertrieben wurde und daß Heroin ein gesetzlich geschütztes Warenzeichen darstellte. Heroin galt insbesondere als Beruhigungsmittel bei Husten für - so wörtlich - Großvater und Enkel!

Auch hier ist offensichtlich, daß -zig/-hundert Millionen "Abhängige" sich selbst aus ihrer "Abhängigkeit" befreien konnten. Therapie war nicht nötig. Strafe auch nicht.

Zu erinnern wäre auch an Untersuchungen die nachweisen, daß auch unter den sozusagen "normalen" Bedingungen unserer Gesellschaft Leute, die über Jahre hinweg ständig und in großen Mengen Heroin genommen haben, den Heroin-Gebrauch "von alleine" einstellen.

Wir können weiterhin davon ausgehen, daß zumindest in unserer Umgebung jedermann weiß, daß Entzüge in Kliniken unterstützt werden. Es ist als eine bewußte Entscheidung anzusehen, davon keinen Gebrauch zu machen.

Auch "Rückfälle" können als Beleg eines bewußten Verhältnisses zur eigenen Abhängigkeit angesehen werden. Immerhin bedeutet ein Rückfall, daß es eine zwischenzeitliche Phase gegeben hat, in der jemand eine Droge - ganz sicherlich bewußt - nicht genommen hat, bzw. nicht abhängig war.

Wir gehen also insgesamt davon aus, daß ein Mensch in bezug auf seine Abhängigkeit in noch näher zu bestimmender Weise Subjekt ist. Zumindest in Phasen seiner Abhängigkeit sind Entscheidungen über die Fortsetzung der Abhängigkeit möglich.

Das Problem bei der Drogenabhängigkeit besteht darin, daß jemand sein Leben weitgehend nach den Erfahrungen, die sich ihm im Drogengebrauch erschließen, ausrichtet. Die Wirklichkeit ist nicht mehr so zugänglich, wie sie es ohne den Gebrauch der Droge wäre. Damit sind weder die tatsächlich vorhandenen Möglichkeiten zur Erweiterung der eigenen Handlungsfähig-

keit "sichtbar" noch sind die Bedingungen, die objektiv die je eigene Entwicklung behindern und möglicherweise verändert werden könnten, erkennbar.

In der Drogenabhängigkeit zieht sich ein Individuum gleichsam von seinen Entwicklungsmöglichkeiten zurück, und dieser Rückzug wird durch den fortlaufenden Gebrauch der Droge gefördert/gefestigt.

Auch die Wahrnehmung eines Bedürfnisses nach Entwicklung wird phasenweise ausgeschlossen, ohne daß damit das Bedürfnis als solches "weg" wäre.

Damit ist Drogenabhängigkeit gegenüber Drogenkonsum etwas qualitativ Neues:

Realität wird in einigen relevanten Aspekten durch den Gebrauch von Drogen ausgeblendet, man hält sie sich sozusagen vom Leib. Auf jeden Fall verändert sich die Beziehung des Individuums zu seiner Wirklichkeit inklusive seiner eigenen Person. Das meinen wir, wenn wir in diesem Zusammenhang von einem Realitätsbruch sprechen.

Wir fassen Drogenabhängigkeit somit als weitreichende, realitätsbruchfördernde Unterworfenheit bzw. Unterwerfung eines konkreten Individuums unter den Gebrauch "psychotroper" Substanzen.

Ist beim Drogenkonsum der Gebrauch "psychotroper" Substanzen Mittel zum Zweck, zur lebensweisebegleitenden Steigerung des Wohlbefindens (Aktivierung, Entspannung), so ist er in der Drogenabhängigkeit quasi "Mittel" zur Aufhebung eines angemessenen Realitätsbezuges. Drogenabhängigkeit stellt damit eine entwicklungsbehindernde Bedingung im Leben eines Individuums dar. Zu dieser Bedingung kann sich aber das Individuum bewußt verhalten.

3. Drogenabhängigkeit als Lebensweise

Aus der im letzten Unterabschnitt angedeuteten Grundsatzbestimmung von Drogenabhängigkeit ergibt sich nun die Aufgabe, diese genauer zu entfalten. Dazu dient dieser Punkt; um ihn besser zu verstehen, sei dreierlei vorweggeschickt:

- Es handelt sich bei den nachfolgenden Gedanken um Zwischen- und Teilresultate "auf dem Weg" zu Fallstudien.

- Es werden einzelne Elemente in der Lebensweise von Drogenabhängigen benannt; damit ist zwar behauptet, daß **alle** diese Aspekte mit der Drogenabhängigkeit im Zusammenhang stehen, nicht aber, daß alle Elemente in allen Fällen auftreten müssen (z.B. sind ja nicht alle "psychotropen" Substanzen verboten).
- Zugleich unternehmen wir hier den Versuch, typische subjektive Entwicklungswiderspruchsverhältnisse herauszuarbeiten und so einen Beitrag zur Entwicklung jenes "gesellschaftlich-subjektiven Widerspruchs- und Zusammenhangswissen" zu leisten, welches HOLZKAMP (in diesem Band, Pkt. 3.2) als konstitutiv für die psychologische Berufspraxis herausgestellt hat.⁹

3.1 Gebrochener Realitätsbezug und subjektive Vergleichgültigung:

Leiden unter einer als unwichtig deklarierten Realität

Bei Drogenabhängigkeit ist die Lebensauffassung des betreffenden Individuums dadurch mitcharakterisiert, daß es objektiv Wichtiges als subjektiv Gleichgültiges ansieht, d.h. die Bedingungen, Bedeutungen, Prozesse und Entwicklungen, von denen sein Leben tatsächlich in bedeutsamen Maße abhängig ist, werden aus dem subjektiven Erlebnishorizont ausgeklammert, "gestrichen", nicht in ihrer Relevanz zur Kenntnis genommen. Diese Gleichgültigkeit ist emotionales Moment des gedämpften, gebrochenen Realitätsbezugs, der selber die Form sozialer Deklassierung und Ausgrenzung annehmen kann, z.B. durch

- Arbeitslosigkeit, unsichere Beschäftigung, geringe Entlohnung;
- "Methoden" ersatzweiser Geldbeschaffung zum Lebensunterhalt (etwa Einbrüche, Fälschungen, Prostitution);

9 Wir stützen uns dabei auf aktualempirisches Material

- aus unserer "Selbstaufhörer"-Studie (vgl. BRAUN/GEKELER, 1983, bes. Kap. 5; GEKELER, 1983)
- aus der Diplomarbeit von PETERS (1986, bes. Bd. 2: Anhang);
- aus der Diplomarbeit von GANSER/WIENRANK (1986, bes. S. 233 ff. und S. 256 ff. (Anhang));
- aus Seminaren zur Drogenabhängigkeit, die wir gemeinsam mit Betroffenen durchgeführt haben; und
- auf Erfahrungen in Drogenveranstaltungen mit Schülern, Lehrern und Eltern.

Wir versuchen hier zugleich die generelle Konzeption des pädagogisch-therapeutischen Handelns (vgl. z.B. BRAUN, 1983) für die Drogenarbeit zu überprüfen und zu spezifizieren.

- schlechte bzw. unsichere Wohnverhältnisse;
- hohe Verschuldung.

Diese objektiven Tendenzen verschärfen sich durch die Drogenabhängigkeit nochmals erheblich (z. B. dann, wenn die "psychotropen" Substanzen illegal und sehr teuer sind) und legen es nahe, den subjektiven Rückzug aus der Realität fortzusetzen und zu vertiefen, sich damit aus den Zukunftsperspektiven, den Aufgaben, Verantwortungen und Anstrengungen, der Standpunkt- und Interessenbeziehung, somit insgesamt von den Entwicklungserfordernissen zurückzuziehen. An die Stelle einer grundsätzlich möglichen Entwicklungs- und Alltagskontinuität tritt eine ziellose, "chaotische" Lebensweise. Der psychische Mechanismus der subjektiven Vergleichgültigung wehrt die möglichen und spontan auftretenden emotionalen Konsequenzen dadurch ab, daß jetzt Wichtiges zum Fremden wird. Es handelt sich hier tatsächlich um einen Abwehrmechanismus, weil ich als betroffenes Individuum von diesen objektiven Realitätsaspekten tatsächlich weiterhin abhängig bleibe, ja noch abhängiger werde, weil immer weniger konstruktive Wirklichkeitseingriffe stattfinden. Diese objektiven Lebensumstände führen zu psychischen Leidenszuständen, die durch den "Mechanismus" der subjektiven Vergleichgültigung abgeschwächt werden.

Der subjektive Widerspruch besteht hier darin, daß ich unter etwas leide, was ich eigentlich gar nicht wichtig finde; so entsteht die emotionale Befindlichkeit des leidlosen Leidens, dem Leiden daran, daß ich keine Angst mehr habe, etwas zu verlieren.

3.2 Aufhören und Weitermachen

Wir haben Drogenabhängigkeit bestimmt als weitreichende (d. h. nicht totale) realitätsbruchfördernde Unterworfenheit unter den Gebrauch "psychotroper" Substanzen. Ein genaueres Verstehen dessen, was Drogenabhängigkeit ist, macht eine Klärung notwendig, wie weit diese Unterworfenheit reicht.

Wir gehen davon aus, daß die Unterworfenheit nicht ungebrochen ist, sondern mehr oder weniger durchkreuzt ist oder abgelöst wird vom Wunsch, sie zu überwinden.

In Analogie zur üblich gewordenen Betrachtung von Medikamenten können

wir bei "psychotropen" Substanzen auch davon ausgehen, daß sie sozusagen Haupt- und Nebeneffekte haben. Als "Haupteffekte" bezeichnen wir diejenigen Erfahrungen, die Menschen beim Gebrauch der "psychotropen" Substanzen machen, die ihnen angenehm oder erwünscht sind. Unter "Nebeneffekten" wären dementsprechend die Erfahrungen, die unerwünscht sind, zu verstehen. Haupt- und Nebeneffekte beschreiben somit jeweils individuelle Erfahrungen und sind nicht einem Stoff als solchem zuzurechnen. So kann etwa bei einer Person "Beruhigung" als Haupteffekt, bei einer anderen als (unerwünschter) Nebeneffekt wirksam werden. Zudem kann es zu intraindividuellen Veränderungen kommen: Was für eine Person jetzt als Haupteffekt gilt, kann später als Nebeneffekt Bedeutung erlangen.

Durch diese Betrachtung ist es möglich, eine weitreichende Ambivalenz in der Drogenabhängigkeit aufzuschlüsseln. Zwar läßt sich eine "psychotrope" Substanz für eine bestimmte Person dazu benutzen, eine erwünschte Erfahrung zu generieren, aber damit ist im allgemeinen auch ein Nebeneffekt verbunden. Wenn zum Beispiel jemand Lust hat, sich "zuzudröhnen", dann bedeutet dies auch, daß er die präzise Wahrnehmung von sich und seiner Welt verliert und kaum noch erkennen kann, was er eigentlich will, welches ihm wichtige Bedürfnisse sind oder gar, wie diese befriedigt werden können. Die Welt ist "zu weit weg". In diesem Zustand kann es zu einer vorübergehenden Beendigung des Drogengebrauchs kommen. Hin und wieder muß man sozusagen nachsehen, was "eigentlich los ist".

Aus solcherlei Ambivalenzen kommt es dann in der Drogenabhängigkeit zu einem schillernden "Aufhören-und-doch-weitermachen-wollen". Weitermachen bedeutet, die Nebeneffekte in Kauf zu nehmen. Aufhören bedeutet, auf die Haupteffekte zu verzichten, derentwegen sozusagen eine "psychotrope" Substanz "indiziert" ist. Haupt- und Nebeneffekte beschränken sich nicht auf stofflich indizierte psychische Veränderungen, sondern beziehen sich auf die körperlichen Effekte (z.B. Begleiterkrankungen) oder auf den sozialen Bereich (Anerkennung in einer bestimmten Gruppe bei möglicherweise sogar gleichzeitiger Isolation in dieser Gruppe oder bezüglich anderer Gruppen).

Für Drogenarbeit wichtig ist dann diese Sichtweise, daß in der Drogenabhängigkeit bereits "Kräfte" vorhanden sind, die auf ihre Überwindung drängen. Drogenarbeit ist damit nicht ein Kampf gegen ..., sondern vielmehr eine Unterstützung von ... Ausgangspunkt der Drogenarbeit ist damit die allgemeine Situation, daß jemand in der Drogenabhängigkeit zur Zeit noch etwas tut, was er eigentlich nicht weitermachen möchte, es aber dennoch tut.

3.3 Das Erleben des psychischen Vacuums

Hier handelt es sich um eine spezifische Ausprägung des Widerspruchs im leidlosen Leiden, denn das psychische Vacuum ist subjektiver Ausdruck

- tatsächlicher Entwicklungsblockaden,
- der realen Aushöhlung der interpersonalen Beziehungen (etwa durch die Beschränkung auf die Beschaffung und den Gebrauch der "psycho-tropen" Substanzen),
- der sehr brüchigen Verbundenheit mit anderen Drogenabhängigen (be-sonders in der "Scene"),
- der weitgehenden Beschränkung auf die unmittelbare Gegenwart, (speziell dann, wenn der Alltag durch den kurzatmigen Ritus von Geld-beschaffung, "Stoff"beschaffung und Genuß gekennzeichnet ist).

Diese objektiv feststellbare weitreichende kulturelle Verarmung meiner Lebensweise erfahre ich als eigene und fremde "Öde", die einen nur noch "ankotzt", als Erfahrung, keine Gefühle mehr zu haben (bzw. dies zu glauben). Das so entstandene tiefe Unbehagen über mich, die anderen, die Welt, versuche ich dann durch "coolness" zu übertünchen. Dies ist in be-stimmten Scenes sogar ein objektives Erfordernis, um "drin" bleiben zu können, um "in" zu bleiben, denn wer Gefühle zeigt, der ist unten durch, mit dem will man nichts mehr zu tun haben. Bin ich also in gewissen Grenzen ehrlich zu mir selber, zu meinen Gefühlen, verliere ich auch noch die letzten Beziehungen (hier besser: die letzten Kontakte).

Der subjektive Widerspruch liegt darin, daß ich meine eigene Erlebnisun-fähigkeit erlebe; d.h. ich erlebe etwas, bewerte etwas, was es "eigentlich" schon gar nicht mehr für mich gibt bzw. geben soll.

3.4 Körperliche Erschöpfung: Ein besseres Leben mit einem schlechteren Körper

Wir hatten in unserer Drogendefinition (vgl. Pkt. 2.2) die Frage, der "körperlichen Abhängigkeit" bewußt ausgeklammert; aber wir leugnen keineswegs, daß es "im Zusammenhang" mit der Drogenabhängigkeit in be-stimmten "Fällen", bei bestimmten Verlaufsformen, zu körperlichen Schädigungsprozessen kommen kann und kommt. Diese resultieren u.a. aus:

- der (rein) quantitativen Überlastung des Körpers mit dem "psycho-

tropen" Stoff,

- der Unreinheit (im medizinischen Sinne) der eingenommenen "Stoffe",
- der Notwendigkeit, sich das Geld bzw. die "Stoffe" auf eine Art und Weise zu "besorgen", die gesundheitsschädigenden Einfluß auf die gesamte Lebensweise haben (z.B. mangelnde/schlechte Ernährung, schlechte Wohnverhältnisse, wenig Schlaf, fast gar keine Erholung).

Also auch bei den körperlichen Schädigungsprozessen gibt es keinen "an sich" wirksamen Zusammenhang zwischen dem Gebrauch der "psychotropen" Substanzen und den "körperlichen" Veränderungen; das ist noch nicht einmal im Fall der direkten Einwirkung auf den menschlichen Stoffwechselprozeß so, denn nicht jeder Körper reagiert auf die gleiche Substanz gleich, manchmal noch nicht einmal ähnlich, sondern sogar gegensätzlich, wie beim Alkohol festzustellen, der die einen munter und die anderen schläfrig macht. Erst recht gibt es keinen derartigen "Einfluß", wenn es um meine Gesamtbefindlichkeit geht.

Ich gerate an dieser Stelle in den subjektiven Widerspruch, daß ich versuche, meine "Seele zu retten" und dafür/dabei "meinen Körper opfere", daß ich eine Dimension meines Wohlbefindens (meine körperliche Gesundheit) in einen Gegensatz bringe zu einer anderen (psychische Spannungen zurückdrängen u.ä.) und damit zugleich das Gesamtbefinden (ggf. drastisch) schmälere.

3.5 Kriminalpolitisch-juristische Ausgrenzung: Vergesellschaftung durch Isolierung

Dies betrifft selbstverständlich nur jene Substanzen, die illegalisiert wurden (wofür es u.E. keine konsistenten Begründungen gibt¹⁰). In bestimmten Fällen ist es sogar so, daß durch die Kriminalisierung überhaupt erst die Drogenkarriere ausgelöst wird, weil nämlich ein Individuum verfolgt wird, das illegalisierte, aber tatsächlich unbedenkliche Substanzen konsumiert, so in seiner Lebenslage eine drastische Verschlechterung erfährt und diese mit einem begrenzten oder weitreichenden psychischen Realitätsbruch "beantwortet" (im übrigen ist für diejenigen Individuen, die aufgrund

10 Vgl. dazu BOSSONS/MARZAHN/SCHAEFER (1983).

anderer Zusammenhänge schon Erfahrungen mit der Polizei, den Gerichten und dem Strafvollzug gemacht haben, eine solche Illegalisierung subjektiv u.U. von geringer Bedeutung).

Die hier gemeinte Abschreckungsjustiz beinhaltet den subjektiven Widerspruch, daß etwas (nämlich bestimmte "psychotrope" Substanzen) ausgegrenzt wird, was relativ vergesellschaftungsunabhängig ist. Die subjektive Zustimmung zu dieser rechtspolitisch unbegründeten/unbegründbaren Ausgrenzung soll ausgerechnet einen begründeten Beitrag zu meiner sozialen Integration leisten. D.h. ich soll etwas für vernünftig halten, was überhaupt nicht vernünftig ist, ich soll zur angeblichen Erhaltung meiner Entwicklungsfähigkeit "Sachen" meiden, die diese gar nicht gefährden, ja nicht einmal ernstlich berühren, ich soll also einen allgemeinen Widerspruch zwischen diesen "Stoffen" und meinen Interessen und Bedürfnissen sehen und anerkennen, obwohl es ihn gar nicht gibt.

3.6 Gesellschaftsverleugnung als Gesellschaftskritik

Auch wir sind, wie SCHULTZE (1980, bes. S.187 ff.), gerade bei Heroinabhängigen auf das Phänomen gestoßen, daß in ihrer Biographie der psychische Widerstand gegen äußere Zwänge (alle Art von "Druck"), also eine hohe Empfindsamkeit gegenüber bürokratischen Verregelungen des eigenen Lebens eine gewisse Bedeutung hat. Die Drogenabhängigkeit bekommt in solchen biographischen Zusammenhängen dann einen progressiven Touch, eine subkulturelle Komponente, ja sie wird manchmal sogar in Verbindung gebracht zu explizit politischen Absichten und Handlungen. In manchen Fällen schimmert das aber nur indirekt durch, wenn nämlich die eigene Drogenabhängigkeit als Antwort auf den Erlebnishunger, auf den Wunsch, mal etwas Außergewöhnliches = Unerlaubtes zu machen, interpretiert wird. Darin steckt dann eine simple Umkehr der bürokratischen Lebensverregelung: Freiheit wird jetzt verstanden als Ablösung und Auflösung von allen Bedingungen und Verantwortlichkeiten, als soziale und personale Beziehungslosigkeit. Diese "kritische" Interpretation und Perspektive ist in bestimmten Fällen lebenspraktisch so tief verankert, daß die Betroffenen auch nach der Überwindung ihrer Abhängigkeit nicht ins "normale" bürgerliche (genauer: klein-bürgerliche) Leben "zurückkehren", sondern ein irgendwie geartetes alternatives Leben und Produzieren bevorzugen.

Subjektiv widersprüchlich ist hieran, daß Kritik an etwas geübt wird, was gar nicht da ist: Indem ich nämlich Kritik als Verleugnung betreibe, entziehe ich meinen Begründungen die Voraussetzungen, den Grund; ich will im Leben was erleben, aber dafür nichts bzw. wenig tun. Diese realitätsverleugnende Kritik entzieht sich selbst die Basis und vertieft damit die Notwendigkeit der Kritik, die dann noch mehr Verleugnung notwendig macht, usw. Dies zumindest so lange, wie ich der regressiven Logik dieses Widerspruchsverhältnisses folge; die progressive Logik liegt in der schon oben angedeuteten Möglichkeit einer besseren, genaueren, treffenderen Bestimmung meiner Bedürfnisse und der Wege ihrer Befriedigung.

4. Strukturierende Elemente der Drogenarbeit

Die Funktionalität von Drogenabhängigkeit für einen konkreten Menschen wurde bereits in zentralen Aspekten und in ihrer Widersprüchlichkeit im letzten Abschnitt dargestellt. Dort ging es darum herauszuarbeiten, worin sozusagen der subjektive Nutzen von Drogenabhängigkeit bestehen kann und welche Widersprüche dabei auftreten. Insofern wir Drogenabhängigkeit als Lebensweise verstehen, besteht das übergeordnete Ziel der Drogenarbeit darin, die Änderung der Lebensweise zu unterstützen.

4.1 Übergreifendes Ziel: Erarbeiten/Erreichen einer neuen Lebensweise durch unterstützte Selbsthilfe

Die Ausführungen in Pkt. 3 unseres Beitrags lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß Drogenabhängigkeit in gewisser Weise und in sich widersprüchlich subjektiv funktional ist. Für einen bestimmten Menschen hat das Leben in der Drogenabhängigkeit einen positiven Wert, wenngleich dieses Werthaben nicht widerspruchsfrei ist. Wollen wir die subjektive Funktionalität der Drogenabhängigkeit für einen bestimmten Menschen verstehen, dann müssen wir diejenigen Argumente finden, derentwegen ein Leben in der Drogenabhängigkeit "sinnvoll" erscheint. Wenn uns dies gelingt, dann verstehen wir, weshalb jemand so und nicht anders lebt. Dann ist die entsprechende Lebensweise nicht nur einfach da, sondern ist begründet. Dabei

spielt es zunächst keine Rolle, ob uns eine Begründung überzeugt oder nicht. Wichtig ist nur, daß wir - und auch die Betroffenen - sehen, wie die Lebensweise begründbar ist. Selbstverständlich kann die Analyse der subjektiven Funktionalität nur zusammen mit den jeweils Betroffenen durchgeführt werden. Wie explizit und umfänglich dies geschieht, ist im Einzelfall zu entscheiden. Es macht aber einen gewaltigen Unterschied aus, ob Drogenarbeitern Drogenabhängigkeit als bizarr und unverständlich erscheint oder ob sie sie von vornherein als irgendwie begründbar ansehen. Und für Betroffene könnte das Finden der (impliziten) Begründung einen ersten Schritt darstellen, sich zum eigenen Leben bewußter verhalten zu können (vgl. auch Pkt. 1.1/1.2 dieses Beitrags).

Um etwas zu veranschaulichen, was mit dem Finden von Begründungen gemeint ist, sei im folgenden ein Beispiel gegeben.

K. leidet darunter, nicht so von anderen geschätzt, geliebt und bewundert zu werden, wie er das gern hätte. Er sieht einerseits keine Möglichkeit, diesen Zustand zu ändern, hält aber andererseits an diesem Ziel fest. Er macht die Erfahrung, daß im Gebrauch von Drogen dieser Mangel in seinem Leben eigentümlich "bedeutungslos" und damit weniger belastend wird. Die Drogenabhängigkeit, in die er hineingerät, verhindert zugleich, daß er in der Bemühung, mehr geschätzt, geliebt und bewundert zu werden, Mißerfolge haben kann: Er unternimmt erst gar nichts in dieser Richtung. So gesehen erscheint für ihn ein Leben in Drogenabhängigkeit subjektiv funktional.

In diesem Beispiel wäre es übrigens unangemessen, K. einfach klarzumachen, daß er sein "falsches" Ziel aufgeben müsse, damit er gleichsam bedürfnislos, aber glücklich - ohne Drogen - leben könne. In seinem Bedürfnis, geschätzt, geliebt und bewundert zu werden, könnte sich nämlich in verzerrter und verkürzter Form ein grundlegendes Bedürfnis nach sozialer Integration und Anerkennung ausdrücken, das durch die Aufforderung "bedürfnislos" zu sein, quasi eliminiert und verfehlt würde. Drogenarbeit hätte an dieser Stelle eine Neugründung sozialer Beziehungen zu unterstützen, die in der Perspektive auf Selbstentfaltung in solidarischem Handeln hinausliefe.

Dieses Ziel ist unseres Erachtens nur durch die Unterstützung von Selbsthilfe zu erreichen. Wir meinen damit Bemühungen und Prozesse, wie wir sie von Menschen erfahren haben, die ihren Heroingebrauch "von alleine" beendet haben (vgl. BRAUN/GEKELER, 1983, Kap. 5). Wenn in diesem Zusammenhang jemand sich gleichsam sagt: "Ich helfe mir selbst!", dann

bedeutet das zunächst einmal nicht einfach einen selbstmanipulativen Eingriff in die eigene Psyche. Selbsthilfe ist immer verbunden mit der Veränderung der Lebensweise, reicht also über die Veränderung eigener Innerlichkeit qualitativ hinaus. Zuweilen, das haben wir in unseren langjährigen Bemühungen um Selbsthilfeförderung gesehen, kann allerdings Selbsthilfe gleichsam steckenbleiben im Versuch, sich selbst innerlich zu ändern und das sonstige Leben sowie die entsprechenden Lebensbedingungen so zu belassen, wie sie sind. Dann ist eine so "bescheidene" Lösung aber erkaufte durch eine Unterdrückung vorhandener Wünsche, Bedürfnisse und Hoffnungen. Die Bemühungen, eigene Hoffnungen zu unterdrücken, machen das Leben geradezu hoffnungslos. Selbsthilfe muß, wenn sie zu befriedigender Veränderung führen soll, einerseits vorhandene Verkürzungen und Verzerrungen der Wahrnehmung von sich selbst als Mensch (teilweise) überwinden und außerdem auf die Realisation vorhandener Möglichkeiten im Leben hinauslaufen. Beides ist in bestimmten Lebenssituationen unter Umständen so schwer, daß die betreffenden Menschen dies nicht alleine, ohne Unterstützung anderer, zu erreichen vermögen. In Gesprächen weisen Leute, die offensichtlich erfolgreich ihre Heroinabhängigkeit, ohne die Unterstützung von Fachleuten überwunden haben, demgemäß einheitlich darauf hin, daß sie die Unterstützung anderer Menschen gewinnen konnten.

Drogenarbeit als Unterstützung von Selbsthilfe erschöpft sich also nicht im Versuch, die intrapsychischen Prozesse allein zu verändern, werkelt nicht an jemandes Geist und Seele herum, sondern ist auf Unterstützung jemandes Bemühungen gerichtet, seine Lebensweise zu ändern. Dabei reicht es nicht, diese Bemühungen zu "verstärken", indem man Zustimmung äußert: "Gut so!", "Weiter so!". Vielmehr ist es nötig, sich selbst als Drogenarbeiter auf den Weg zu machen um zu sehen, ob es gelingt, beispielsweise für jemanden eine Bleibe zu finden, der noch nicht aufgehört hat zu fixen. So etwas ist schwierig und zeigt schnell, wie wenig reden alleine hilft und konfrontiert den Drogenarbeiter mit Widerständen gegenüber angemessener Selbsthilfe. Den Widerständen kann er nur entgehen, indem er sich "bescheiden" hinter seinem Schreibtisch verschanzt und andere Handlungsmöglichkeiten als "zu gefährlich" aus seiner Phantasie ausgeblendet sein läßt.

Drogenarbeit als Unterstützung von Selbsthilfe kann sich auch nicht darauf beschränken, als Ziel lediglich ein drogenfreies Leben zu verfolgen. "Drogenfreiheit" ist aufgrund unserer Ausführungen nicht das Problem,

sondern die Überwindung von Drogenabhängigkeit, die wir als Lebensweise charakterisiert haben. Und dementsprechend ist Selbsthilfe nicht verkürzt zu sehen als bloßes Beenden des Gebrauchs einer "psychotropen" Substanz, sondern ist mit dem Bemühen gleichzusetzen, das auf die Verwirklichung einer neuen Lebensweise gerichtet ist.

Wir sehen Selbsthilfe als Ausdruck der Möglichkeit des Subjektseins. Mit dieser Redeweise soll verdeutlicht werden, daß es bei Selbsthilfe nicht einfach darum geht und gehen kann, daß "ich alleine", isoliert von allen anderen, mir selbst helfe, sondern daß Selbsthilfe grundsätzlich nur gelingen kann, wenn soziale Integration angezielt und schrittweise erweitert wird. In der Perspektive läuft dies darauf hinaus, daß jemand sukzessive darin weiterkommt, zusammen mit anderen die individuellen Lebensbedingungen so zu verändern, daß sie mehr als bisher die Befriedigung des zentralen Bedürfnisses nach Selbstverwirklichung ermöglichen, womit unausweichlich die gesellschaftliche Konstitution der Lebensbedingungen zum Problem wird, das selbstverständlich nicht im Handstreich zu lösen ist.

Wir können davon ausgehen, daß Menschen in ihrer Drogenabhängigkeit in gewisser Weise fähig sind, sich die Unterstützung für die Erweiterung ihrer Entwicklungsmöglichkeiten in Richtung auf ein befriedigenderes Leben selbst zu organisieren, d.h. sich selbst zu helfen. Aber gerade in einer Lebensphase, die von Abhängigkeit gekennzeichnet ist, kann dies sehr schwer sein. Deshalb benötigen sie generell Unterstützung durch Fachleute. Diese Unterstützung hat sehr unterschiedliche Aspekte: sie kann da ansetzen, wo es jemandem schon nicht mehr möglich ist oder noch nicht sinnvoll erscheint, Fachleute aufzusuchen, um sie zur Unterstützung bei der Organisation weiterer Unterstützung zu gewinnen. (Hier wäre an bestimmte Formen von Streetwork zu denken.)

Ein weiterer Ansatz zur Unterstützung von Selbsthilfe besteht in der Zusammenarbeit mit denjenigen Leuten (Angehörige, Freunde, ...), die ihrerseits die Betroffenen beim Versuch unterstützen, ihre Lebensweise neu zu formen.

In anderen Zusammenhängen könnten Drogenarbeiter dafür sorgen, daß unangemessene Sichtweise von Drogenabhängigkeit entgegengewirkt wird. Öffentlichkeitsarbeit wäre hierfür nötig, z. B. um bestimmte Erkenntnisse über Drogenabhängigkeit zu verbreiten, etwa im Hinblick darauf, daß

Drogenabhängigkeit nicht unbedingt einer **Psychotherapie** bedarf, sondern ggf. anderer Formen der Unterstützung, daß Drogenabhängigkeit in ungeheuer vielfältigen und jeweils anderen Bedeutungen auftritt, und daß demgemäß kaum eine einzige Form der Unterstützung alleine ausreicht, usw.

Drogenarbeit als Unterstützung von Selbsthilfe im dargestellten Sinn hat selbst wenig Ressourcen. Daher sind Drogenarbeiter darauf angewiesen, für sich selbst Bündnispartner zu suchen (z.B. bei Juristen, die sich um eine grundlegende Revision des Betäubungsmittelgesetzes einsetzen oder in regionalen oder überregionalen Initiativen). Die Einrichtung und Durchführung regionaler oder überregionaler Projekte, an denen eine Mehrzahl von Personen mitwirken, wäre eine weitere mögliche Strategie. Selbstverständlich ist die Möglichkeit der Selbstorganisation von Betroffenen, etwa in Selbsthilfegruppen oder anderen Selbsthilfeeinrichtungen, in Betracht zu ziehen, wenn es um Drogenarbeit als Unterstützung von Selbsthilfe geht. Selbsthilfeunterstützung kann sich dabei z.B. beziehen auf partnerschaftliche Hilfen beim Aufbau von Selbsthilfegruppen oder - was fast genauso wichtig ist - auf kooperativen Austausch mit vorhandenen Selbsthilfeprojekten.

Drogenarbeit als Unterstützung von Selbsthilfe läuft darauf hinaus, sich im jeweils konkreten Fall selbst überflüssig zu machen und soziale Isolation durch Integration zu ersetzen. Die Isolation des Drogenarbeiters wird damit als massive Behinderung der Entwicklungsmöglichkeiten der Betroffenen erkennbar. Wir nehmen an dieser Stelle die Gelegenheit wahr, die Kritik einer Teilnehmerin aus dem Plenum aufzugreifen: Wir wollen nicht den Eindruck erwecken, als sei Drogenarbeit eine herzlose, rationalistische und kühle "Operation". "Oftmals ist es einfach wichtig, jemanden in den Arm zu nehmen", meinte die Teilnehmerin. Dem ist unseres Erachtens nichts hinzuzufügen.

4.2 Leidensverschärfung durch Krankheitsgewinn: Zur Frage der "subjektiven Wendepunkte" und der "Rückfälle"

Zu den sattsam bekannten Tatsachen in der Drogenarbeit gehören auch die, daß

- einerseits die meisten "Drogentherapien" nicht sehr erfolgreich sind (um es ganz vorsichtig zu formulieren),
- andererseits, daß viele wieder "rückfällig" werden
- und es viele erst nach mehreren Anläufen schaffen.

Dahinter steht offensichtlich das Problem, daß die einzelnen Betroffenen ihren Punkt, ihren Zeitpunkt, ihren Ansatzpunkt, ihren Standpunkt finden müssen, um es "packen" zu können. Das Erreichen dieses Punktes kann man nur fördern, man kann es nicht erzwingen. Der subjektive Wendepunkt besteht darin, daß innerhalb des subjektiven Widerspruchs zwischen "Leidensverschärfung und Krankheitsgewinn" das Leidensbewußtsein bestimmend, für die Gesamtbefindlichkeit dominant wird und daß damit die positive subjektive Bedeutung der "psychotropen" Substanzen nachläßt, nachrangig wird.

Auch wenn das u.U. Mißverständnisse auslösen kann, so ist doch dieser mein "Wendepunkt" zugleich mein "subjektiver Tiefpunkt". Damit ist nun nicht gemeint, daß mir erst der "Arsch auf Grundels gehen muß", damit auch ich endlich kapiere, wie weit es mit mir gekommen ist, daß ich so nicht weitermachen kann, wenn ich nicht "verrecken" will. Der "subjektive Tiefpunkt" liegt vielmehr darin, daß ich es selbst einfach nicht will, daß ich keinen "Bock" mehr auf den "Stoff" habe, daß ich diesen Weg für mich für falsch, irrtümlich, bedürfnisfeindlich halte und deshalb da 'raus will und mir dabei ggf. auch - professionell - helfen lassen will. Dieser "subjektive Tiefpunkt" setzt in manchen Fällen schon sehr "früh" ein - und bei manchen wird er gar nicht erreicht.

Eine solche subjektive Wende kann durch verschiedene Prozesse ausgelöst und eingeleitet werden; z.B.:

- Wenn ich mit einer bestimmten Fremd- und Selbsteinschätzung konfrontiert werde, so etwa, wenn Freunde und Bekannte von früher mich nach einiger Zeit wiedersehen und sagen: "Wie siehst du denn aus, was ist denn aus dir geworden?!"
- Wenn ich die "coolness" und die "Kaputtheit" der Scene einfach nicht mehr aushalte, weil ich mit anderen Menschen Schönes und Wichtiges zusammen machen will.
- Wenn ich mich auf mein vorhandenes Widerstandspotential (z.B. meinen "Ehrgeiz") zurückbesinne, auf meine Fähigkeit und Bereitschaft, gewisse Interessen und Bedürfnisse zu artikulieren und durchzusetzen, also noch die

"Kraft" in mir spüre, mich da "herauszukämpfen".

- Wenn durch ein einschneidendes Erlebnis meine subjektiven Vergleichen- gültigungstendenzen aufgebrochen werden.
- Wenn meine körperlichen Schädigungsprozesse so weit vorangeschritten sind, daß sie mir selbst sehr bedenklich und gefährlich erscheinen.

Der subjektive Wendepunkt ist nur die Wende, er ist nicht schon der sehr mühsame Weg aus der Drogenabhängigkeit heraus. Widerstände resultieren z. B. aus:

- Die Widerstände werden unterschätzt und damit auch das Maß der notwendigen Anstrengungsbereitschaft.
- Aus dem Auftreten unerwarteter Belastungen, denen ich noch nicht gewachsen bin (so - wie in einem Fall geschehen - wenn jemand aufgefordert wird, sein früheres Versprechen einzulösen und gemeinsam Selbstmord zu begehen).
- Wenn ich von meinem "neuen" Leben enttäuscht bin, wenn ich es mir ganz anders und viel schöner vorgestellt habe, viel selbstverständlich schöner.

Die (fast) notorischen Wechsel zwischen "Hochs" und "Tiefs" beim Ausstieg beruhen im Kern auf den Bewegungen des o.g. subjektiven Widerspruchs von Leidensverschärfung und Krankheitsgewinn, auf einem Wechsel der bestimmenden, der führenden Seite; auch Rückfälle (selbstverständlich in die Drogenabhängigkeit, denn der Drogenkonsum ist ja kein Rückfall!) ist nur so erklärbar.

Die subjektbezogene Drogenarbeit muß sich auf die (verschiedenartig ausgeprägten) subjektiven Wendepunkte konkret einlassen, auf ihnen aufbauen, ihre progressiven, stagnationsdurchbrechenden Momente möglichst gezielt unterstützen und beim Durchstehen der objektiven und subjektiven Konflikte absichernd helfen.

4.3 Die hilfreiche Lebensmaxime der motivierten Selbstinstrumentalisierung

Das verallgemeinerte subjektwissenschaftliche Problem, daß nur die Subjekte über ihre Handlungsgründe Auskunft geben können und daß auch sie es u.U. nur sehr unzureichend können, findet hier seine Spezifizierung darin, daß die noch bzw. ehemals Drogenabhängigen das motiviert übernommene Ziel "neue Lebensweise" mit Mitteln verfolgen, die nicht hinreichend als Aus-

druck und Komponente ihrer Anstrengungsbereitschaft erklärt werden können, sondern die eindeutig als Selbstinstrumentalisierung zu interpretieren sind, und die dennoch nicht entwicklungsfehlleitend oder entwicklungs-hemmend, sondern entwicklungsfördernd sind. Solche Formen sind etwa:

- Meine Absicht, völlig clean zu werden und zu bleiben, "päpstlicher als der Papst" zu sein und schon beim Essen eines Mon Cherie ein schlechtes Gewissen zu bekommen.
- Wenn ich mich ganz gezielt von der Scene (dem Stadtteil, den Treffs, den Personen) fernhalte oder im Gegenteil sie mir gezielt aussuche um festzustellen, ob ich das durchhalte, ob ich standfest genug bin, ob ich mich tatsächlich nicht mehr verführen lasse.
- Wenn ich eine Therapie als reinen Selbstzweck betrachte, wenn es mir weniger/gar nicht darauf ankommt, etwas über mich zu lernen, mich mit mir auseinanderzusetzen, sondern nur darum, daß ich das durchstehe, daß ich überhaupt mal wieder eine Sache zu Ende bringe.
- Wenn ich mich bei einem Bruch bewußt und gezielt erwischen lasse, um dann durch den unausweichlichen Knastaufenthalt "zwangsweise" aus der Scene herauszukommen und ich mir so einen produktiven Einschnitt in meinem Leben, einen neuen Standort organisiere.

In der motivierten Selbstinstrumentalisierung liegt ein typischer Widerspruch bei der personalen Herauentwicklung aus der Drogenabhängigkeit. So notwendig dieses instrumentalisierende Moment wohl ist, so sehr signalisiert es eine gewisse Instabilität der Entwicklung; d.h. eine erfolgreiche Entwicklung impliziert die subjektive Notwendigkeit, auch diese Instrumentalisierung so weit wie möglich zu überwinden, meiner selbst einigermaßen sicher sein. Also nicht um das Entlarven, um das Ablocken dieses subjektiven Widerspruchs kann es hier gehen, sondern nur um seine produktive, sich selbst aufhebende Förderung.

4.4 Beziehungsaufbau durch Beziehungsverlust

Eine sehr bedeutsame Dimension der Anforderung "über den Berg zu kommen" und "die Ebene zu gestalten", also eine neue Lebensweise zu erreichen und auszufüllen, besteht im Aufbau neuer Beziehungen. Gerade für diejenigen, die in der Scene der illegalen Drogen gezwungen sind zu leben, ergibt sich der dringende Wunsch, dort 'rauszuwollen, damit nichts mehr zu

tun zu haben - und zugleich (und manchmal sehr lange) von "anderen", "normalen" Beziehungen, Inhalten, Erfahrungen, Aufgaben abgekoppelt zu sein. Indem ich den Weg aus der Drogenabhängigkeit beschreite, gerate ich so in ein "interpersonales Loch": Mit den einen will ich nichts mehr zu tun haben, aber die anderen können/wollen mit mir (noch) nichts zu tun haben bzw. auch ich habe meine Schwierigkeiten, ihre Sorgen und Wünsche, Bedenken und Hoffnungen zu verstehen, mich auf sie einzulassen, mich mit ihnen zu freuen, mit ihnen zu lachen, aber auch traurig zu sein und zu weinen. Die Überwindung, die Ausfüllung, die Schließung dieses "interpersonalen Lochs" ist ein schwerwiegendes und allemal zeitaufwendiges Unterfangen, da muß ich eine herbe Durststrecke durchstehen. Und vielen gelingt genau das nicht und das erklärt in bestimmten Fällen auch die "Rückfälle": Denn in der Scene ist es zwar "beschissen", aber da kennen sie einen wenigstens, da habe ich meine Aufgabe, meine "Rolle", da genieße ich sogar eine gewisse Anerkennung; dann trotz aller Bedenken lieber in so einer Scene als in der so schwierigen, unwägbaren, anstrengenden, aufreibenden "anderen" Welt.

Ein vertiefendes Moment des "interpersonalen Lochs" ist die "biographische Lücke": Da fehlen mir relevante Elemente, Stücke, Wegstrecken in meiner Biographie, ich kenne sie nicht, ich bin mir selbst in bestimmten Teilen ein unbeschriebenes Blatt, ich kann mir selber viele und wichtige biographische Begebenheiten nicht ins Gedächtnis zurückrufen. Die Kommunikationsprobleme in manchen Therapieverläufen, die Sprachlosigkeit mancher Betroffenen resultiert aus diesen biographischen "black outs".

Die Drogenarbeit muß sich bei den hier benannten Problemen darum bemühen, das Durchstehen und Durcharbeiten der emotionalen Durststrecken vom Beziehungsabbruch zum Beziehungsaufbau zu unterstützen und ggf. abzusichern; und sie muß u.U. durch Vergegenwärtigung (in gewisser und eingeschränkter Hinsicht: "Aufarbeitung") der eigenen Biographie die Lücken der Selbstvergewisserung so weit wie entwicklungsnotwendig schließen. Beides gelingt in dem Maße, wie es gelingt, den Prozeß der Öffnung für neue Interessen, Bedürfnisse und Erfahrungen zu initiieren, zu unterstützen und abzusichern.¹¹

11 Wir haben in diesem Beitrag bewußt darauf verzichtet, zur Frage der Institutionalisierung einer solchen subjektbezogenen Drogenarbeit Stellung zu nehmen, weil dazu bereits einige wichtige Hinweise den Beiträgen der Theorie-Praxis-Konferenz (in diesem Band) entnommen werden können; generell für diesen Problemkomplex wichtig ist HELBIG, 1987.

Literatur

- BINNEBERG, K. Grundlagen der pädagogischen Kasuistik, in: Zeitschrift für Pädagogik, 1985, H. 6.
- BOSSON, H./
MARZAHN, Chr./
SCHEERER, S. (Hrsg.) Sucht und Ordnung, Frankfurt/M. 1983.
- BRAUN, K.-H. Kritische Psychopathologie und Psychotherapie in der Gegenwart, in: K. WETZEL (Red.), Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum, Marburg 1983.
- BRAUN, K.-H./
GEKELER, G. Psychische Verelendung, Heroinabhängigkeit, Subjektentwicklung, Köln 1983.
- BRAUN, K.-H./
WILHELM, J. Repressive Sozialpädagogik und Selbstfeindschaft der Subjekte, in: B. MÜLLER u. a. (Hrsg.), Sozialpädagogische Kasuistik, Bielefeld 1985.
- BRÜGELMANN, H. Fallstudien in der Pädagogik, in: Zeitschrift für Pädagogik, 1982, H. 4.
- FISCHER, D. (Hrsg.) Fallstudien in der Pädagogik, Konstanz 1982.
- GAMM, H.-J. Zur Frage einer pädagogischen Kasuistik in: Bildung und Erziehung, 1967, S. 321-329.
- GANSER, Th./
WIENRANK, J. Die Bedeutung einer Theorie psychischer Verelendung für Handlungsstrategien in der Sozialarbeit, Emden 1986 (unveröff. Diplomarbeit).
- GEKELER, G. "Ich hab's allein geschafft!", in: psychologie heute, 1983, H. 6.
- GOETHE, J. W. Wilhelm Meisters Lehrjahre, Bd. 2, Herrsching 1982.
- GOETHE, J. W. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden, Frankfurt/M. 1982.
- HALHUBER ~
AHLMANN, M. Georg: Biographie eines kriminologischen Falles, Köln 1987.
- HEINZE, Th. Qualitative Sozialforschung, Opladen 1987.
- HELBIG, N. Psychiatriereform und politisch-ökonomische Strukturkrise in der Bundesrepublik Deutschland, Marburg 1987.
- HOLZKAMP, K. Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M. 1983.

- HOLZKAMP, K. Die Verkenning von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhgangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 19, Berlin/West 1987.
- H.-OSTERKAMP, U. Faschistische Ideologie und Psychologie, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 9, Berlin/West 1982.
- KÜSTERMANN, U./REIMANN, Chr. Zum Problem des Alkoholismus, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 6, Berlin/West 1980.
- LEWIN, K. Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in Biologie und Psychologie, in: Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 1: Wissenschaftstheorie I, Bern/Stuttgart 1981.
- LORENZER, A. Intimität und soziales Leid, Frankfurt/M. 1984.
- PETERS, P. Heroinabhängige nach einer Langzeittherapie: Rückfallursachen, 2 Bde., Duisburg 1986 (unveröff. Diplomarbeit).
- SCHULTZE, N. Heroinsucht - ein Abwehrmechanismus?, in: Forum Kritische Psychologie, Bd. 6, Berlin/West 1980.
- THOMAE, H. Fallstudien und Längsschnittuntersuchungen, in: G.STRUBE (Hrsg.), Binet und die Folgen, Zürich 1977.
- WETZEL, K. Schwimmen gegen den Strom, in: Pädagogische Zeitschrift, 1985, H. 1.
- WETZEL, K. Entfremdung und Subjektivität heute, in: Fortschrittliche Wissenschaft, Bd. 16, Wien 1986.
- WIBMER, R. "Es ist wie a Gift". Zur Arbeitspsychologie des Taxifahrens, Köln 1985.

Bernd Dobersberger, Andreas Posch Politische Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen: Konzeption und Erfahrungen der „Roten Falken Österreich“

1. Einleitung
2. Geschichte der Sozialistischen Erziehung bei den Roten Falken Österreich
 - 2.1. Kritik an Otto Felix Kanitz
3. Kindsein im Kapitalismus heute
 - 3.1. Kinderfeindlichkeiten
 - 3.2. Für die Rechte der Kinder
4. Arbeitsinhalte und Arbeitsformen der Roten Falken
 - 4.1. Politische Bildung mit Kindern
 - 4.2. Gruppenarbeit
 - 4.2.1. Beispiel Zeltlager
 - 4.2.2. Gruppenleiter/in
 - 4.3. Jahresspiele der Roten Falken
5. Nachbemerkungen

1. Einleitung

Kinder und Linke

Erich Fried

Wer Kindern sagt
Ihr habt rechts zu
denken
der ist ein Rechter

Wer Kindern sagt
Ihr habt links zu
denken
der ist ein Rechter

Wer Kindern sagt
Ihr habt gar nichts zu
denken
der ist ein Rechter

Wer Kindern sagt
Es ist gleich was ihr
denkt
der ist ein Rechter

Wer Kindern sagt
was er selbst denkt
und Ihnen auch sagt
was dran falsch sein
kann
der ist vielleicht
ein Linker

Die **Roten Falken Österreich** verstehen sich als **Teil der sozialistischen Arbeiterbewegung**. Bereits dadurch ist die Arbeit mit Erkenntnissen der Kritischen Psychologie verständlich.

Wir meinen, daß politische Bildung und Erziehung ("Sozialistische Erziehung") keine Manipulation der Kinder¹ ist. Politische Bildung in unserem Verständnis heißt, **Kinder lernen ihre Bedürfnisse/Interessen erkennen und wahrnehmen**. Dazu bedarf es auch der Bildung als Einsicht in gesellschaftliche Zusammenhänge und Unterdrückungsmechanismen sowie der Möglichkeiten ihrer Veränderung und schließlich Überwindung. Die Auswirkungen der kapitalistischen Klassengesellschaft bestimmen das Leben der Kinder; daher ist Bildung darüber etwas wesentliches für die persönliche Entwicklung des je einzelnen Kindes und eben kein politischer Mißbrauch von ihnen.

Auch vertreten wir als sozialistische Kinderorganisation, so wie die Arbeiterbewegung insgesamt, **letztendlich nicht spezifische Interessen einer bestimmten Gruppe, sondern die Lebensinteressen der Menschen allgemein**. In der Friedenserziehung geht es um das Überleben der Menschheit insgesamt, ebenso in der Umwelterziehung. Selbst wenn es in unseren Gruppen zum Beispiel um die Frage der 35-Stunden-Woche geht, handelt es sich nicht einfach um ein "Vergattern" der Kinder auf Gewerkschaftskurs, wie uns von bürgerlichen Medien immer wieder unterstellt wird; die Verkürzung der Wochenarbeitszeit ist objektiv ein Allgemeininteresse, auch wenn es den Interessen der Unternehmer entgegengesetzt ist.

Die Teilhabe an der Entwicklung und Umsetzung von Änderungen im Allgemeininteresse bietet für die einzelnen Subjekte bereits unter den Bedingungen der kapitalistischen Klassenherrschaft eine Lebensperspektive, die über die gesellschaftlich "zugestandenen" Spielräume hinausgeht.

"So ist die Teilhabe an der gesellschaftlichen Verfügung über seine eigenen Lebensbedingungen, darin die kooperative Verbundenheit mit anderen durch das Allgemeininteresse, eine unabweisbare subjektive Notwendigkeit für den Menschen, Voraussetzung für die Entwicklung der Fähigkeiten und Bedürfnisse in Richtung auf ein erfülltes, menschenwürdiges Dasein" (HOLZKAMP 1981, S.212). (2)

1 Im Text ist oft nur von "Kindern" die Rede. Das ist nicht ganz richtig. Manchmal müßte es auch "Heranwachsende" oder "Jugendliche" heißen. Nachdem die Roten Falken Österreich sich als Kinderorganisation bezeichnen, wurde auf diese Differenzierungen verzichtet. Es geht aber immer aus dem Text hervor, wenn sie eigentlich notwendig wären.

2 Alle Sperrungen aus Zitaten wurden entfernt.

Entfaltete Entwicklungsprozesse sind so für das Kind noch nicht möglich, sie können aber bereits beginnen, die Voraussetzungen können früh geschaffen werden.

In den folgenden Ausführungen über die Arbeit der Roten Falken Österreich geht es nicht darum, die Anwendung der Kritischen Psychologie durch einen einzelnen ausgebildeten Psychologen oder Pädagogen nachzuvollziehen, es geht um den Versuch, die Arbeitsweise mithilfe der Kritischen Psychologie besser gestalten zu können. Es war auch nicht so, daß wir vor dem "Einzug" der Kritischen Psychologie in der Arbeit der Falken völlig anders tätig gewesen wären. Wir waren und sind durch die Kritische Psychologie in die Lage versetzt, Vorgänge in der politischen Kinderarbeit besser einzuschätzen und begreifen zu können und wir vermögen die zukünftige Herangehensweise subjektgerechter gestalten.

Die reale Politik der Sozialdemokratie, gerade auch der österreichischen, ist aber kein Garant dafür, daß die notwendigen politischen und ökonomischen Entscheidungen getroffen werden. Es gibt daher ständig tiefe Differenzen und Spannungen zwischen den Falken (und andern linken Gruppen und Organisationen innerhalb des sozialdemokratischen Spektrums) und der "offiziellen" Sozialdemokratie. Wiewohl wir derartige Auseinandersetzungen auf unterschiedlichsten Ebenen ständig führen, ist allein deren Notwendigkeit ein Zeichen für eine der großen Schwächen Sozialistischer Erziehung innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie und doch meinen wir, daß unsere Arbeit einen wichtigen Beitrag für die politische Entwicklung innerhalb der Sozialdemokratie und der Gesamtgesellschaft leisten kann und muß.

2. Geschichte der Sozialistischen Erziehung bei den Roten Falken Österreich

Kinder waren im Frühkapitalismus des späten 18. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 19. Opfer im wahrsten Sinne des Wortes. Nicht nur, daß die Kindersterblichkeit innerhalb der ersten fünf Lebensjahre durch ungenügende Ernährung, Wohnverhältnisse und Hygiene bei über 50 Prozent lag (vgl. z.B. THOMPSON 1987, Bd. 1, S.355 ff.), waren die Kinder der un-mittelbaren und brutalen Ausbeutung in den Fabriken, Manufakturen und Bergwerken als Arbeitskräfte ausgesetzt.

In der "Lage der arbeitenden Klasse in England" berichtet Friedrich Engels von **drei- und vierjährigen Kindern in den Fabriken**, die dort oft über 10 Stunden arbeiten mußten (vgl. MEW 2, S.374 f.).

Die Kinderarbeit verhinderte aber auch oft jede Form des Schulbesuchs; die daraus folgende Unwissenheit brachte oft ein völliges Ausgeliefertsein mit sich. **Es war daher von Anfang an ein wichtiges Anliegen der entstehenden Arbeiterbewegung, die Kinderarbeit zu verbieten, die Schulpflicht verbindlich zu machen usw.**

Es war dann auch die Arbeiterbewegung, die dies erreichte, z.T. widersprüchlich zusammenfallend mit den Kapitalinteressen des beginnenden Imperialismus, der besser ausgebildete und länger arbeitsfähige Arbeiter für die komplizierter und komplexer werdenden Produktionsmittel brauchte.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden die ersten wirk-samen Kinder- und Jugendschutzmaßnahmen getroffen. Diese bedeuteten und bedeuten, daß Kinder und Jugendliche, um auf die Aufgaben als Produzenten vorbereitet zu werden, vor der kapitalistischen Produktion und Reproduktion geschützt werden müssen. Das heißt ein Schon- und Freiraum wird für die Kinder geschaffen. Dies stellte ohne Frage einen enormen Fortschritt dar, konnten doch die Kinder der Arbeiterklasse gesicherter heranwachsen und sich vor allem durch Bildung und Ausbildung auf die kooperative Lebens-sicherung vorbereiten. Dies ist aber nur unter der Prämisse der Isolation im **Kinderschutzghetto** möglich. Im Kapitalismus haben Maßnahmen im Interesse der Kinder, besonders der Arbeiterkinder, immer einen widersprüchlichen Charakter. Die zunehmende Bildung ermöglicht die Zusammenhänge und Hintergründe der gesellschaftlichen Kooperation zu durchschauen, diese Bildung heißt aber eben auch, daß in den gesellschaftlichen Bildungsein-richtungen im Interesse des Kapitals diszipliniert und selektiert wird. Kinder-ghetto heißt auch, die Entwicklungschancen der Kinder zu verbessern, sie andererseits aber auch einzuschränken.

Die österreichische Arbeiterbewegung war aus vielerlei Gründen immer wieder Vorbild für andere nationale Arbeiterbewegungen. So auch in der Frage der Organisierung von Kindern aus der Arbeiterklasse. Der sozial-demokratische Zeitungsredakteur **Anton Afritsch** aus Graz gründete **1908** die **"Kinderfreunde"**.

Die Mädchen und Buben aus Arbeiterfamilien erhielten Gelegenheit, mit Gleichaltrigen spielen, singen, tanzen usw. zu können. An den freien

Wochenenden wurde gewandert. Diese Kinder sollten die Möglichkeit erhalten, aus "der dumpfen Stadt", wie es in einem Liedtext heißt, herauszuwachsen. Unmittelbar politische Erziehung und Bildung spielte dabei keine oder kaum eine Rolle. Im ersten Statut der Kinderfreunde heißt es demnach auch über deren Ziele:

"Kinder empfänglich zu machen für alles Schöne und Gute, veredelnd auf sie einzuwirken, sie zu großen Menschen zu machen, ihr jugendliches Gemüt durch Gewährung vieler Freuden empfänglich zu machen, ihre Bedürfnisse zu wecken für höhere Genüsse als den Trunk in rauchiger Wirtsstube mit ihrer Leib und Seele vergiftenden Atmosphäre ..." (zit. n. UITZ 1975, S. 104)

Dieser eher unpolitische Ansatz der ersten Kinderfreundearbeit war nicht nur im undemokratischen Vereinsgesetz der Habsburgermonarchie begründet, Afritsch und seine ersten Mitstreiter wollten die Proletarierkinder, wenn auch nur für begrenzte Zeit, aus dem unmittelbaren Elend ihres Alltags herausholen.

Bereits vor dem 1. Weltkrieg breiteten sich die Kinderfreunde im deutschsprachigen Gebiet der Doppelmonarchie aus. Der Reichsverband der Kinderfreunde wurde gegründet.

Elend, Not und Hunger des 1. Weltkrieges und der gescheiterte Versuch einer österreichischen Revolution an dessen Ende veränderte auch die Kinderfreunde und deren Arbeit. Politische, sozialistische Erziehung gewann an Bedeutung. Eine herausragende Rolle bei dieser Umorientierung spielte **Otto Felix Kanitz**, seine praktische und vor allem seine theoretische Tätigkeit veränderte die Kinderfreunde nachhaltig. (Eine Auseinandersetzung mit seinen Überlegungen folgt weiter unten.) Es machte sich bald aber ein Problem bemerkbar: **mehr und mehr Kinder über zehn Jahre gingen den Kinderfreundegruppen verloren.** Sie wollten zum Einen nicht mit den ganz Kleinen ständig in gemeinsamen Gruppen sein und zum anderen wollten sie nicht immer genau das, was die verantwortlichen "Onkel" und "Tanten" wollten (so wurden die Kinderfreundemitarbeiter genannt), diese älteren Kinder wollten offensichtlich mehr.

Als erster formulierte der Lehrer **Anton Tesarek** aus Wien einen Ausweg aus dieser schwierigen Situation. Eigene Gruppen sollten für diese Kinder gegründet werden, die Verantwortlichen, also die Erzieher, sollten um nicht viel älter sein als die Gruppenmitglieder und eine eigene pädagogische Kultur sollte entstehen. Die **Pfadfinder** und der **Wandervogel** standen bei der Gründung der **Roten Falken** Pate. 1925 wurde diese Organisation in der

Organisation gegründet. Die rasche und tiefe Politisierung der Erziehungsarbeit der Falken lag nicht so sehr in der Absicht des Gründers. Sie wurde verursacht durch die zunehmende Zuspitzung der Klassenkämpfe und durch die vielen, meist sehr jungen Falkenfunktionäre. Nur ein kleines Beispiel sei hier erwähnt. 1927 wurde die "Tracht" der Roten Falken geändert, vom pfadfinderischen Grünhemd hin zum Blauhemd, das als Zeichen der Verbundenheit mit der Arbeiterklasse, als Symbol für die Schlossekluft der Industriearbeiter fungierte. Die tiefe Verbundenheit der Roten Falken Österreich mit der sozialistischen Arbeiterbewegung läßt sich an vielen Beispielen festmachen, an den Programmen, den Aktivitäten und auch an der Teilnahme an Klassenkämpfen. Die Arbeiterzeitung, das Parteiorgan der österreichischen Sozialdemokratie, bezeichnete die Falken als die "**Kadetten des Sozialismus**".

KANITZ formulierte es so:

"Der sozialistische Erzieher muß die Unmöglichkeit einer neutralen Erziehung, die Gefährlichkeit der angeblich neutralen Erziehung erkennen. Erziehung an sich gibt es nicht; wir haben nur zu wählen zwischen bürgerlicher und sozialistischer Erziehung." (KANITZ 1974 , S.111)

Die Auseinandersetzungen mit der Reaktion wurden immer schärfer. Der **Wiener Erzbischof Pfiffli** schrieb im Vorwort des Buches "Sozialistische Erziehung", das der Franziskaner **Fischer** 1926 veröffentlichte, folgendes:

"Mit großer Sorge erfüllt es darum mich und alle Freunde des Volkes, daß diese Kinder und ganz besonders die Kinder der Arbeiterschaft von schweren Gefahren für Glauben und Sitte bedroht sind ... sah sich der österreichische Episkopat ... gezwungen, nachdrücklich vor dem sozialdemokratischen Verein 'Kinderfreunde' zu warnen." (zit. nach BINDEL 1983, S.96)

FISCHER leitete sein Buch mit einer Stelle aus dem Matthäus-Evangelium ein: "Wer aber einem aus diesen Kleinen, die an mich glauben, Ärgernis gibt, dem wäre es besser, es würde ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er in die Tiefen des Meeres versenkt" (zit. nach BINDEL 1983, S.97).

Die Kinderfreunde reagierten prompt, sie riefen die österreichischen Arbeiter auf, für sogenannte "**Mühlsteinbüchereien**" zu spenden. In wenigen Jahren konnten so fast 500 Kinderfreunde- und Falkengruppen, aber auch Ortsorganisationen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) mit derartigen Kinderbibliotheken versorgt werden.

Der Spielraum jener, die meinten die Kinder aus den Kämpfen zwischen den Klassen heraushalten zu müssen, wurde immer geringer. Letztendlich wurde

die "neutrale Erziehung", die KANITZ anprangerte, unmöglich. Im Faschismus nach dem Bürgerkrieg von 1934 gab es eine Vielzahl der nunmehr illegalen Falken. Und da stellte sich in der Kinderarbeit nurmehr die Alternative, sich anzupassen oder Widerstand zu leisten. Das "Rote Falkenbuch" zitiert ein damals neunjähriges Mädchen: "Immer wieder schickte mich Mutter los. In der Innentasche meines Wettermantels hatte ich zehn oder 15 Schilling. Die brachte ich, weil ein Kind weniger auffiel, zu entlassenen Eisenbahnern und ihren Familien" (Falkenbuch 1985, S. 115).

Selbst unter den schwierigen Bedingungen des Austrofaschismus hielt die politische Bildungsarbeit an, es gab sogar weiterhin Gruppenarbeit. Manche Falkengruppen schlüpfen aus Tarngründen unter den Mantel der "**Vaterländischen Front**", andere arbeiteten als "**Konsumkindergruppen**" weiter.

Die Entwicklung der Roten Falken Österreich **nach** der Wiedergründung **1945** läßt sich nur verstehen, wenn die gesellschaftlichen Vorgänge und vor allem die Entwicklungen in der Sozialistischen Partei Österreich (SPÖ) verstanden werden. Spätestens **1948/49** war der halbwegs organisierte marxistische Flügel der SPÖ zerschlagen worden. Die Spitze von Partei und Gewerkschaft wurde mehr und mehr zum Stabilisator kapitalistischer Verhältnisse. Nicht mehr nur indirekt, sondern nunmehr auch aktiv und direkt. So gingen auch schrittweise die Inhalte der Falken von vor 1934 verloren. Bis in die siebziger Jahre dauerte dies an. Die Roten Falken Österreich entfernten sich von der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Kinder. In den sechziger Jahren wurde **Robinson Crusoe** zum Leitbild der Falkenarbeit. Robinsonspielplätze und Robinsonferien wurden propagiert. Der Mann in der erzwungenen Einsamkeit wurde zum Leitbild sozialdemokratischer Erziehungsarbeit!

Die Folgen der **68er Studentenunruhen** erreichten verspätet und abgeflacht Österreich und dann mit einiger Verzögerung auch die Falken. Die Falkenarbeit paßte nicht mehr zur Gesellschaft, die praktizierte sozialistische Erziehungsarbeit hatte nicht mehr viel mit der Lebenswirklichkeit der Kinder zu tun. Das spürten ab Mitte der 70er Jahre fast alle, die Suche nach Alternativen begann.

Es wird kaum überraschen, daß die "**antiautoritäre Erziehung**", wie sie z.B. von **Alexander S. Neill** entwickelt und propagiert wurde, auch bei den Falken ihre Anhänger fand. Verglichen mit den westdeutschen Falken war die Anhängerschaft antiautoritärer Erziehungsideen bei den Roten Falken in

Österreich klein. Aber es mußte doch eine Vielzahl von praktischen und theoretischen Konflikten durchgestanden werden, um die unüberwindbaren Widersprüche und Schwächen von NEILL nachzuweisen und damit auch das Ende der "Antiautoritären" bei den Falken einzuläuten.

2.1. Kritik an Otto Felix Kanitz

Die wichtigste Folge in dieser Diskussion der Roten Falken Österreich über die pädagogisch/psychologische Zukunft spielten aber nicht damals und/oder heute moderne bürgerlich-humanistische Ansätze. Die Diskussion wurde über weite Strecken von **marxistischen Erziehern der Zwischenkriegszeit** bestimmt.³

Auch diese waren von der Studentenbewegung wieder "entdeckt" worden und wurden Anfang der 70er Jahre auch neu verlegt. Für die Falken gab es vor allem einen wichtigen Bezugspunkt: diese marxistischen Erzieher standen natürlich in enger Beziehung zur Arbeiterbewegung und das war und ist ein entscheidender Bezugspunkt zur heutigen Falkenarbeit. Wie oben gezeigt wurde, negieren alle unterschiedlichen Schattierungen bürgerlicher Erziehungstheorien letztendlich die Wirklichkeit der kapitalistischen Klassengesellschaft mit all den daraus resultierenden Folgen für die Kinder. Für einen **Kurt Löwenstein**, einen **Edwin Hoernle** oder für die beiden Österreicher **Max Adler** und **Otto Felix Kanitz** war das nicht nur Tatsache, es war auch der entscheidende Punkt in ihren Überlegungen. Und noch ein wesentlicher Aspekt führte die österreichischen Roten Falken an sie heran: **sie arbeiteten alle für Kinder- und Erziehungsorganisationen der Arbeiterbewegung**. Also ihr praktischer Ansatz lag nicht bei der Heimerziehung oder bei der schulischen Erziehungsarbeit, sondern eben im gleichen Arbeitsfeld wie die Falken.⁴

3 Hier einige Literaturhinweise zu diesen marxistischen Erziehungstheoretikern der Zwischenkriegszeit:

Kurt LÖWENSTEIN, "Sozialismus und Erziehung", Wien 1976

Edwin HOERNLE, "Grundfragen der proletarischen Erziehung", Berlin (DDR) 1983

Max ADLER, "Neue Menschen", Wien o.J.

4 Auf Anton S. MAKARENKO, den großen sowjetischen Erzieher sei hier noch hingewiesen. Seine Arbeit spielte in unseren Diskussionen eine sehr geringe Rolle, er wird aber bis heute sehr viel gelesen.

Die längsten, intensivsten und ohne Zweifel auch fruchtbarsten Auseinandersetzungen wurden über Otto Felix KANITZ und seinen Erziehungsansatz geführt.

KANITZ, der 1894 in Wien geboren wurde, stammte aus einer jüdischen Familie, wird aber in einem k. u. k. Waisenhaus streng katholisch erzogen. Als kaufmännischer Lehrling findet er aber bald Kontakt zur Gewerkschaft und der Sozialistischen Arbeiterjugend (SAJ).

Während des ersten Weltkrieges wird KANITZ zum Kinderfreundemitarbeiter, neben der Kinderbetreuung schreibt er Gedichte, Liedtexte und Geschichten für "Kinderland", die Kinderfreunde-Zeitung. Und KANITZ holt die Matura nach.

Das Ende des Weltkrieges bringt nicht nur den Zerfall der Donaumonarchie mit sich, sondern auch Hunger und Elend sowie revolutionäres Bewußtsein und Handeln der Arbeiterklasse. Bereits seit dem Sommer 1918 "verschicken" die Wiener Kinderfreunde tausende Kinder aus der Großstadt ins Ausland und auf's Land, um für sie eine halbwegs ausreichende Existenz sicherzustellen. KANITZ leitet eine derartige Kinderkolonie im niederösterreichischen Gmünd. Dort versucht er zum zweiten Mal in größerem Maßstab, seine Ideen einer demokratischen und sozialistischen Erziehung in die Praxis umzusetzen. Die Kinderkolonie Gmünd stellte so nicht nur die Verpflegung der Kinder in den Mittelpunkt, sondern eben auch die **pädagogische Arbeit**. In Österreich ist die Zeit zwischen der Ausrufung der Republik am 12. November 1918 und 1920 (Ausscheiden der SDAP aus der Koalitionsregierung) eine Zeit großangelegter pädagogischer Reformen und Versuche. Der Staatssekretär für Schulfragen **Otto Glöckel** versucht die Schulen zu erneuern, **Siegfried Bernfeld** führt das **Kinderheim Baumgarten** und die **Kinderfreunde** gehen daran, 1919 die **Schönbrunner-Schule** zu verwirklichen. Unter der Leitung von KANITZ wurden dort junge Kinderfreundemitarbeiter in zweijährigen Kursen auf ihre Arbeit als Hortnerinnen, Kindergärtnerinnen usw. ausgebildet. Vier Jahre gab es diese Schönbrunner-Schule, prominente Lehrer wie **Alfred Adler**, **Max Adler** oder **Marianne Pollak** unterrichteten neben KANITZ. Aus finanziellen Gründen mußte die Schönbrunner-Schule 1923 wieder geschlossen werden.

Seit 1921 gaben die Kinderfreunde die "Sozialistische Erziehung" als Informationsorgan für Funktionäre und Interessierte heraus. KANITZ war bis zum Verbot der "SE" 1934 deren verantwortlicher Redakteur. Ende der zwanziger Jahre wechselt KANITZ beruflich zwar zur SAJ, wird auch

Bundesrat, bleibt den Kinderfreunden aber stets verbunden. 1940 stirbt KANITZ im **Konzentrationslager Buchenwald** (vgl. zum Leben und Wirken von KANITZ: KOTLAN-WERNER 1982, S. 72-140).

Für KANITZ war die Kinderarbeit innerhalb der Arbeiterbewegung nicht einfach nur der Versuch, künftige Kader zu rekrutieren. Er erkannte Widersprüche und Brüche innerhalb der Arbeiterklasse, zwischen den erwachsenen Proletariern und deren Kindern, die es bewußt zu machen galt und dort, wo es möglich sei, sollten sie auch aufgehoben werden. KANITZ entwickelte daher auch einen Ansatz Sozialistischer Erziehung, der nicht einfach nur die Fortsetzung des Klassenkampfes in kindlichem Alter darstellt. Er zeigte auf, daß Kinder eben nicht nur durch die herrschende Klasse im Kapitalismus in ihrer Entwicklung eingeschränkt und behindert werden, sondern auch in der eigenen Familie von den Eltern.

"Der Vater darf das Kind ruhig beschimpfen. Das nennt man 'Erziehung'. Das Kind darf den Vater nicht schimpfen. Das wäre 'Freiheit'. Der Vater darf in barschem Ton anordnen. Das ist in Ordnung. Das Kind muß höflich 'bitte' und 'danke' sagen. So gehört es sich."
(KANITZ 1974 , S. 61)

Diese richtige Beobachtung würzt KANITZ dann mit einer ziemlich "schiefen" Analyse, er meint nämlich, daß das Verhältnis aller Erwachsenen gegenüber allen Kindern "zahlreiche Züge einer Klassenherrschaft" (KANITZ 1974 , S. 86) aufweisen würde. Das kommt daher, weil KANITZ an den "idealistischen Marxisten" Max ADLER anschließt und Klassenverhältnisse auch als moralische Verhältnisse (KANITZ 1974 , S. 86) definiert. KANITZ sieht aber auch richtig, daß nicht nur soziologische Klassenanalyse für das Verständnis der Menschen nötig ist und in Fragen der Erziehung oft auch zu kurz greift.

"Wer die marxistische Gesellschaftsauffassung durchdenkt, der muß auf den einzelnen als letzten Beweger und Träger der gesellschaftlichen Entwicklung stoßen und auf die Notwendigkeit, sich psychologisch zu orientieren." (KANITZ 1974 , S. 105) (5)

Die Schlußfolgerung, die KANITZ daraus zieht, ist dann aber wieder sehr willkürlich. Er unterscheidet zwischen "Massenkampf" und "Einzelarbeit" (KANITZ 1974 , S. 103 ff.). Damit meint er, daß es gilt, durch Massen-

5 KANITZ arbeitete mit der Individualpsychologie Alfred ADLERS, auf die jedoch hier nicht eingegangen werden kann.

kampf die Lebens- und Lernbedingungen der Kinder zu verbessern. Also Kampf für Kinderzulagen, Schulspeisungen oder Ausbau der Kinderfürsorge. Einzelarbeit, um die konkrete Situation der Arbeiterkinder in den proletarischen Familien zu verbessern und um die Kinder "im Geiste des aufbauenden Sozialismus zu erziehen" (KANITZ 1974 , S.103 ff.).

Die Möglichkeit, daß Kinder gemeinsam mit Erwachsenen für ihre Rechte eintreten und kämpfen, negiert KANITZ, ebenso die Tatsache, daß eine Verhaltensveränderung der erwachsenen Proletarier gegenüber ihren Kindern natürlich auch ein Massenkampf um ein neues Bewußtsein sein muß.

Seine Ansichten über politische Kinderarbeit hat KANITZ am prägnantesten in dem Aufsatz "Was ist sozialistische Erziehung?" (KANITZ 1974 , S.194 ff.) zusammengefaßt.

Er nennt darin **vier Elemente und Ziele Sozialistischer Erziehung**:

- a) Erziehung zum Klassenbewußtsein
- b) Erziehung zum Klassengefühl
- c) Erziehung zum Kollektivismus (Solidaritätsgefühl)
- d) Erziehung zur sozialistischen Disziplin (sittliche Freiheit)

Diese Elemente Sozialistischer Erziehung werden von ihm nicht nur allgemein politisch aufgestellt, sie werden stets "**kollektiv-soziologisch** und auch "**individuell-psychologisch**" dargestellt sowie als prozeßhafte Erziehungselemente mit formuliertem **Ausgangspunkt** und beschriebenem **Ziel** aufgeführt.

Bereits die Nennung dieser vier Elemente der Sozialistischen Erziehung zeigt eine der Hauptschwächen der KANITZ'schen Überlegungen auf. Es gibt ein vorgegebenes Ziel, also Klassenbewußtsein oder Kollektivismus und dorthin müssen die Kinder erzogen werden. Nicht die subjektiven Bedürfnisse und Interessen der Kinder und deren Verhältnis zu den objektiven Lebensbedingungen stehen im Mittelpunkt, sondern die von anderen bestimmten Ziele. Für das letzte Erziehungselement formuliert KANITZ das so:

"Die kleinen Klassengenossen, bei denen im Anfang wohl da und dort Zwang (aber nicht erniedrigender Zwang, wie Prügel!) notwendig sein wird, die aber, sobald ihre Vernunft erwacht ist, zur Freiheit gebildet werden müssen." (KANITZ 1974 , S.208)

Dies bedeutet aber, daß der Ansatz von KANITZ die in der bürgerlichen Gesellschaft meist anzutreffende "Erziehungsförmigkeit" darstellt.

"Diese 'Erziehungsförmigkeit' liegt hier darin, daß man - um sicherzugehen, daß das Kind ein 'fortschrittlicher' Mensch wird und damit seine eigenen, kurzschlüssigen Kontrollbedürfnisse als Erzieher zu befriedigen - in bürgerlicher Manier über die Ziele und Interessen des Kindes schon vorentschieden hat, die Ziele 'von außen' an das Kind heranträgt und seine Interessen 'besser kennt' als das Kind, und so in der dargestellten Weise den Prozeß behindert, in dem das Kind durch Entwicklung seiner Subjektivität eigene Ziele/Interessen erst einmal von fremden Zielen/Interessen unterscheiden lernen muß, um überhaupt erkennen zu können, was jeweils im eigenen Interesse ist, wo meine Interessen verletzt werden und wo ich fremde Interessen verletze."
(HOLZKAMP 1983 a, S. 57)

Letztendlich zeigt das, daß eine "Sozialistische" Erziehung, die erst den kindlichen Widerstand brechen muß, um daraus den "Neuen Menschen" zu bauen, nur zwei Schlußfolgerungen zuläßt: Erstens, der Mensch/das Kind ist von seiner Natur her "schlecht" und daher muß diese Schlechtigkeit um jeden Preis ausgetrieben werden, um ihn/es für den Sozialismus zu veredeln. Das würde aber bedeuten, daß der Sozialismus den Menschen widerspräche - das behaupten seine bürgerlichen Gegner schon seit über einem Jahrhundert, ohne daß es deshalb stimmt. Die zweite Schlußfolgerung bedeutet, daß die Überlegungen von KANITZ zur "Sozialistischen Erziehung" den Entwicklungsbedürfnissen und -interessen der Kinder widersprechen und damit letztendlich auch der Arbeiterbewegung nicht dienlich sind.

Hier lag und liegt der "Knackpunkt", auf den wir bei den Diskussionen über die Orientierung unserer Erziehungs- und Bildungsarbeit immer wieder stießen: wie sollen/können Kinder zu selbständigen, selbstbewußten und aktiven Menschen werden, wenn diese Eigenschaften vorher mit Zwang vermittelt werden müssen.

Es wiederholten und wiederholen sich nach wie vor die Szenen in unseren Gruppen, wo ein entnervter Gruppenleiter seine Kinder anspricht, daß sie endlich, verdammt -noch- einmal kritisch sein sollen. Jetzt habe er ihnen das schon hundertmal gesagt und sie, die blöden Kinder würden das noch immer nicht verstehen!

Die Auseinandersetzungen mit und um KANITZ hatten aber eine überaus positive Konsequenz: **die Notwendigkeit einer mit der politischen Herangehensweise übereinstimmenden Psychologie war danach unumstritten.** Meinten vorher viele, daß die richtige Politik und damit die Kritik der Politischen Ökonomie schon genügen würde um sozialistische Erziehungsarbeit zu praktizieren, so zeigten die Diskussionen über die Ansätze der marxistischen Erziehungstheoretiker der Zwischenkriegszeit, daß das so nicht stimmt,

stimmen kann.

So begann eine intensive Diskussion über pädagogische und psychologische Zusammenhänge im Rahmen unserer Arbeit. Die einzelnen Kinder und ihre Probleme, sowie die Umgangsformen in der Gruppe wurden zum Thema. Es begann die Suche nach Antworten im Bereich politischer Psychologie. Wir beschlossen, die alten starren Regulative (Leistungsbruch, Prüfung zur Erlangung der Falkenbewährung, ...) abzuschaffen (1980) und neue demokratische Formen zu entwickeln, an denen die Gruppen und die **Kinder direkt teilhaben** können.

In dieser Auseinandersetzung standen wir, als auf den **Universitäten** und **Pädagogischen Akademien** die **materialistische Pädagogik** und später die **Kritische Psychologie** für einige Aufregung sorgte. Hier wurden in Gastvorträgen und Lehrveranstaltungen Themen angesprochen und neue Sichtweisen präsentiert, die unsere Probleme, die Orientierungsversuche und Vertiefung unserer Argumente behandelten und in einigen wichtigen Punkten sehr brauchbare Gedanken für unsere Arbeit anboten. In diesem Sinne war es für uns fast logisch, daß wir zu unserer Bundeskonferenz, dem **Österreichischen Falkenrat 1984**, einen Vertreter der **Kritischen Psychologie** einluden, über Perspektiven politischer Kinderarbeit zu referieren. Mittlerweile versuchen wir auch in unserer **internationalen Arbeit** unsere Gedankengänge und Vorstellungen von sozialistischer Erziehungsarbeit mit Hilfe der **Kritischen Psychologie** zu forcieren.

Ohne behaupten zu können, unsere Arbeit in allen Punkten genau analysiert zu haben und im Sinne einer paraten Theorie stets abgestimmt zu agieren, erscheinen uns doch die Ansätze der "Kritischen Psychologie" am ehesten in der Lage, die in unserer konkreten Arbeit je auftauchenden Fragen zu klären oder zumindest zielführende Denkanstöße geben zu können.

3. Kindsein im Kapitalismus heute

3.1. Kinderfeindlichkeiten

Es gibt kaum mehr jemanden, der die tagtäglichen Kinderfeindlichkeiten noch bestreitet. Auch die Beschöniger tun sich immer schwerer. Wiederum ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit anmelden zu wollen, seien einige eklatante Beispiele für diese Kinderfeindlichkeit unserer Gesellschaft beschrieben:

Die **Gewalt gegen Kinder** ist unbeschreibbar, ja oft unvorstellbar: Väter oder Mütter, die ihre (Klein)Kinder totprügeln, sind keine der sprichwörtlichen Nadeln im Heuhaufen, sondern ständige Realität. 61% der österreichischen Väter und Mütter gaben/geben ihren Kindern Klapse, 43% Schläge auf das bedeckte Hinterteil und 52% versetzten ihren Kindern Ohrfeigen (vgl. PERNHAUPT/CZERMAK 1980, S.246). Das passiert auch nicht irgendwie, das ist weitverbreitetes Bewußtsein, daß das eben zur Erziehung von Kindern gehört. Vor wenigen Jahren meinte der damalige österreichische Justizminister Ofner, daß eine Ohrfeige noch niemand geschadet hätte, als es darum ging, ein gesetzliches Züchtigungsverbot einzuführen. Vorgänge, die normalerweise unter "**schwere Körperverletzung**" fallen, sind gegenüber Kindern angeblich gesund und notwendig!

Jener Raum, der Kindern zugestanden wird, ist bis heute erschreckend klein. **Spielplätze** sind nach wie vor unwichtiger als Parkplätze. In den Wohnungen sind die **kleinsten Zimmer** nach wie vor automatisch die **Kinderzimmer**. **Schulen** haben nicht selten viel Ähnlichkeit mit Verwaltungsgebäuden. Jeder Fleck an der Mauer ist in den Augen von manchem Lehrer eine Katastrophe. Kein Wunder, daß Kinder und Jugendliche Wände beschmierem, bekritzeln, bemalen oder besprayen. Das alles sind Widerstandsformen gegen Kinderfeindlichkeiten.

Die Roten Falken Linz haben alle Spielplätze ihrer 200.000-Einwohner-Stadt untersucht. Die Ergebnisse entsprechen allen Vorurteilen. Keiner der knapp hundert Spielplätze wird pädagogisch betreut. Die meisten Spielplätze gibt es in jenen Stadtteilen, in denen es die wenigsten Kinder gibt. Es gibt nur Spielplätze mit "Standardausrüstung". In Linz gibt es keinen einzigen Abenteuerspielplatz.

Eine "Kinderfeindlichkeit" aber wird kaum thematisiert. Kinder werden in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern von entscheidenden Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ferngehalten. Welchen historischen Ursprung das hat, wurde im Abschnitt "Geschichte der Sozialistischen Erziehung bei den Roten Falken Österreich" bereits skizziert. Am wesentlichsten dabei ist sicherlich das Fernhalten der Kinder von der Produktionssphäre.

"Wenn der gesellschaftliche Charakter in letzter Instanz vom Charakter der gesellschaftlichen Produktion bestimmt wird, dann bedeutet die Trennung von Produktion und Erziehung in relevanten Momenten auch eine Trennung von den bedeutsamen Prozessen in der Gesellschaft."
(BRAUN 1982, S.272)

Die Alternative zur Isolierung der Kinder abseits der Produktion kann nun keinesfalls heißen: weg mit dem Kinder- und Jugendschutz, hinein in die Betriebe! Nach wie vor ist die Ausgrenzung der Kinder aus der Arbeitswelt auch Schutz vor Ausbeutung.

Es ist daher für die Roten Falken eine ständige Aufgabe, "**gesellschaftliche Arbeit**" als Thema zu behandeln. Und dabei nicht nur große und laute Maschinen zu besichtigen und tolle Computer zu bestaunen, sondern eben die kapitalistische Organisation der Produktion mit den Kindern zu erarbeiten. Interesse von Kindern als Anknüpfungspunkte gibt es genug. Nicht nur, daß sie ständig an Fabriken, Werken und Bürohäusern vorbeigehen, -radeln oder -laufen; ihre Eltern sind in derartigen Betrieben tätig und das interessiert die Kinder sehr wohl! Auch wenn das viele Eltern und Lehrer nach wie vor nicht so recht einsehen wollen. Betriebsbesuche, Einladungen von Betriebsräten, Arbeitergeschichte, das Beziehen klarer Standpunkte, wenn es um die Zukunft von Arbeitsplätzen geht usw., bieten Möglichkeiten, die "Arbeitswelt" kennenzulernen. Das Bundeskinderlager 1988 zu Pfingsten in Linz steht unter dem Motto: "**Wir lassen uns die Zukunft nicht zusperren!**"

Es geht aber auch darum, den Mädchen in unseren Gruppen zu vermitteln, daß sie nicht "logischerweise" Sekretärin, Friseurin oder Verkäuferin werden müssen. Auch das ist Ghettoisierung, wenn Mädchen auf eine handvoll Berufe eingeschränkt werden!

Kinder sind in vielerlei Hinsicht im wahrsten Sinne des Wortes "ghettoisiert". Nicht wenige Spielplätze sind mit haushohen Zäunen umgeben und nur dort ist spielen für Kinder erlaubt. Dies zeigt die **Widersprüchlichkeit dieser Ghettos**. Klarerweise müssen Kinder zum Beispiel vor den irrsinnigen Gefahren des Verkehrs geschützt werden. Eine Linzer Falkengruppe kämpft

gerade um einen Zaun, der einen Spielplatz von der anschließenden Autobahn abgrenzen würde, denn die angepflanzten Sträucher sind in keiner Weise ausreichend. Andererseits begrenzen sie den Spiel-, Bewegungs- und Lebensraum der Kinder willkürlich. Warum sollen sie nicht auf dem Stück Wiese hinter dem Haus spielen können oder auf dem Gehsteig? Derartige Begrenzungen müssen bekämpft werden, da gilt **"spielen verboten gehört verboten!"**.

Oder die Ausgrenzung der Kinder aus **Verwaltungseinrichtungen**, auch wenn es um sie selbst geht. Daß Kinder ruhig und brav bleiben müssen, ist nicht nur weitverbreitetes Vorurteil, sondern auch tagtägliche Realität. In der Sozial- und Wohlfahrtsbürokratie werden Kinder nicht als Subjekte gesehen, sondern als Objekte, die hin- und hergeschoben werden usw.

Kinderghettos können nicht so konstruiert werden, daß sie die Kinder völlig von der Gesellschaft abschirmen. Denn das ist auch nicht ihre Funktion; Erziehung und Ausbildung passiert ja im Kapitalismus stets (auch) im Sinne der zukünftigen Verwertbarkeit der Heranwachsenden. Und deren totale Isolierung würde das erschweren, manchmal sogar verhindern. **Kinder leben somit in keinem "systemfreien" Raum.**

"Die gesellschaftliche Unterdrückungszusammenhänge sind zu keinem Zeitpunkt der Ontogenese suspendiert, sondern für das Kind von seinem ersten Lebenstag an präsent, nur eben zunächst lediglich in durch die Weise des Weltbezuges mehr oder weniger unspezifischer Form."
(HOLZKAMP 1983 b, S. 458)

Dies zeigt sich zum Beispiel dadurch, daß die kapitalistische Krise die Lebensbedingungen der Kinder einschränkt und verschlechtert. Auch dies wieder auf den unterschiedlichsten Ebenen. Drohende oder tatsächliche **Arbeitslosigkeit** hat nicht nur die materielle Folge für die Kinder in unseren Gruppen, daß sie nicht mehr auf's Zeltlager mitfahren können, weil kein Geld da ist. Arbeitslosigkeit wirkt sich auch durch Situationen voll **Spannung, Verzweiflung und Angst innerhalb der Familie** auf die Kinder aus. Auch in den Kinderorganisationen der Arbeiterbewegung wird das spürbar. Schon in den "Arbeitslosen von Marienthal", der ersten sozialwissenschaftlichen Studie über Arbeitslosigkeit aus dem Jahre 1933, heißt es: "Schon der Arbeiterverein 'Kinderfreunde' weist in den Jahren 1927-1931 einen Rückgang von nur 25% auf" (JEHODA, LAZARSELD, ZEILSEL 1980, S. 60). Das "nur" zeigt an, daß andere Vereine der Arbeiterbewegung noch größere Mitgliederverluste hatten.

Die kapitalistische Krise wirkt aber auf noch andere Weise auf Kinder, zum Beispiel, indem unter dem Motto "**Budgetsanierung**" in den öffentlichen Haushalten gespart wird. Auch und vor allem in Bereichen, die die Kinder betreffen: Etwa bei der Kürzung von Kindergeld, Verminderung von Stipendien, weniger Mittel für Bildungseinrichtungen etc. etc.

Da gilt es, Kinderghettos zu verteidigen, denn die "drohende" Alternative ist noch viel kinderfeindlicher.

Ein anderes Beispiel der Betroffenheit der Kinder durch Folgen der kapitalistischen Herrschaftsform sind auch "**globale Probleme**", wie **Umweltzerstörung** oder **Hochrüstung**. Durch die Rüstungsausgaben werden finanzielle, materielle und wissenschaftliche Kapazitäten gebunden, die eigentlich im Erziehungs- und Bildungsbereich nötig wären. Umweltverschmutzung trifft meist zuerst Kinder, da ihre physische Widerstandskraft geringer als die von Erwachsenen ist. Für uns Falken ist daher klar, daß wir mit den Kindern und ihren Interessen in gesellschaftliche Konflikte hineingehen. In Österreich gibt es seit Jahren eine heftige Auseinandersetzung um die Anschaffung neuer Abfangjäger für das Bundesheer. Nicht nur, daß diese teuer und auch militärisch sinnlos sind, ist erwiesen, daß der Lärm bei Starts und Landungen insbesondere die Kinder krank macht. Und das ist unser Punkt im Kampf gegen Abfangjäger.

Eine Schwierigkeit bei derartigen Kämpfen ist, sie müssen auch "gegen" betroffene Erwachsene und auch mit Eltern geführt werden.

3.2. Für die Rechte der Kinder

Ansatzweise wurden bisher einige Lebensbedingungen von Kindern in kapitalistischen Industriestaaten beschrieben, in denen "Kinderrechte" verletzt werden. Was Kinderrechte sind, kann zumindest auf dreierlei Art festgelegt werden:

- 1) Als **politische Deklarationen** von internationalen Organisationen, Institutionen oder staatlichen Einrichtungen, zum Beispiel die "Erklärung der Rechte des Kindes" der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1959.
- 2) **Kinderpolitische Programme** von Organisationen und sozialen Bewegungen, um damit den konkreten Kampf für die Verbesserung der Situation der Kinder führen zu können. (Dazu gehören etwa die **Falkengrundsätze**

und die neuorientierte "**Falkenbewährung**", sowie das momentan diskutierte "**Kinderpolitische Programm**" der Roten Falken.)

- 3) Jene konkreten Forderungen und Anliegen, Ideen und Anregungen, die Kinder in spezifischen Situationen entwickeln.

Unsere folgenden Ausführungen beziehen sich auf die beiden letzten Punkte:

- ad 2) Soll die Forderung nach Erfüllung der Kinderrechte für die Falken auch einen praxisrelevanten Sinn haben und nicht auf die Produktion von Unmengen an Papier beschränkt bleiben, so muß in der Arbeit mit den Kindern eine politische Stellungnahme, die Bestimmung eines politischen Standpunktes der Organisation und damit auch der organisierten Gruppenleiter und der Kinder gefunden werden. Die **Falkengrundsätze**, die nicht etwas Statisches sind, weil sie ständig neu diskutiert werden und jeweils dem politischen Bewußtseinsstand der Roten Falken entsprechen, dementsprechend auch immer wieder neu formuliert werden, geben den Gruppenleitern und den Kindern stets eine **Orientierungshilfe** über die Ausrichtung, die Parteinahme, die Prinzipien unserer Arbeit und vermitteln gleichzeitig eine **Utopie der Gesellschaft**, für die wir eintreten und kämpfen. Außerdem geben sie darüber Auskunft, wie die Roten Falken Kinderrechte definieren.

Bereits 1926 hat der Falken-Gründer Anton TESAREK "**Falkengebote**" aufgestellt. Da hieß es zum Beispiel: "Der Rote Falke ist mutig und nie verzagt" oder "Der Rote Falke ist stets rein in Worten und Taten". Heute sind sie nicht als "Gebote" für die einzelnen Falkenkinder festgelegt, sondern als politisches Programm für Kinder.

Das "**Kinderpolitische Programm**", das zur Zeit bundesweit in den Gruppen diskutiert wird, faßt im wesentlichen die Gruppenergebnisse zusammen. Die Gruppen und deren Mitglieder erhalten damit eine Verantwortung für die gesamte Organisation und für die Anliegen aller Kinder.

- ad 3) Eine zentrale Grundüberlegung stand für die Roten Falken von Anfang an an erster Stelle, daß nicht wir als Erwachsene "**Kinderfreunde**" den Kindern alles richten wollen und können. Wir wollen (und können) nicht etwas erreichen, den Kindern zum

Geschenk machen und dann so etwas wie Dankbarkeit erwarten.

Es geht darum, daß wir **MIT den Kindern** Kämpfe um die Verbesserung ihrer Lebenssituation führen. Dazu dienen zum ersten natürlich die Bedürfnisse/Interessen der Kinder in ihren je konkreten Lebenssituationen als Ausgangspunkt und als Schwerpunkt. Es macht wenig Sinn, in einer kleinen ländlichen Gemeinde den Kampf für einen großen Abenteuerspielplatz zu führen, den gibt es noch rund um den Ort. Zum zweiten sind in diesem Kampf für die Rechte der Kinder auch politische Forderungsprogramme nötig, denn es gilt,, diese Auseinandersetzung im breiten Bündnis auch "rein" politisch zu führen.

Das Zustandekommen der Kinderghettos und deren widersprüchlicher Charakter - Schutz vor direkter Ausbeutung durch die herrschende Klasse einerseits, andererseits die damit verbundene Isolation von gesellschaftlichen Prozessen - wurde bereits beschrieben (vgl. Abschnitt 3.1.).

Heute gilt es, diese Ghettos zu durchbrechen, also die Überschreitung der Unmittelbarkeit auf ein höheres Niveau zu heben. Die Lebensbedingungen von Kindern sind heute nicht nur durch einen Ausschluß von der Produktion als letztendlich entscheidendes Zentrum der Gesellschaft gekennzeichnet, sondern eben auch durch eine Ausgrenzung der Kinder von vielen anderen wichtigen Lebensbereichen (Kultur, Spielmöglichkeiten usw.).

Das Bundeskindertreffen 1985 wurde zu Pfingsten in Salzburg durchgeführt. Zur gleichen Zeit fanden die Salzburger Pfingstfestspiele statt. Als einen der zentralen Programmpunkte führten wir in der Innenstadt von Salzburg Kinderkulturspektakel durch. Wir haben damals einen ungeheuren Widerstand der Festspielbesucher und der Presse erlebt. Denn wir haben ein doppeltes Ghetto durchbrochen. Zu den Salzburger Festspielen gehören zum ersten keine Organisationen der Arbeiterbewegung und zum zweiten keine Kinderverbände. Wir als Arbeiterkinderorganisation schon überhaupt nicht.

Dazu kommt, daß die Informationen der Kinder über "draußen", also über außerhalb ihres Ghettos, und Informationen über die Ursachen ihrer Ghettoisierung, aber auch jeder wirkliche Versuch, die gesellschaftlich verursachte Isolation zu verlassen, gekennzeichnet sind von den in den

"bürgerlichen Verhältnissen liegenden Scheinhaftigkeiten, Mystifikationen, oberflächlichen 'Selbstverständlichkeiten' der Lebenspraxis, aber auch direkten Drohungen, Einschüchterungen, Bestechungen, durch welche den Kindern/Heranwachsenden die subjektive Funktionalität der Alternative ihrer Entwicklung im Rahmen 'restriktiver Handlungsfähigkeit', des Sich-Einrichtens in der Abhängigkeit durch 'Arrangement'

mit den Herrschenden, d.h. 'instrumentalisierende' Weitergabe der Unterdrückung an andere, mit all den aufgewiesenen Implikationen der Selbstfeindschaft und Realitätsleugnung etc. 'nahegelegt' ist." (HOLZKAMP 1983 b, S. 492)

Hierin liegt der ständig vorhandene Widerspruch in der kapitalistischen Klassengesellschaft, wenn die Kinder für ihre umfassenden Rechte selbst kämpfen. Es gibt also nicht nur den brüllenden Hausmeister, den keifenden Alten oder ängstliche Eltern, es gibt Sanktionen im Interesse der Herrschenden auf unzähligen Ebenen gegen Kinder, Erwachsene und Organisationen, die für die Kinderrechte kämpfen. Die Durchbrechung und Überschreitung der Kinderghettos ist ohne Zweifel die entwickeltste Form dieses Kampfes.

Das Motto vom Falkenbundeslager 1987 in Döbriach (am Millstättersee in Kärnten) war daher kein Zufall: "**Trau Dich - wir Kinder haben Rechte**" deutet darauf hin, daß Kinder durchaus mutig sein müssen, um für ihre Rechte einzutreten. Auch wenn sie begreifen, daß es zum Beispiel notwendig und gut ist, wenn sie nicht nur am Spielplatz spielen dürfen, sondern überall, wo sie leben, dann heißt das doch, gegen den Widerstand der Erwachsenen in ihrer Umgebung anzugehen. Und das ist nicht immer einfach und selbstverständlich.

In der Öffentlichkeit konnten die Kinder ihr Akzeptiertsein und vor allem das Akzeptiertsein ihrer Forderungen erproben. Am sogenannten "**Trau dich-Tag**" waren alle Gruppen in der Umgebung des Camps unterwegs, um mit Infotischen, Rollenspielen, Liedvorträgen, Flugblattverteilen auf die Kinderrechte aufmerksam zu machen. Es gab Gelegenheit, mit Touristen und Einheimischen zu sprechen, auf gestellte Fragen zu antworten, Aggressionen von Erwachsenen zu begegnen, Menschen aufzuklären und auch die eigenen Argumente ständig zu überprüfen.

Die wesentliche Nebenidee dieser Aktion war, die Gruppen zu befähigen, auch zu Hause auf die Straße zu gehen, die Schwelle zur Öffentlichkeit zu überschreiten.

Es ist auch schon eine Durchbrechung des Kinderghettos in unserer Gesellschaft, wenn Kinder ihre Bedürfnisse/Interessen in ihre Hände nehmen. Wenn die Falkengruppe einer kleinen Gemeinde einen Brief an den Bürgermeister mit der Forderung, das Gemeindeamt einmal besuchen zu können und dann ein Gespräch über die Situation der Kinder in der Gemeinde mit dem Bürgermeister führen zu wollen, endet das meist mit grenzenloser Verwundung, Verärgerung und/oder Verunsicherung der betroffenen Politiker.

4. Arbeitsinhalte und Arbeitsformen der Roten Falken

4.1. Politische Bildung mit Kindern

Es soll zuerst eingegrenzt werden, was "politische Bildung" genau ist. In ihrer Totalität ist natürlich die Arbeit der Roten Falken Österreich darauf ausgerichtet, mit den Kindern deren Bedürfnisse/Interessen zu entwickeln und durchzusetzen. Somit ist die Erziehungstätigkeit der Falken insgesamt politisch. Das wiederum bedeutet aber nicht, daß jeder Moment unmittelbar direkte politische Bildungsarbeit ist. Die Kinder bei den Roten Falken haben ein Recht darauf, Möglichkeiten zum Spielen, Basteln, Sporttreiben, usw. anzutreffen. Letztendlich ist auch das eine politische Aufgabe der Falken, denn nicht wenige Kinder haben zu diesen Freizeit- und Kultur-tätigkeiten sonst keine Gelegenheit. Die Wohnungen sind zu eng, das Geld fehlt usw.

Entwicklungsschritte bei den Kindern gehen auch nicht pausenlos vor sich, so etwas wie "schöpferische Pausen" sind nötig.

"Das Kind muß im spezifisch 'entspannten Feld' des kooperativen Unterstützungsrahmens dabei auch tun können,, was einfach 'Spaß macht', um so 'zu sich selbst zu finden' und absichtslos Möglichkeiten und Zusammenhänge entdecken zu können, an denen es in direkter Nützlichkeitsorientierung vorbeigegangen wäre - Eingriffe der Erwachsenen zum Unterbinden dieser 'Spielerei' mit der Aufforderung, doch etwas 'Richtiges' zu tun oder zu lernen, sind also ein willkürlich-unbegründeter Bruch des kooperativen Verhältnisses zum Kind als Kind in seiner entwicklungsorientierten Besonderheit." (HOLZKAMP 1983b, S. 475)

Unter politischer Bildung ist hier in diesem Beitrag also nur ein besonderer Teil der Falkenarbeit verstanden, nämlich jener, in dem **bewußt** und **geplant** den Bedürfnissen/Interessen der Kinder nach politischem Orientierungswissen und Aktionsmöglichkeiten nachgegangen wird. Bildung ist ein bewußtes, aktives, selbstgestaltendes Verhältnis der Individuen zu sich und der Welt. Bewußt deshalb, da alle Versuche, den Kindern politische Positionen unmerklich unterzubeheln, ein eindeutiges Beispiel von "**Erziehungsförmigkeit**" (vgl. HOLZKAMP 1983 a, S. 55 ff.) darstellen. Nur bei bewußten Vorgängen können die Kinder eingreifen, nachfragen, weiterentwickeln usw.

Geplant muß politische Bildung ebenfalls sein, denn damit haben die Kinder die Möglichkeit, bereits bei der Themenfindung mitzuwirken und können so auch bestmöglich an deren Abwicklung mitwirken. Mögliche willkürliche

Maßnahmen des Erziehers können in diesem Prozeß von seiten der Kinder eher eingeschränkt werden.

Die Entwicklung politischen Bewußtseins ist etwas Aufbauendes, etwas Sich-Entwickelndes, daher müssen das die Aktivitäten im Rahmen politischer Bildung ebenfalls sein und dazu bedarf es der Planung.

Diese Prozeßhaftigkeit deutet bereits an, daß Lernen nicht etwas rein "Aufnahme-mechanisches" ist. Wissen, das irgendwie in die Kinder hineingestopft wird, ist nicht "gelernt". Auch bei der politischen Bildung gibt es für manche eine unüberwindliche Theorie-Praxis-Differenz. Danach gilt es, den Kindern alles mögliche Wissen beizubringen, die jeweilige Praxis im politischen Leben ist danach davon aber völlig losgelöst.

Besonders in der **politischen Bildungsarbeit** mit Kindern geht es darum, daß **mehr Wissen** einhergehen muß mit einer **besseren Bewältigung des je einzelnen Lebens**. Erkenntnisfortschritt muß stets mit praktischen Handlungen einhergehen. Erst durch die Realisierung von Wissen in der politischen Handlung wird aus "toten" Datenhaufen wirklich begreifendes Wissen.

Politische Bildung bei den Roten Falken Österreich betrifft zunächst einmal die unmittelbaren Rechte der Kinder (vgl. den vorigen Abschnitt 3.2. in diesem Beitrag). Auch dabei genügt es ja nicht, einfach nur irgendetwas zu fordern, Zusammenhänge müssen durchschaut werden, Ursachen gilt es zu erkennen usw. Das bedeutet, es gilt für die Kinder, ihre Lebensumwelt zu begreifen. Nicht nur zu "deuten", was denn da vorgeht, sondern wirklich zu wissen, warum, wieso und durch wen, also zu "begreifen" (vgl. HOLZKAMP 1983 b, S. 383 ff.). Dies ist nur durch Bildungsarbeit zu vermitteln.

Kinder sind auch nicht von der Welt, der Gesellschaft, der "wirklichen" Politik abgeschnitten. Kinderghettos sind nie so isolierend, daß von außen nach innen nichts durchdringt. Kinder wissen von der Atomkriegsbedrohung, vom Elend und der Ausbeutung in der 3. Welt, Kinder wissen über Umweltzerstörung bescheid. Sie kennen durchaus auch die Schwierigkeiten arbeitsloser Menschen. In vielen Fällen haben sie davon nicht nur gehört, im TV gesehen, in der Zeitung gelesen, viele dieser politischen Fragen erleben sie direkt, spüren sie und leiden darunter. Erinnerung sei nur daran, daß gerade Kinder unter den Folgen der Umweltverschmutzung besonders leiden.

"Ich habe Angst, daß meine Eltern mir nicht sagen würden, was in der Welt Schlimmes passiert, und daß sie mir ihre Angst nicht sagen, weil sie denken, daß ich das nicht verstehen würde." (zitiert nach JUNG/STAEHR 1986, S. 22)

So gibt Hartmut von HENTIG ein Kind wieder, das über seine Erfahrung mit den Folgen der Tschernobyl-Katastrophe berichtet. Das Kind hat in diesem Fall keine Angst vor atomarer Verstrahlung, sondern, daß es nichts weiß, bewußt von den Eltern von den Informationen ferngehalten wird. Diese Angst ist besonders gravierend, denn dann sind Widerstand oder Gegenmaßnahmen überhaupt unmöglich. Auch das ist einerseits eine Benachteiligung von Kindern, andererseits aber auch ein Hinführen an Anpassung und Unterordnung.

1985 mußten die Roten Falken Österreich nach Tschernobyl alle ihre Pfingst-Camps absagen. Es konnte aber nicht nur einfach die Absage vollzogen werden, es galt auch, den Kindern die Ursachen durchschaubar zu machen. Das war alles andere als einfach, aber einfach notwendig.

Kinder haben also nicht nur ein Recht darauf, Kinderrechte verwirklicht zu sehen, sie haben auch ein Recht auf eigene Politik. Daher ist politische Bildung für die Arbeit der Roten Falken ein wichtiger Teil. Politische Bildung läßt sich, wie oben bereits gezeigt wurde, nicht eng eingrenzen. Wenn es darum geht, mit den Kindern die Wirkung von Umweltverschmutzung auf Pflanzen zu erarbeiten, dann ist es notwendig, zuerst über das normale "Leben" der Pflanzen Bescheid zu wissen. In diesem Fall muß daher Biologie ein Teil der politischen Bildung sein.

Nun gibt es eine derartige Fülle von politischen Fragen, zu deren Beantwortung Bildung notwendig ist und diese wieder haben eine Unzahl von einzelnen Fassetten. Hätte man da den Anspruch alles lernen zu wollen, bereits von Anfang an stünde das Scheitern fest.

"Bildendes Lernen, das die Selbständigkeit des Lernenden fördert, also zu weiterwirkenden Erkenntnissen, Fähigkeiten, Einstellungen führt ..., wird nicht durch reproduktive Übernahme möglichst vieler Einzelkenntnisse, -fähigkeiten und -fertigkeiten gewonnen, sondern dadurch, daß sich der Lernende an einer begrenzten Zahl von ausgewählten Beispielen (Exempeln) aktiv allgemeine, genauer: mehr oder minder weitreichend verallgemeinerbare Kenntnisse, Fähigkeiten, Einstellungen erarbeitet, m.a.W.: Wesentliches, Strukturelles, Prinzipielles, Typisches, Gesetzmäßiges, übergreifende Zusammenhänge." (KLAFKI 1985, S.89 f.)

Auch das zeugt wieder davon, daß es wichtig ist, politische Bildung bewußt und geplant durchzuführen.

Es bedarf genauer Vorbereitung und überlegter Arbeitsstrukturen, um das richtige Verhältnis zwischen Allgemeinem und Besonderem zu finden. Das **Exemplarische** kann folgende Ausformungen haben (vgl. KLAFKI 1985, S. 106):

- Es kann sich um das "Beispielhafte" im engen Wortsinn handeln;
- als bestimmter "Typus", der durch einen bestimmten Vertreter repräsentiert wird;
- das Exempel als das Einmalige, Prägnante usw.;
- als Grundmuster unterschiedlicher ästhetischer Formen;
- als "einfache Zweckform" gesellschaftlicher Regulierungen;
- und als historisch-politisch Repräsentative.

Bereits diese Aufstellung verdeutlicht, daß exemplarisches Lernen nicht ein Operieren mit vorgefertigten Schemata ist, sondern daß es sich **wirklich um das Herausfinden und Herausarbeiten des jeweils Spezifischen handelt**. Kriterium dafür muß zum einen die Struktur des behandelten Fragenkomplexes sein, zum anderen aber auch der jeweils bestmögliche Zugang der Kinder.

Hierin liegt eine wesentliche Aufgabe der Bundesorganisation der Roten Falken Österreich. Denn die Auswahl und Aufbereitung des Exemplarischen erfordert viel Wissen, gilt es doch, die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Kinderorientierung herzustellen, und das Exemplarische muß beiden Dimensionen gerecht werden.

4.2. Gruppenarbeit

Das eindeutig **wichtigste Glied** in der Gesamtorganisation der Roten Falken Österreich ist die **Kindergruppe**. Also jene Gemeinschaft, die sich wöchentlich trifft, die miteinander Ausflüge und Zeitlager durchführt und die gemeinsam Aktionen setzt. Alle anderen Gliederungen der Organisation, also Bezirke, Länder und der Bund, müssen ihre Arbeit darauf ausrichten, daß diese wesentlichsten politisch-pädagogischen Einheiten der Falken die nötige Unterstützung bekommen.

Die Möglichkeiten und Anforderungen, die sich diese "festen" und damit (relativ) stabilen Kindergruppen stellen, sind vielfältig. Sie reichen vom Ausgestalten des Gruppenraums über die Durchführung politischer Aktionen bis zur Planung zukünftiger Aktivitäten. Wir meinen, daß sich die Bedürfnisse und Interessen der Kinder in derartigen Gruppen am umfassendsten entwickeln können. Offene Formen der Kinderarbeit, wie Spielfeste, Spiel-

platzaktionen usw. sind für uns Werbe- und Agitationsmittel.

Am Beispiel unserer Zeltlagerkonzeption und deren Veränderung soll gezeigt werden, wie sich derartige Ansprüche realisieren.

4.2.1. Beispiel Zeltlager

Zeltlager waren für die Roten Falken Österreich immer ein wichtiger Bestandteil ihrer Arbeit. Nicht nur wegen des damit verbundenen "Erholungseffekts" bei den Kindern, sondern auch wegen der pädagogischen Möglichkeiten, die ein derart intensives Zusammenleben der Kinder erlaubt.

Zeltlager bieten auch die Möglichkeit, daß Kinder ihre unmittelbare Lebensumwelt für einen begrenzten Zeitraum selbst gestalten und organisieren. Also das geht vom Aufbau der Zelte bis zum organisierten Kochen der Kindergruppen. Das gilt insbesondere für Kleinlager. Für die großen Sommerzeltlager, die stets an die tausend Teilnehmer haben und drei Wochen dauern, stellen sich die Probleme im Konkreten zwar etwas anders - so wird dort nach wie vor zentral gekocht und es gibt Einrichtungen, die nicht erst aufgebaut werden müssen -, aber die Probleme an sich stellen sich nicht anders.

Was allerdings ganz bedeutend ist und was ein Zeltlager für die Kinder so interessant macht, sind die vielen ganz neuen Erfahrungen: die Eltern sind für drei Wochen nicht direkt als Kontrollinstanz anwesend, der Alltag muß solidarisch mit allen anderen Gruppenmitgliedern bewältigt werden, den Kindern werden Verantwortungen für die Gruppe übertragen, neue Freundschaften und sexuelle Kontakte entwickeln sich und werden obendrein nicht verhindert, von zu Hause unterschiedliche Gesetzmäßigkeiten und Regeln müssen beachtet werden, Phantasie und Kreativität werden gefördert.

In dieser Atmosphäre ist es relativ leichter, mit den Kindern aktiv zu werden, mit ihnen an Themen und Aufgabenstellungen heranzugehen.

Seit 1949 gibt es am Kärntner Millstättersee den großen Zeltlagerplatz "Falkencamp Döbriach". Jährlich verbringen dort Kinder aus unterschiedlichsten Ländern drei Wochen ihrer Ferien. Der Platz kann jetzt pro Turnus (jedes Jahr gibt es zwei Turnusse) etwa tausend Kinder aufnehmen. Die Unterbringung der Kindergruppen erfolgt ausschließlich in Zelten. Daneben gibt es noch feste Holzgebäude, in denen zum Beispiel die Sanitätsstation, eine Werkstatt, die Küche, das Campbüro, der Kinderkonsum, das Hobby-

zentrum usw. untergebracht sind. Das Camp verfügt auch über einen eigenen Badeplatz, der etwa fünf Gehminuten vom Campgelände entfernt ist.

Das Falkencamp hat bei der Politisierung der Falken eine ganz entscheidende Rolle gespielt. Denn dort treffen sich immer wieder, zum Beispiel bei Bundeslagern, die aktivsten Falkengruppen und auch die innovativsten Funktionäre. Döbriach hatte auch deshalb in den siebziger Jahren eine derart herausragende Rolle, weil dort die Schwächen der völlig wirklichkeitsfremden Falkenarbeit am deutlichsten sichtbar wurden.

Hier sollen nun die Konzepte zwischen 1977 und 1984 verglichen werden, denn daran kann man sehr viel über die Arbeitsweise und den jeweiligen Ansatz der Falken ersehen.

Döbriach 1977

Das Konzept für den Turnus, das dann auch genauso realisiert wurde, legt exakt fest, was an welchem Tag von wem gemacht werden muß. Die **thematischen Schwerpunkte** wurden mit den Schlagworten "**Bewußter, Kritischer, Solidarischer**" bezeichnet. Das war dann auch das Lagermotto.

Die etwa 1000 Lagerteilnehmer/innen lebten in drei Distrikten. Das bietet sich von der Struktur des Platzes her an und erleichtert auch heute noch vielerlei organisatorische Aufgaben. Im Pädagogischen Konzept für Döbriach 1977/II (also dem 2. Turnus) heißt es unter anderem:

"Die Vorbereitungsphase obliegt dem zuständigen Distrikt, wobei natürlich auch hier schon alle Lagerteilnehmer einbezogen werden. Die Hauptphase sollte vom zuständigen Distrikt ausgehen und alle Lagerteilnehmer auf weiter Basis aktivieren. ... Am Nachmittag nach der Lagereröffnung wird mit der Vorbereitung des Projekttages SOLIDARISCH begonnen."
(RF-Konzept Döbriach 77/II, S. 1)

Als Hauptaktion wurde dazu ein riesiger alter Baumstamm von mehreren hundert Kindern etwa 200 Meter weit transportiert, weil er dort als Blumentrog gebraucht wurde. Dieser Baumstamm liegt übrigens heute noch dort.

Abschließend heißt es im Konzept:

"Wir wissen, daß wir in diesen 3 Wochen die Kinder nicht vollständig verändern können, da wir die Methoden der Umwelt und der Miterzieher nicht wettmachen können. Wir wollen die Kinder auch nicht verunsichern, um sie nach der Lagerzeit in der sogenannten realistischen Welt nicht ins Boxhorn zu jagen. Wir wollen aber mit diesen Aktionen versuchen, einige Schritte auf unserem Weg zur sozialistischen Welt zu gehen."

(RF-Konzept Döbriach 77/II, S. 5)

Irgendwie war alles nicht so klar, die Falken bauten zwar an einer sozialistischen Welt, aber so ganz trauten sie sich (wir uns) dann doch wieder nicht. Und das "vollständige Verändern" der Kinder ähnelt wieder stark dem Konzept vom "Neuen Menschen" mit eindeutig feststellbaren Eigenschaften, die sich nie wieder zu ändern brauchen.

Derartige Konzepte für das Falkencamp Döbriach gab es noch bis zum Jahr 1979, das damalige Bundeslager stellte das Ende und den Höhepunkt dieser äußerst zentralisierten, von den Kindern nur konsumierbaren Herangehensweise dar.

Döbriach 1980-82

Die Zeit von 1980-82 war die Periode des Übergangs/Umbruchs. Es gab in Wirklichkeit kein pädagogisches Konzept. Es wurden politische Themen vorher festgelegt, zum Beispiel Arbeitswelt, Frieden, Sexualität usw. Wie diese Themen umgesetzt werden sollten, blieb unklar.

Döbriach ab 1983

Das Bundeslager 1983 markiert hier einen eindeutigen **Wendepunkt**. Unter dem Motto "**Vorwärts Rote Falken**" wurde das Leben, Spielen und Lernen der Gruppe auf eine andere Basis gestellt. Im Konzept für dieses Zeltlager heißt es:

"Das Bundeslager 1983 der Roten Falken Österreich steht im Zeichen der Kindergruppe. Von ihr sollen alle Aktivitäten, die im Lager durchgeführt werden, ausgehen. Die Kindergruppe ist daher im Sommerlager die wichtigste Einheit."

(RF-Konzept Bundeslager 1983, S.4)

Entscheidend waren damit nicht mehr die Vorbereitungen und die Pläne der zentralen Campleitung, die für ein Kind nie durchschaubar waren, sondern jene Aktivitäten und Aktionen, die die Gruppen durchführten. Es handelt sich dabei um Gruppen, die auch während des Schuljahres eine Falkengemeinschaft bilden und die ein Sommerlager daher auch entsprechend vorbereiten können.

Das Bundeslager '83 wurde begleitend relativ genau beobachtet. Zum einen wurde an alle Kinder ein Fragebogen verteilt, auf dem sie über die Vorbereitung des Lagers berichten konnten und natürlich auch über ihre Erwartungen, Ängste usw. Ein anderer Fragebogen wurde unter den Helfern verteilt und am Ende des Camps bekamen wieder alle einen anderen Frage-

bogen um überprüfen zu können, welche Erwartungen erfüllt worden waren und welche nicht. Zum anderen wurde aus jedem Bundesland eine Gruppe, die meist ausgelost war, drei Wochen lang begleitet um zu überprüfen, wieviele Aktivitäten der Gruppe selbstgeplant waren und welche Aktivitäten Angebote der Landesdelegationen oder der zentralen Campleitung darstellten.

Etwas mehr als die Hälfte der beobachteten Gruppenaktivitäten waren selbstgeplant, vorbereitet und durchgeführt. Wenn bedacht wird, daß die gemeinsamen Großveranstaltungen wie Eröffnungs- und Abschlußfest, das Hopsfest (Disco mit "Anspruch") oder der Tag "Kinder laden Kinder ein" von den Gruppen besucht wurden und daher als Nicht-Gruppenaktivitäten zu Buche schlugen oder das Basteln mit der Gruppe im Hobbyzentrum genauso wie ein Gruppenausflug mit den campeigenen Rädern, dann ist nachzuvollziehen, daß wirklich eine Vielzahl von Aktivitäten von den Kindergruppen und deren Helfern entwickelt und realisiert wurden.

Die inhaltlichen Schwerpunkte lagen im Bundeslager 1983 bei Nicaragua, fast 42% der Gruppen führten in diesen drei Wochen ein Projekt dazu durch, bei Frieden 36% der Gruppen, bei **Arbeitergeschichte** 34% und bei **Faschismus** 32% (RF, Befragungsergebnis Bula 83, S. 8).

Es gab und gibt auch immer einen "Kinderrat". Die gewählten Kindervertreter eines Zeltorfes kommen zusammen, um an der Planung und Abwicklung der Aktivitäten mitzumachen und um ihre Kritiken, Vorschläge usw. einzubringen.

Dabei gab es stets das gleiche Problem. Es bereitet schon nicht wenigen Erwachsenen große Probleme, in diesem "Großbetrieb" Döbriach durchzublicken, erst recht den Kindern. Ein Beispiel: will man in Döbriach eine Veranstaltung mit allen Kindern machen, dann muß das mit den Elektrikern abgeklärt werden, denn diese müssen Lautsprecheranlagen und Beleuchtung aufbauen. Soll es dabei ein Lagerfeuer geben, dann braucht man die Camparbeiter, denn sie müssen das Holz bereitstellen. Soll es etwas zu essen und trinken geben, müssen das die Wirtschaftsleitung und der Koch wissen usw.

1984 versuchten wir, den Kindern die Arbeitsstrukturen des Camps näherzubringen.

"Wir wollen, daß die Mitglieder des Kinderrats alle Bereiche des Lagers aktiv und tätig kennenlernen. Also sie sollen einige Zeit in der Küche, in

der Sanität, in der Wirtschaftsleitung oder auch bei den Campies mitarbeiten. Durch das Erledigen von wichtigen Arbeiten sollen sie die ganze Größe und Vielschichtigkeit des Lagerbetriebes kennenlernen. Wenn man das kennt, ist man auch in der Lage, Entscheidungen für dieses Lager zu treffen." (RF-Konzept Döbriach 1984, Kinderrat)

Gezeigt hat sich, daß drei Wochen Zusammenleben und -arbeit für derartige Vorhaben zu kurz sind. Denn als wir mit viel Streß durchwaren, die Kinder endlich alle Einrichtungen tätig kennengelernt hatten, war das Camp vorbei. Die organisierte Demokratisierung des Gesamtamps ist uns - auf Kinderebene - bis heute nicht gelungen.

4.2.2. Gruppenleiter/in

Wenn wir sagen, daß Falkengruppen die wesentlichste Einheit unserer Organisation sind, heißt das auch, daß die Gruppenleiter (stets auch: Gruppenleiterinnen) einen ganz zentralen Stellenwert für uns haben. Zugespitzt kann man sagen, daß unsere Stärke oder Schwäche von der Stärke/Schwäche unserer Gruppenleiter abhängt.

Von Anspruch her sollen die Gruppenleiter den beiden Elementen "verständnisvoller Helfer" und "anspruchsvoller Partner" gerecht werden (vgl. BRAUN 1984, S.8 ff.), wobei die **konkrete Ausformung** dieses Spannungsverhältnisses natürlich von der jeweiligen Lage der Kinder, vom Entwicklungsstand der Gruppe usw. abhängt.

Im Abschnitt über politische Bildung mit Kindern wurde bereits formuliert, daß es darum geht, die jeweiligen Interessen der Kinder aufzugreifen und sich als Gruppe damit auseinanderzusetzen. Das kann aber nur ein Bereich unserer pädagogischen Arbeit sein, es geht auch darum, daß der **Gruppenleiter die Kinder fordert und damit fördert**; also offen mit neuen, den Kindern unbekanntem oder unbewußten Fragen und Problemen den Kindern gegenüberzutreten (vgl. KLAFKI 1987, S.72 f.). Der Gruppenleiter muß sich daher durchaus auf eine etwaige Auseinandersetzung einlassen. Denn solange derartiges für die Kinder durchschaubar eingebracht wird, also kein Instrumentalisierungsversuch gegeben ist, können solche Spannungen durchaus konstruktiv sein.

Es handelt sich um eine Fehlannahme, wenn manche Pädagogen davon ausgehen, daß die Kinder schon von selbst zu einer bewußten und entwickelten Persönlichkeit heranwachsen. Das andere Extrem ist das Beeinflussen der

Kinder durch die Quasi-Aufforderung, hier dem "Vorbild" Gruppenleiter nachzueifern. Damit nimmt man den Kindern die Möglichkeit, ihren eigenen Weg zu finden, selbst Erfahrungen zu sammeln, sie zu bewerten und sich zu entwickeln. Es wird kaum jemanden geben, der sagt, daß Kinder das sagen und meinen sollen, was der Gruppenleiter sagt und meint, aber beim Gesamtverhalten soll das so sein?

Es gibt bei den Roten Falken eine Reihe von ungelösten Problemen, die durch Gruppenleiter verursacht werden. So sind sie in vielen Fällen zu jung, sind dann (noch) nicht in der Lage, längere Zeit Gruppenarbeit zu machen. Dazu kommt, daß wir das Kinderrecht auf pädagogisch und psychologisch (aus-)gebildete Gruppenleiter nur sehr im Ansatz erfüllen können.

Daher ist es fast logisch, daß oft mit der Kategorie **Erfahrung**, die weder mittel- oder diskutierbar ist, gewerkelt wird. Das bedeutet aber auch, daß so wichtige Entwicklungen innerhalb der Falken blockiert oder zumindest erschwert werden.

4.3. Jahresspiele der Roten Falken

Schwerpunktthemen sind in der Falkenarbeit fast so alt wie die Falken selbst. In den sechziger Jahren wurden die ersten Jahresspiele durchgeführt, dafür war die Grundidee relativ einfach. Aufgaben, die in einem thematischen Zusammenhang standen, wurden im Abstand einiger Wochen oder Monate an die teilnehmenden Gruppen verschickt, die sie dann lösen sollten.

Insgesamt wurden die Gruppen in ein sehr enges Korsett gepreßt, die vorgegebenen Aufgaben mußten/sollten erfüllt werden, da gab es **keine gruppenbezogenen Änderungsmöglichkeiten**. Die Falkengruppen reagierten meist einheitlich, viele meldeten sich zu einem Jahresspiel an, begannen und hörten irgendwann im Laufe des Jahres auf. Mitte der sechziger Jahre passierte es mit dem Jahresspiel "Drei mal drei ist zehn", daß keine der Gruppen das Spiel planmäßig beendete.

Und passend zur Zeit waren diese Jahresspiele auch entsprechend "unpolitisch".

Der erste Versuch einer Antwort war der Übergang zu den sogenannten **Jahresthemen**. Nicht mehr ein enger Spielplan wurde vorgegeben, sondern nur ein **Schwerpunktmotto**, also zum Beispiel: "**Kinder für Frieden und Ab-**

rüstung". Von der Bundesorganisation der Roten Falken wurden nur wenige Materialien (Eindruckplakate, Kleber und Infomaterial) zur Verfügung gestellt. Alle Aktivitäten sollten die Gruppen selbst planen und durchführen.

Der bald erkennbare **Nachteil** derartiger Jahresthemen war, daß die **Gemeinsamkeiten der Falkengruppen immer weiter verlorengingen**. Sogenannte "gute Gruppen" arbeiteten intensiv zu den jeweiligen Themen, "schwache" Gruppen blieben inaktiv.

Nach umfassenden und langen Diskussionen gingen die Roten Falken Österreich zurück zu den **Jahresspielen, Jahresspielen mit neuem Aufbau**, neuen Strukturen.

Politische Bildung bedeutet eine Hinwendung zur Wirklichkeit, die den Kindern in vielen Fällen vorenthalten wird. Das ist auch die Aufgabe der Jahresspiele: den Kindern Einsichten und Erkenntnisse über ihre Lebensumwelt zu ermöglichen, was bei den Jahresspielen 1985 "Die Rote Lok - mit Dampf in die Zukunft" und 1987/88 "D.A.S. macht Spaß" (wobei D.A.S. für "denken, arbeiten, spielen" steht), nicht unmittelbar der Fall ist.

In dieser Konzeption kommt die entwicklungspsychologische Bedeutung des Spielens zum Tragen. In der tagtäglichen Auseinandersetzung mit der Welt stößt das Kind immer wieder auf verschiedene Grenzen. Gerade, wenn wir mit den Kindern politisch arbeiten wollen, passiert es sehr leicht, daß wir in der Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt von ihnen Schritte verlangen, denen sie in dieser Form nicht gewachsen sind. Die Grenzen können von den Kindern real auch nicht beseitigt werden. In der Form des Spielens können nun diese realen Grenzen imaginär überschritten werden. Dadurch können auf dieser "anderen" Ebene Bedeutungszusammenhänge, die persönliche Bedürfnisentfaltung, aber auch Kontroll- und Einflußmöglichkeiten den realen Gegebenheiten und Entwicklungen vorweggenommen werden. Durch das Spiel wird daher Befassung mit der Realität intensiviert, Bewältigung dieser geübt, obwohl man sich eigentlich von ihr abwendet (vgl. BRAUN 1986, S. 242 ff.).

Die "Rote Lok" war nicht nur das Symbol des Jahresspiels 1985. Anlaß war auch das 60jährige Bestehen der Falken. Der Eisenbahnbetrieb diente als Vorlage für den Spielaufbau: Von Station zu Station sollten die Gruppen unterwegs sein, wobei diese Stationen stets Aufgaben bildeten. In ihrer Reihenfolge waren das:

- 1) Geschichte der Arbeiterbewegung, besonders im Bereich der jeweiligen Gruppe;
- 2) Geschichte der Roten Falken Österreich;
- 3) der 1. Mai als Kampftag der arbeitenden Menschen;
- 4) Bundeskindertreffen zu Pfingsten 1985 in Salzburg;
- 5) Solidaritätsaktion mit benachteiligten Menschen in der unmittelbaren Umgebung der Gruppen;
- 6) Internationale Falkenkontakte, IFM-Camp (IFM = Falkeninternationale);
- 7) Internationale Solidarität mit Nicaragua;
- 8) Aktionstage "Gegen Gewalt am Kind".

Gruppen, die sich zum Jahresspiel angemeldet hatten, es waren insgesamt knapp über 200, wurden vom Bundessekretariat der Falken mit den jeweiligen Aufgaben versorgt. Gruppen, die die Station erledigt hatten, mußten ihre Ergebnisse zurück an das Sekretariat schicken und bekamen dafür etwas zu ihrer Zeltlagerausrüstung. So konnte ein einheitlicher Spielablauf sichergestellt werden, zum anderen hatten die Gruppen genügend Freiraum. Zum Beispiel war es ihnen überlassen, ob die Soll-Aktion mit den Benachteiligten in ihrer unmittelbaren Umgebung mit Behinderten, Arbeitslosen oder Obdachlosen durchgeführt wurde.

Die Schwerpunkte werden eindeutig formuliert:

- Deutlichmachung der Verankerung der Roten Falken in der Arbeiterbewegung,
- Belebung des gewählten Prinzips Solidarität,
- Verstärkung der Thematik "Kinderrechte" in der Gruppenarbeit,
- Teilnahme an den Jubiläumsveranstaltungen.

Viele der Kinder und Gruppen haben zu dieser Vorstellung noch keine Erfahrung sammeln können. Die Stationen mit ihren konkreten Aufgaben sollten den Gruppen helfen, einen Einstieg zu finden, auch durch das spielerische Element an bedeutende Wurzeln unserer Arbeit heranzukommen. In Form des Spieles konnten die Kinder auch Zugang zu Menschen und zu Fragestellungen finden, die ihnen vorher verschlossen waren.

Es erwies sich trotzdem als entscheidendes Problem, daß es zu viele Themen in zu kurzer Zeit waren. Die Stationen 3 (Vorbereitung 1. Mai) bis 6 (Internationale Falkenkontakte) liefen zwischen April und Juli 1985. Viele Gruppen ließen dabei Stationen aus, bei anderen ging jeder Freiraum für

die Kinder verloren und nurmehr der ständige Druck des Gruppenverantwortlichen ließ manche Falkengemeinschaften alle Stationen erledigen.

Als ähnlich erwiesen sich die Probleme im Herbst: Die Solidaritätskampagne für Nicaragua. Es wurden Bausteine für ein Kindererholungszentrum verkauft, und die Aktivitäten gegen Gewalt am Kind waren für viele Gruppen völlig neue Themen, und daher war die Zeit zu kurz, um damit eingehend zu arbeiten.

Im Jahresspiel 1987/88 wurden aus den Erfahrungen mit der "Roten Lok" eine Reihe von Schlußfolgerungen gezogen. Angemeldete Gruppen, diesmal sind es etwa 180, brauchen nicht mehr alle Aufgaben zu erledigen. Sie bekamen im Februar 1987 eine Liste von möglichen Themen und Aktionen zugeschickt, aus denen sie bis zu fünf auswählen konnten. Dazu kommen dann noch Aufgaben, die gleichzeitig an alle versandt werden und auch von allen bearbeitet werden sollen. Zu den alternativen Möglichkeiten gehören etwa Umwelt, Frieden, Südafrika, Leseerziehung, Feste und Feiern, Theater usw. Die verbindlichen sind Bundeslager 1987, Kinderrechte und Bundespfingstlager 1988, die aktive Kindergruppe.

Die Materialien zu den einzelnen Aufgaben werden in kleinen Rucksäcken, daher auch "Rucksackspiel" verschickt. Dabei ist auch immer ein "Logbuch", in das die Gruppen ihre Aktivitäten zum jeweiligen Thema eintragen. Die Rucksäcke werden nicht vom Bundessekretariat an die einzelnen Gruppen verschickt, sondern sie gehen immer an vier bis sechs Gruppen in Reihe. Damit entstehen auch Kontakte unter den Gruppen und die zentrale Spielleitung ist trotzdem möglich.

Unsere bisherigen Erfahrungen mit "D.A.S." zeigen, daß die größeren Freiräume und Wahlmöglichkeiten für die Gruppen wesentlich sind. Die Ergebnisse sind vielfältiger und auch stabiler als bei der "Roten Lok".

Bisher zeigt sich, daß die unterschiedlichen Handlungsanforderungen an die einzelnen Gruppen, ihre unterschiedlichen Bedürfnisse/Interessen, die ja von der jeweiligen Lebensumwelt beeinflußt werden, einerseits und die zentralen politischen Anforderungen andererseits durchaus kein unauflösbarer Widerspruch sind.

5. Nachbemerkungen

Immer wieder haben Kämpfer der Arbeiterbewegung als Ziel ihrer Arbeit - das gilt politisch und pädagogisch - den "Neuen Menschen" bezeichnet.

Dieser "Neue Mensch" kann nicht nach bestimmten Eigenschaften festgelegt werden. "Edel, sei der Mensch, hilfreich und gut" beschreibt ihn nicht wirklich, auch das "mutig und nie verzagt" der Falkengebote aus dem Jahr 1926 reicht nicht für eine Charakterisierung aus.

Ein Wunsch- oder Idealbild zu konstruieren ist falsch, vor allem auch in der Kinderarbeit. Eine Zielvorstellung im Kopf der Erzieher, egal ob explizit formuliert, unbewußt oder durch das eigene Verhalten vorgelebt, heißt letztendlich, dem zu Erziehenden einen fremden Willen aufzuzwingen und ihn nicht den eigenen Weg suchen und gehen lassen.

Es gilt, daß die pädagogische Freiheit ein Teil der politischen Freiheit ist. Und gilt es letztere erst zu erkämpfen, so gilt es diese Auseinandersetzung auch gleichzeitig um die pädagogische Freiheit zu führen und weitestgehend zu verwirklichen.

Wie kann die Sozialistische Erziehung den "Neuen Menschen" wirklich beschreiben?

"In wirklichkeit ist der neue mensch der alte mensch in einer neuen situation, d.h. derjenige alte mensch, der den neuen situationen am besten gerecht wird, den die neuen situationen nach vorne treiben, ist das neue subjekt der politik."

So kennzeichnet Bertolt Brecht den "Neuen Menschen". Und so kann diese Festlegung passieren. Nicht eine Zielvorgabe, die unbedingt erreicht werden muß, wird fixiert, sondern die Anforderung, die es zu bestehen gilt.

Das große Ziel, das es zu erreichen gilt, ist, die bestmöglichen Entfaltungs- und Entwicklungsmöglichkeiten aller Individuen zu gewährleisten. Also die Allgemeininteressen der Menschen zu verwirklichen suchen. Dazu sind nicht nur breite Bündnisse und mächtige Bewegungen nötig, dazu braucht es auch Organisationen, die konstant und stabil die Interessen der Menschen vertreten. Historisch und aktuell politisch war und ist das seit über hundert Jahren im Besonderen die Arbeiterbewegung, politisch und gewerkschaftlich. Die Arbeiterbewegung bietet im Kampf um Allgemeininteressen, die unter den Beschränkungen der Klassenherrschaft stattfinden, eine besondere Lebensperspektive: nicht nur politischen Sinn, sondern eben auch subjektiv.

Trotz all ihrer Deformierungen und Verkümmierungen ist das Sich-Einbinden in die Arbeiterbewegung daher ein ganz wesentlicher Schritt in der individuellen Entwicklung des je Einzelnen. Das gilt auch für die Roten Falken als Teil der Arbeiterbewegung.

Wir wollen nicht nur Kindern die eine oder andere Einsicht vermitteln, das wollen andere Kinderorganisationen auch, wir meinen, daß durch das Sich-Einbinden in eine Organisation der Arbeiterbewegung eine Lebenssicht und Lebenshaltung entsteht, die wichtig für die weitere Entwicklung des Kindes, des Jugendlichen, ja des Menschen insgesamt ist.

Literatur

- BINDEL, Jakob (Hg.) "75 Jahre Kinderfreunde 1908-83", Wien 1983.
- BRAUN, Karl-Heinz "Genese der Subjektivität", Köln 1982.
- BRAUN, Karl-Heinz "Pädagogische und politische Aufgaben einer sozialistischen Kinderorganisation", unveröffentlichtes Manuskript, Wien 1984.
- BRAUN, Karl-Heinz "Umriss einer pädagogischen Theorie des Spiels", in: Behindertenpädagogik, H. 3/1986.
- ENGELS, Friedrich "Die Lage der arbeitenden Klasse in England", in: MEW 2, Berlin (DDR) 1983.
- FALKENBUCH Das rote, Wien 1985.
- HOLZKAMP, Klaus "Individuum und Organisation, in: Forum Kritische Psychologie 7, Berlin (West) 1981.
- HOLZKAMP, Klaus "Was kann man von Karl Marx über Erziehung lernen?" in: Demokratische Erziehung 1/1983 a, Köln.
- HOLZKAMP, Klaus "Grundlegung der Psychologie", Frankfurt/Main 1983 b.
- JAHODA, LAZARSELD, "Die Arbeitslosen von Marienthal", Frankfurt/Main ZEISEL 1980.
- JUNG, Horst-Wilhelm / v. STAHR, Gerda "Die neue historische Qualität", in: dieselben, "Historische Friedensforschung und historisches Lernen", Marburg/Lahn 1986.

- KANITZ, Otto Felix "Das proletarische Kind in der bürgerlichen Gesellschaft", Frankfurt/Main 1974.
- KLAFKI, Wolfgang "Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik", S. 87-107, Weinheim und Basel 1985.
- KLAFKI, Wolfgang im Gespräch mit K.-H. BRAUN und E. REICHMANN, "Nachfragen an die kritisch-konstruktive Erziehungswissenschaft", in: Jahrbuch für kritische Erziehungswissenschaft 1/87, Marburg/Lahn 1987.
- KOTLAN-WERNER, Henriette "Otto Felix Kanitz und der Schönbrunner Kreis", Wien 1982.
- PERNHAUPT, Günter/
CZERMAK, Hans "Die gesunde Ohrfeige macht krank", Wien 1980.
- THOMPSON, P. Edward "Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse", 1. Band, Frankfurt/Main 1987.
- UITZ, Helmut "Die österreichischen Kinderfreunde und roten Falken 1908-1938", Wien und Salzburg 1975.

Karl-Heinz Braun, Joseph Dehler „Praxisorientierung“: Allheilmittel zur Anpassung und zur Befreiung? Hochschulpolitische Aspekte des Theorie-Praxis-Verhältnisses und Ansätze zur Überwindung eines marktgerechten Studiums

1. Geblendet und gekauft oder: "Du glaubst zu schieben, aber du wirst geschoben"
2. Was wollen die Großunternehmer
3. Das Primat der Berufspraxis überwinden. Oder: "Der eine fragt: Was kommt danach? Der andere fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht"

Es scheint in der Hochschulpolitik z. Z. doch wieder einen klassen- und fraktionsübergreifenden Konsens zu geben: die **Praxisorientierung**. Alle, fast alle beklagen daß, ihr zu wenig Bedeutung beigemessen wird, daß sie vernachlässigt wird und daß dieser Mangel eine wesentliche Ursache für die schwierige Stellensuche, für komplizierte, konflikt- und krisenreiche Einarbeitungszeiten ist, manchmal auch Grund für Anpassungstendenzen im Beruf auch bei denjenigen, die während des Studiums gesellschaftskritisch und engagiert waren. Was steckt hinter solchen Auffassungen, welches sind die Positionen derjenigen, die am Gedanken des wissenschaftlichen und pädagogischen Fortschritts festhalten? Dazu wollen wir einige Anmerkungen machen.

1. Geblendet und gekauft oder: "Du glaubst zu schieben, aber du wirst geschoben" (GOETHE)

An den Hochschulen gibt es nicht wenige, die in Verblendung ihrer eigenen Wahrnehmung längst gekauft, aber mit dem festen Glauben an die real entfaltbare "Pflege und Entwicklung der Wissenschaft und Künste durch Forschung, Lehre und Studium in den Hochschulen" sowie mit der Überzeugung, das Prinzip der Freiheit von Forschung, Lehre und Studium sei umfassend einzulösen (vgl. Hochschulrahmengesetz, § 2 und 3; Grundgesetz, Art. 5), in eine hoffnungsvolle Zukunft blicken.

Wissenschaft, Lehre und Studium in "**gesellschaftlicher Verpflichtung**" zu gestalten, fällt angesichts einer mehr und mehr ausartenden kapitalorientierten Wissenschafts- und Hochschulpolitik nicht leicht; in den Hochschulgesetzen noch nachlesbar, verkommt dieser Grundsatz allmählich aber sicher zur Maskerade, wenn der Widerstand nicht größer wird.

Gesellschaftliche Verantwortung, ein hehrer Anspruch: Können wir ihn noch einlösen, ist er uns nicht längst entrissen; besetzt von Wirtschaft, Politik und den "Zulieferfirmen" (wie Wissenschaftsrat), die mit dem einzigen Ziel, die "Vormachtstellung" der Bundesrepublik Deutschland auf dem Weltmarkt zu erhalten, einen ungeheuren Druck auf die Hochschulen entfaltet, mit noch größerer Effektivität wissenschaftlich-technisches und marktgerechtes Wissen zu produzieren?

Immer unverfrorener macht sich die herrschende Politik daran, das Geschäft für die Wirtschaft zu betreiben.

"In einem gesellschaftlichen Klima wachsender Aufwertung von kapitalnahen Positionen verweben sich die verbandsgebundenen Positionen der Arbeitgeber und die konservative Regierungspolitik zu einem Netzwerk, das die Tragfähigkeit und die Durchsetzung einer Bildungspolitik im Kapitalinteresse absichert." (DOBISCHAT/NEUMANN 1987, S. 7)

Ökonomische Notwendigkeiten und die Differenzierung des Arbeitsmarktes übertragen sich auf die Hochschulen: Abhängigkeiten in der Forschung von Drittmitteln und damit verbundene Einflußsteuerung des Kapitals, Einschränkung der Forschungsgegenstände durch staatliche Sondermittel, Befreiung der Forschung von Öffentlichkeitskontrolle, ja Legitimation von Geheimforschung kennzeichnen den Hochschulalltag.

Technologieberatungsstellen und -parks sowie WB-Einrichtungen schießen wie Pilze aus dem Boden, die Differenzierung an den Hochschulen (Elitebildung, Auswahlverfahren) wird vorangetrieben, Studienzeiten sollen verkürzt, die Studienkontrolle verstärkt, Zwischenprüfungen flächendeckend eingeführt werden.

Studienkosten werden individualisiert; Statusdenken, Selektion, Leistungsdruck, Hierarchisierung, Wettbewerb und Entsolidarisierung nehmen zu; der Ausschluß schwacher Studentinnen und Studenten wird bewußt in Kauf genommen.

Traditionelle Studiengänge werden technologisch angepaßt und kapitalorientierte Aufbaustudiengänge und -schwerpunkte eingerichtet.

Gleichzeitig werden die sozialwissenschaftlichen Studiengänge abgebaut bzw. versucht, sie zur **Akzeptanzforschung** umzufunktionieren - zur ideologischen Absicherung teilweise menschenbedrohender und -verachtender Technologien. Darüber hinaus und damit verbunden werden Schutzrechte der Mitarbeiter eingeschränkt, Beschäftigungsverhältnisse privatisiert, Mitbestimmungsrechte der Studenten und Mitarbeiter abgebaut und im Gegenzug Privilegien von Professoren gestärkt.

Alles in allem eine offensichtliche, ja offenbarte Politik im Interesse des Kapitals.

Die dringend notwendige Zusammenarbeit der Hochschulen wird für unwichtig erklärt, einen auf Vereinheitlichung der Hochschulorganisation hin angelegter, der Kooperation und dem Austausch der Wissenschaftsdisziplinen dienlicher Gesamthochschul-Typ wird es nicht mehr geben.

Hochschultypen und -studiengänge frei von diesen Zwängen gibt es nicht mehr, es sei denn, sie werden noch zur Legitimation eines "öffentlichen" Hochschulausbildungssystems benötigt und können nahezu kostenarm mitgetragen werden.

In die Gesamthochschulen sollten nach dem 1976 verabschiedeten Hochschulrahmengesetz (HRG) auch die Fachhochschulen aufgehen.

Das dies nicht so wird - und auch schon in den letzten acht Jahren hatte eigentlich niemand mehr damit gerechnet - hängt ganz entscheidend mit der bereits zweckdienlich geleisteten praktischen Arbeit der Fachhochschulen für die Wirtschaft und von ihr anerkannt, zusammen. So sind 60% aller Ingenieure in der Wirtschaft in Fachhochschulen ausgebildet worden.

Die Fachhochschule ist eine entsprechend den Anforderungen des Kapitals - nicht belastet mit schwerfälligem Traditionsgeballen - wendige, flexible, auf Praxisnähe angelegte, regional gut nutzbare "hohe Schule der Praxis" (so auch der ehemalige bayrische Kultusminister MAIER; vgl. dazu auch SCHNEIDER, 1987, S. 35 ff.).

Berufsorientierung des Studiums, kürzere Studienzeiten und damit die Hervorbringung von kritischem Ballast nahezu "befreiter" Absolventen zeichnet sie aus, bzw. soll sie besonders auszeichnen, wenngleich zum Beispiel im Hessischen Hochschulgesetz (HHG) für alle Hochschulen gleichverpflichtend ist, "die Bedürfnisse der beruflichen Praxis und die notwendigen Veränderungen in der Berufswelt (ständig) zu überprüfen und weiterzuentwickeln" (§ 51, I). Auch die Studienreform "soll insbesondere ... gewährleisten, daß die Studieninhalte im Hinblick auf die Veränderungen in der Berufswelt den Studenten bereits berufliche Entwicklungsmöglichkeiten eröffnen" (§ 51, II, Nr. 1).

Während ursprünglich Handlungs- und Anwendungsbezogenheit im tertiären Bereich auf die klassischen Disziplinen Jura und Medizin beschränkt waren und mit dem Beginn der Industrialisierung auf naturwissenschaftliche Disziplinen erweitert wurden, werden heute in Wirtschaft und Technik wesentlich mehr als früher Akademiker gebraucht, "die nicht nur gelernt haben, 'Denkprobleme' zu meistern, sondern auch in der Lage sind, Probleme der Praxis, 'Handlungsprobleme' im Rahmen einer spannungsreichen sozialen Umwelt, zu lösen". (JASCHKE, 1980, S. 97) Hingegen waren die Geisteswissenschaften im Kontext des humanistischen Bildungsideals bewußt berufspraxislos.

Zur Gründung der Fachhochschulen war wohl ausschlaggebend, daß die Universitäten nicht bereit und auch nicht in der Lage waren, den geforderten Praxis- (meint Berufspraxis-)bezug herzustellen und sich dem Tätigkeitsfeld des Beschäftigungssystems umfassend zuzuwenden. Darüber hinaus erfüllten und erfüllen sie ihre Aufgabe wesentlich kostengünstiger als die Universitäten. In Erwartung zurückgehender Studentenzahlen und im Zusammenhang mit dem auf Wettbewerb hin angelegten Hochschulsystem wird inzwischen auch von Universitätsrepräsentanten internalisiert, daß die Hochschulen lernen müssen, "schnell und flexibel auf inhaltliche Bedürfnisse definierter Abnehmerkreise einzugehen und aktiv auf Veränderungen am Arbeitsmarkt zu reagieren". (BÖHME, 1986 S. 6)

Nachdem wir bisher einige Positionen zur aktuellen staatlichen Hochschul- und Wissenschaftspolitik dargestellt haben, ist nun zu fragen, welche inneren Hauptwidersprüche in diesem Konzept liegen; wir heben zwei hervor:

a) Der zentrale Orientierungspunkt, die Berufspraxis, wird erstaunlich wenig inhaltlich gefüllt. Es ist unklar, wie eine Berufsqualifikation in der Techniker Ausbildung, der Wirtschaftler Ausbildung, der Sozialarbeiter Ausbildung usw. aussehen soll, die unmittelbar nützlich und zugleich flexibel ist, ob es zwischen den verschiedenen Arten und Stufen der Anpassung in einem Berufsleben (das immerhin ca. 30 Jahre dauert) eine innere Kontinuität gibt oder geben soll und wie diese ggf. entwickelt werden kann, oder ob diese Anpassungsprozesse über den "Austausch" von Personen via Arbeitslosigkeit vonstatten gehen soll. Dieser Widerspruch von unmittelbarer Nützlichkeit und Flexibilität wird nochmals dadurch verschärft, daß gerade die Fachhochschulen sich an die Markterwartungen der mittelständischen Wirtschaft in der Region an die Verwertungsbedingungen des regionalen mittleren Kapitals anpassen sollen. Der eigentliche Widerspruch liegt darin begründet, daß Berufspraxis weitgehend isoliert, abgelöst von den anderen Praxisformen, von den übergreifenden Praxiszusammenhängen betrachtet wird, obwohl sie real mit diesen zwingend verbunden ist.

b) Obwohl die Funktionalisierung von Hochschule und Wissenschaft für die Wirtschaft unübersehbar ist, gibt es dennoch immer wieder den Versuch, sie nicht gänzlich darauf zu reduzieren, ihr einen nichtfunktionalisierbaren "Überschuß" als inhärentes Moment zu gewähren, ja ihn wohl für unverzichtbar zu halten. Dafür werden aber keine Gründe hervorgebracht, weder eigenständige noch solche, die in einem immanent verständlichen Zusammenhang mit den funktionalistischen stehen¹.

Es ist keineswegs so, daß diese Probleme und Widersprüche nicht von Teilen des Kapitals, vom großen Kapital gesehen würden. Wie gehen sie damit um?

1 Auch Jürgen HABERMAS hat auf diesen Widerspruch in seiner Rede aus Anlaß des 600-jährigen Bestehens der Heidelberger Universität hingewiesen (vgl. HABERMAS, 1987, S. 76 ff.).

2. Was wollen die Großunternehmer?

Die Wirtschaft nutzt jede Gelegenheit, ihre Interessen an **berufspraktischen** Inhalten in der wissenschaftlichen Berufsausbildung deutlich zu machen, ob in der Westdeutschen Rektorenkonferenz, der Fachhochschul-Rektorenkonferenz, bei den regierenden Parteien, im Wissenschaftsrat, auf einschlägigen Tagungen und Seminaren.

So fordern sie zum Beispiel die Beibehaltung der Differenzierung des Hochschulsystems, um der Berufsfehlentwicklung entgegenzuwirken; sie beklagt fehlende Mobilisierung und Flexibilisierung, mangelnde Einschätzung der Berufschancen und Arbeitsmarktentwicklung; ungenügende Kenntnisse der Berufs- und Arbeitswelt sowie die fehlende Vermittlung moderner Management-Methoden zur Problemlösung und Entscheidungsfindung.

Erhebliche Mängel aus der Sicht eines Unternehmers stellt MERKEL bei den überfachlichen Fähigkeiten fest.

"Hierzu gehören die kognitiven Fähigkeiten, wie Probleme in ihrer Bedeutung zu erkennen und in Zusammenhänge einzuordnen. Zu lernen, daß das Gelernte auf eine andere Situation anzuwenden und analytisch, kritisch und schöpferisch zu denken. Auch die sozialen Fähigkeiten zu diskutieren, Teamarbeit, Koordinationsfähigkeit, mit Menschen umzugehen, Mitarbeiter zu führen und zu motivieren, zu verhandeln und zu überzeugen, sowie soziale Probleme im Unternehmen zu erkennen und Lösungen anzubieten." (M. MERKEL, S. 69 f.; vgl. auch W. HEMPEL, S. 41, beides in Studienreform ..., o.J.)

Gefordert werden die Einbeziehung realer Wirtschaftsprobleme in die Studieninhalte, sozusagen anwendungsbezogenes Grundwissen als "Handwerkszeug".

Der Hochschulabsolvent soll das gelernte Fakten- und Methodenwissen auf Probleme in der täglichen Praxis reibungslos anwenden können, wobei in der grundständigen Ausbildung nicht so sehr spezialisiertes Wissen gefordert wird, sondern oben genannte Qualifizierungseigenschaften zur vielseitigen Einsetzbarkeit.

Dabei wird Wert darauf gelegt, daß der Hochschulabsolvent betriebliche Probleme mit wissenschaftlichen Methoden bearbeiten, aber auch ihre praktische Relevanz erkennen kann (F.-H. HIMMELREICH, S. 14, in: Studienreform ..., o.J.). Von der Wirtschaft wird festgestellt, daß Akademiker bei der Lösung betrieblicher Aufgaben oft unterfordert und bei der Lösung praktischer Probleme überfordert sind - besonders in kleineren und mittle-

ren Betrieben (F.-H. HIMMELREICH, S. 11, in: Studienreform ..., o.J.).

MERKEL, Vorsitzender der Geschäftsführung der Robert-Bosch-GmbH, Stuttgart, verwirft eine zu enge Sachausbildung und stellt "Bildung vor Ausbildung". Für ihn stellt sich die Alternative **zweckfreie Bildung** oder **berufsgerechte Ausbildung** nicht. Seiner Ansicht nach ist Bildung in größerem Zusammenhang menschlicher Bezüge zu gestalten und die Erfahrungen vorangegangener Generationen zugrunde zu legen. Die Ausübung eines Berufs könne über das materielle Minimum hinaus hinreichende Lebenserfüllung sein, "wenn die Vorbereitung auf diesen Beruf besonders war - und wenn Sinngebung gelänge" (MERKELE, 1983, S.59). Er geht davon aus, "daß nicht derjenige mit den Lebensproblemen der Zukunft am besten fertig wird, der das meiste Wissen hat, sondern derjenige, der am besten gelernt hat, wie man mit dem Wissen fertig wird. Derjenige also, der die Verfahren zur Verarbeitung und zur Aufbewahrung von Wissen beherrscht. Kurz derjenige, der nicht dem Stoff unterlegen ist, sondern über dem Stoff und über den Methoden steht". (ebd., S. 61 f.)

Wollen wird noch vor Wissen und Können gestellt. Nur derjenige, so MERKEL, wird mit dem technischen Wandel fertig, wer ihm vorausgeht. Hierzu brauche er Vorstellungsgabe, Sinn für Zahl und Dimension, Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit.

Akademische Mitarbeiter sind nicht nur für den engeren Bereich der Technik gefordert, sondern als Vorgesetzte mit "Überzeugungskraft und Führungsgabe", mit Verständnis für Zusammenhänge und der Fähigkeit zum teamorientierten Denken.

"Daraus entsteht die Vision eines Kanons, in dem Fähigkeiten einen höheren Rang haben als Kenntnisse, in dem Eigenschaften wichtiger sind als Fähigkeiten, in dem der Generalist mehr gilt als der Spezialist, in dem Charakter vor Wissen steht" (ebd., S.59).

Selbstkritische Reflexion, nicht nur Anpassung an Vorgefundenes ist im Unternehmen gefragt (vgl. W. HEMPEL, S. 45, in: Studienreform ..., o.J.).

Oft hat man den Eindruck, daß sich die Repräsentanten der Hochschulen und Fachbereiche sowie Professoren immer noch im Glauben wiegen, die Wirtschafts-Praxis suche vor allem Mitarbeiter, die den Betriebsrealismus aufrechterhalten.

Es kommt für das große Kapital eben gerade nicht darauf an, "auf Teufel komm raus" **unreflektierte Praxis** ins Studium zu transportieren. Vielmehr müssen Hochschulabsolventen in der Lage sein, phantasievoll und kreativ den Markt zu überblicken und zu gestalten, damit letzten Endes die "Bilan-

zen" stimmen. Keineswegs gefragt ist ein auf Betriebsrealität eingeschränktes Verständnis von Praxisorientierung.

Darüber hinaus wird der Lernort "Betrieb" zunehmend bedeutungsvoller, da dort die technischen Innovationen stattfinden (vgl. DOBISCHAT/NEUMANN, 1987, S. 7) und die Hochschulen ausstattungsmäßig nicht konkurrieren können. Dies macht nicht nur Praktika im Betrieb sinnvoll, sondern verstärkt zunehmend auch die Abhängigkeiten der Hochschulen.

Die Großwirtschaft hat keinerlei Probleme damit, die Absicherung ihrer internationalen Wettbewerbsfähigkeit und die effiziente Verwendung volkswirtschaftlicher Bildungsressourcen mit dem Anspruch des Steuerzahlers, die bereitgestellten Ausbildungsmöglichkeiten so effizient wie möglich zu nutzen, zu begründen (vgl. z. B. MERKEL, S. 68, in: Studienreform ..., o.J.) und damit die Bedingungen gesellschaftlicher Ressourcen für sich zu vereinnahmen. So sollen Akademiker ausgebildet werden, "die bereits in ihrer Ausbildung die Orientierung an sogenannten Praxiszweigen gelernt haben" (ebd.). - Alle menschlichen Ressourcen zu den jeweiligen Marktbedingungen verfügbar zu machen, ist das Ziel - auch der Hochschulausbildung (vgl. dazu auch WEICK, 1987, S. 8 f.).

Eines dürfte deutlich geworden sein: Die vom großen Kapital dominierten Arbeitgeber- und Unternehmerverbände verfolgen eine weiterreichende Wissenschafts- und Hochschulpolitik als die einer direkten Anpassung an unmittelbare Verwertungsinteressen; sie stellen zunächst einen Bezug her zwischen kurz-, mittel- und langfristigen Verwertungstendenzen einerseits und darauf beruhenden Erwartungen an die Wissenschafts- und Hochschulentwicklung andererseits. Sie können so einer Reihe von Verkürzungen entgegen, wie wir sie in Pkt. 1. dieses Beitrages offengelagt haben. Damit wird der Widerspruch einerseits zwischen Berufspraxis und gesellschaftlicher Praxis und andererseits zwischen funktionalen und überfunktionalen Qualifikationen auf eine höhere Stufe gehoben, aber er wird nicht gelöst. Denn lösbar würde der erste Widerspruch erst, wenn die übergreifende gesellschaftliche Praxis, in die Berufspraxis immer eingelagert ist, als **historische Praxis**, von den Menschen gemachte, durch sie gestaltete, damit auch durch sie qualitativ veränderbare Praxis begriffen würde; als Praxis, die grundsätzlich über die Verwertungsinteressen hinausgeht. Und dann ständen auch funktionelle und überfunktionelle Qualifikationen nicht mehr nebeneinander, sondern ihre Differenz und Widersprüchlichkeit würde aufgehoben im Ziel

einer umfassenden Humanisierung der menschlichen Lebensverhältnisse.

Die gewiß z.T. weitreichenden Unternehmerstrategien lassen sich auf die knappe Formel bringen: **Modernisierung ja, Demokratisierung** eher nein und nur wenn sie der Modernisierung nicht im Wege steht. Die Alternative lautet: Demokratisierung ja, Modernisierung nur dann, wenn sie einen Beitrag zu Demokratisierung leistet (vgl. dazu auch DEHLER, 1985). Was das bedeuten kann, wollen wir in einem dritten Argumentationsschritt erläutern.

3. Das Primat der Berufspraxis überwinden. Oder: "Der eine fragt: Was kommt danach? Der andere fragt nur: Ist es recht? Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht" (STORM)

Aus unseren bisherigen Überlegungen dürfte schon deutlich geworden sein: Unverzichtbar ist auch für eine auf kritische Umsicht und Emanzipation gerichtete wissenschaftliche Ausbildung, daß ihre Absolventen am Arbeits- und Produktionsprozeß orientiert werden und Chancen, einen Beruf auszuüben, haben.

"Auch der unter den Bedingungen entfremdeter Arbeit entstandene Charakter, die Gesamtheit der 'Arbeitstugenden' von Fähigkeit zu Kooperation bis zur Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Verantwortung, ist nicht nur Ausdruck der Herrschaftsverhältnisse, unter denen dieser ausgebildet wurde. Er ist zugleich auch in einer sich selbst bewußten Form eine kulturelle Leistung, die die Aufhebung von Herrschaft, das Heraustreten des Menschen aus seiner bisherigen Geschichte erst möglich macht" (WEICK, 1987, S.11).

Es ist notwendig, den Widerspruch zwischen **Anpassungsnotwendigkeiten** und **Befreiungsmöglichkeiten** im Rahmen des Theorie-Praxis-Verhältnisses auszuhalten und zu bewirken, daß dabei die fließende Grenze zwischen Existenzsicherung, notwendig menschlicher Tätigkeit und Aufhebung von Fremdbestimmung, Unterdrückung und Ausbeutung zugunsten der Realisierung wahrhaft menschlicher Bedürfnisse verschoben wird. Wie dies geschehen kann, wollen wir an vier Aspekten erläutern:

a) Damit die konservative wie ultralinke Gleichung "Wissenschaft im Kapitalismus = kapitalistische Wissenschaft" (vgl. SANDKÜHLER, 1980, S.37) in ihrer Verkürzung überhaupt deutlich wird, bedarf es einer Rückbesinnung auf das **eigentliche Humanisierungspotential** der Wissenschaften.

Dieses resultiert aus der prinzipiellen Fähigkeit der Menschen, ihre Geschichte zu gestalten und zwar bewußt. Dieses Vermögen ist nicht primär ein individuelles, sondern ein gesellschaftliches: Die Geschichte der Menschheit ist auch die Geschichte ihrer Selbstverständigungsversuche, der Bemühungen, die **Erfahrungen** bei der Anwendung der Naturgesetze und der Regelung der sozialen Beziehungen zu sichern, sie zu verallgemeinern, sie der systematischen Reflexion zuzuführen und auf diesem Wege **Theorien** zu konzipieren und **Weltbilder** zu entwerfen. Wissenschaft ist unselbständiges Teilmoment der gesellschaftlichen Bewußtseinsprozesse und wie diese in letzter Instanz an den gesellschaftlichen Arbeitsprozeß gebunden. Sie bezieht sich aber auf diesen nicht kontemplativ und affirmativ, sondern eingreifend und kritisch. Das System der Wissenschaften spiegelt also die Welt nicht einfach nur wider, sondern es kann und muß vorwegnehmen, was es noch nicht gibt, aber geben kann und sollte ("Vorspiegelung") und auf dieser Grundlage zurückwirken auf den Arbeits- und Lebensprozeß ("Rückspiegelung"), um ihn in diesem Sinne immer mehr zu humanisieren, um ihm immer mehr ein menschliches Antlitz zu verleihen. **Subjekt** dieser Umgestaltungen ist in homogenen Gesellschaften die gesamte Gesellschaft/Menschheit, in Klassengesellschaften sind es die jeweiligen Klassen und Klassenbündnisse (womit schon angedeutet ist, daß es zwischen Wissenschaftsfortschritt und sozialer Befreiung zu bedeutsamen Ungleichzeitigkeiten kommen kann, gerade heute, wo Wissenschaft nicht nur Produktivkraft, sondern zu einem beträchtlichen Teil auch Destruktivkraft ist). Der Ort, an dem sich die Subjekte zeigen und die Wissenschaft sich letztlich zu bewähren hat, ist die **gesellschaftliche Praxis** (vgl. dazu auch SANDKÜHLER, 1973, S. 375 ff.).

b) Diese Funktionsbestimmung der Wissenschaft impliziert eine Konkretisierungsaufgabe, nämlich zu klären, **wie** die Bedürfnisse der Bevölkerungsmehrheit sich **heute** ausgestalten, wie in ihnen der Anspruch artikuliert wird nach Gestaltung der eigenen Praxis, der eigenen Geschichte. Die damit angesprochene Frage nach dem **Bedürfnisbezug** wissenschaftlichen Arbeitens läßt sich verknüpfen mit der Diskussion dessen, was - eher fehlleitend - in den letzten Jahren als "Wertewandel" bezeichnet wird: Daß es nämlich **ganz** offensichtlich neue Elemente im Selbstverständnis, in der Lebensorientierung, in der politisch-kulturellen Bedürfnisartikulation gibt. Diese Veränderungen in der gesellschaftlichen und individuellen Subjektivität resultieren aus Veränderungen in der Sozial- und Klassenstruktur; die wichtigsten sind (vgl. dazu DEPPE, 1985, Kap. 4.1):

- Die Zahl der Selbständigen geht laufend zurück.
- Der quantitative Umfang der Lohnabhängigen, also derjenigen, die vom Verkauf ihrer Ware Arbeitskraft im wesentlichen leben, nimmt weiter zu; d.h. der Status der Lohnabhängigkeit verallgemeinert sich gesamtgesellschaftlich immer mehr.
- Auch der Umfang der Arbeiterklasse (worunter alle diejenigen gefaßt werden, die ihre Ware Arbeitskraft nur zu den Bedingungen des Warenverkehrs, also ohne soziale Privilegien, verkaufen) nimmt ebenfalls zu.
- Es kommt zu wichtigen Verschiebungen innerhalb der Arbeiterklasse: Ihr Kern in der materiellen Großproduktion nimmt ab, die Schichten "um den Kern" in den Dienstleistungsbetrieben nehmen zu. In Verschiebungskriterien ausgedrückt äußert sich dies darin, daß der Anteil der Arbeiter abnimmt und der der kleineren und mittleren Angestellten und Beamten zunimmt.
- Der Umfang der lohnabhängigen Intelligenz (sie verkauft ihre Ware Arbeitskraft unter Einfluß sozialer Privilegien) nimmt weiter zu (2).

Diese Veränderungen in der Klassen- und Sozialstruktur sind Ausdruck umfassender Umstrukturierungen der gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozesse, in deren Zusammenhang sich auch das Verhältnis der Lohnabhängigen zur gesellschaftlichen Arbeit in fünffacherweise verändert hat (vgl. dazu DEPPE, 1985, S. 227 ff., bes. S. 233 ff.):

- Der Einsatz der neuen Techniken bringt für bestimmte Gruppen eine Höherqualifizierung, für andere eine Dequalifizierung mit sich; auf die eine oder andere Art wächst die Gefahr erhöhter Isolation.
- Zwar nimmt insgesamt die Wochenarbeitszeit ab und die der Freizeit zu, gleichzeitig aber werden die Arbeitstätigkeiten z.T. körperlich, besonders aber psychisch immer belastender.
- Die Lebensarbeitszeit nimmt insgesamt ab.
- Durch die Massenarbeitslosigkeit werden immer mehr Menschen immer länger zwangsweise aus dem Arbeitsprozeß ausgeschlossen.
- Gerade für viele Jugendliche gibt es keine direkte Verknüpfung ihrer Lebensperspektiven mit einer Berufstätigkeit (generell bzw. einer speziellen); zugleich wird der Einstieg ins Berufsleben durch verlängerte Ausbildungszeiten biographisch immer später vollzogen.

Die Gesamttendenz zielt auf eine **neue** Bestimmung des Verhältnisses von **Arbeit und Kultur**; damit wird subjektiv realisiert, was sich objektiv schon

2 So anregend die Überlegungen von HABERMAS (1987) sind, so sehr hängen sie doch "in der Luft", weil in ihnen die Frage nach der Klassenlage der Intelligenz heute nicht gestellt wird. Anders als noch vor einem halben Jahrhundert braucht die überwiegende Mehrheit der Intelligenz nämlich keinen "Klassenverrat" (G. LUKACS) zu begehen, um sich an die Seite der Arbeiterklasse zu stellen, denn ihre **Haupt**-Interessen (also: nicht alle) stimmen mit ihr überein (und zwar aufgrund des Prozesses **wechselseitiger** Annäherung).

seit einiger Zeit vollzogen hat: Ein immer engeres Zusammenwachsen von Produktions- und Reproduktionsprozessen. Dadurch entstehen jene neuen Elemente in der Subjektivität der Lohnabhängigen, die mit "Wertewandel" nur sehr vage erfaßt werden. Denn es handelt sich hier um eine Ausweitung und Vertiefung der Lebensansprüche, die über Arbeit(splatz) und Lohn(höhe) hinausgehen und die Bereiche Bildung, Erziehung und Ausbildung, physische und psychische Gesundheitsvorsorge (auch und gerade im Alter), Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen, Distanzierung von der Kulturindustrie und ihren massenmedialen Freizeitangeboten bei gleichzeitiger Förderung basis-kultureller Initiativen, Erprobung neuer Formen zwischenmenschlicher, gleichberechtigterer Beziehungen. In alledem ist das Bemühen zu sehen, die Diskrepanz zwischen den auf individuelle und gesellschaftliche Humanisierung drängenden Bedürfnissen und den Mitteln ihrer Befriedigung dadurch ein Stück weit aufzuheben, daß man nach (relativ) neuen Wegen in der materiellen und ideellen Alltagskultur sucht. Oder in anderer Wendung: Es wird heute bei relevanten Teilen der Lohnabhängigen (zumal der jüngeren Generation) danach gefragt, was der gesellschaftliche Fortschritt ihnen als konkreten Individuen "bringt". Diese Tendenz zur **Subjektivierung des gesellschaftlich-historischen Fortschritts** muß keineswegs Subjektivismus bedeuten, sondern ist immer wieder auch zum Motor von Politisierungsprozessen geworden, die immerhin so intensiv waren und sind, daß sie heute ein bedeutsames Widerstandspotential gegen die konservative (bis reaktionäre) Wendepolitik darstellen. Und das gilt nicht nur für die neuen lohnabhängigen Mittelschichten, sondern immer mehr auch für die Arbeiterklasse, z.T. sogar für ihren Kern (vgl. DEPPE, 1985, S.242 f.).

Diese Veränderungen in der Subjektivität müssen aber nicht nur in den gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen reflektiert werden, sondern sie müssen auch zur Grundlage und zum entscheidenden Bezugspunkt werden beim Aufbau eines "nicht-kapitalistischen Wissenschaftssektors im Kapitalismus" (SANDKÜHLER, 1977, S.10); zugleich muß ein solches wissenschaftliches Arbeitsvorhaben diese Bedürfnisse durchdringen und so zu ihrer Weiterentwicklung beitragen.

c) Betrachten wir kurz unser Zwischenresultat: Wissenschafts- und Hochschulpolitik soll sich am Prinzip der Demokratisierung orientieren. Das kann nichts anderes heißen, als die Interessen und Bedürfnisse der Bevölkerungsmehrheit zum Tragen zu bringen. Diese liegen in einer humanen Gestaltung

der Gesellschaft und der eigenen Lebensweise. Will Wissenschaft dazu einen Beitrag leisten, darf sie weder das Alltagsleben der Lohnabhängigen übergehen noch sich ihm unkritisch verschreiben. Ziel ist vielmehr die wissenschaftsgeleitete Humanisierung des Alltags, damit seine lebenspraktische Verknüpfung mit der Menschheitsgeschichte und ihren Aufgaben und Problemen.

Das wird nur dann gelingen, wenn man sich von dem Gedanken lenken läßt, daß die Wissenschaften kein Erkenntnismonopol besitzen, sondern nur ein, wenn auch besonders bedeutsames Erkenntnisverfahren darstellen. Die Menschen haben über sich und ihr Verhältnis zur natürlichen und sozialen Welt bereits vor dem Entstehen der Wissenschaft reflektiert und sie haben es immer auch (relativ) unabhängig von ihr getan. Wer sich das Alltagsleben als völlig bewußtlose Praxis vorstellt, hat eine grundsätzlich falsche Vorstellung davon. Vielmehr enthält das - sich unter konkret-historischen Bedingungen herausbildende - Alltagsbewußtsein immer auch bedeutsame Erkenntnisse, und diese gilt es in den Wissenschaften aufzuschlüsseln, aufzuheben, nicht abzuschaffen, zu ignorieren. Nur so ist die zu leistende **dialektische** Selbstkritik des Alltagsverstandes denkbar. Die Trennung von Alltag/Alltagsbewußtsein und Wissenschaft ist Element der entfremdenden Spaltung von geistiger und körperlicher Arbeit und der bornierten Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Erkenntnistätigkeit. Ihr darf nicht aufgesessen werden, sondern sie gilt es schon unter unseren heutigen Bedingungen so weit wie möglich zurückzudrängen. Daran haben die Wissenschaftler und die Betroffenen, die ihre historisch verursachten Alltagsprobleme lösen wollen, ein wechselseitig begründetes Entwicklungsinteresse (vgl. dazu auch SANDKÜHLER, 1973, S. 389 ff.).

Die hier anvisierte interessengeleitete und bedürfnisbezogene **Kooperation** zwischen dem Wissenschaftssektor und dem Alltagsleben entwickelt sich nicht primär spontan, sondern sie muß systematisch gefördert und vorangetrieben werden. Was das im einzelnen heißt, können wir hier aus Platzgründen nicht darstellen.³ Wir wollen nur exemplarisch einige Elemente benennen:

3 Allerdings ist dieser gesamte Band auch unter dem Aspekt einer angemessenen Vermittlung zwischen einer Einzelwissenschaft und dem Alltagsleben lesbar - und als solcher enthält er viele theoretische, methodische und empirisch-praktische Hinweise für einen solchen Kooperationsprozeß.

- Wissenschaft bedarf zur Herausbildung ihres Humanisierungspotentials einer relativen Autonomie: **Autonomie** meint dabei die Akzentuierung der spezifischen Möglichkeiten der Wissenschaft – und damit zugleich die gesellschaftliche und individuelle **Verantwortung** der Wissenschaftsinstitutionen und der Wissenschaftler, diese Möglichkeiten zu realisieren (wer diese Autonomie leugnet, enthebt die Wissenschaft zugleich ihrer spezifischen Verantwortung!). Selbstverständlich ist diese Autonomie relativ, denn sie ist Teilaspekt umfassender gesellschaftlicher Praxis, in der sie sich letztlich zu bewähren hat. – Diese Relativität ist auch in dem Sinne zu betonen, daß eine solche Autonomie nur auf der **Mitbestimmung** aller am Wissenschafts- und Hochschulprozeß Beteiligten beruhen kann, die selber wieder einen Aspekt der gesellschaftlichen Mitbestimmungsmöglichkeiten aller Lohnabhängigen darstellt und nur so politisch durchsetzbar ist.

- Entwicklung der relativen Autonomie auf der Grundlage umfassender Mitbestimmung aller Betroffenen impliziert zunächst einmal die Aufforderung nach einer umfassenden Kooperation: einmal innerhalb der einzelnen Hochschulen, dann zwischen den Hochschulen allen Typs (also auch und gerade zwischen den Fachhochschulen und den Universitäten) und nicht zuletzt mit außeruniversitären Wissenschaftseinrichtungen. Es geht darum, dem Prozeß der wissenschaftlichen Arbeitsteilung den des Arbeitsverbundes, dem der Spezialisierung den der Unifizierung an die Seite zu stellen.

- Ein sich so herausbildendes kooperatives System emanzipatorischer Wissenschaft muß zugleich einen Arbeitszusammenhang mit dem außerwissenschaftlichen Alltagsleben herstellen. Eine solche Wissenschaft kann sich nur als **eingreifende, problemlösende** bewähren und behaupten, wobei Ziel und Weg der Problemlösung von den Interessen und Bedürfnissen der Betroffenen, und das sind die Lohnabhängigen, bestimmt werden. Gerade an dieser Stelle gilt es die Dialektik von schrittweisen Verbesserungen der Lage der Lohnabhängigen und qualitativer Aufhebung aller Abhängigkeiten von Menschen untereinander immer wieder zu durchdenken. Insofern lehnen wir keineswegs und grundsätzlich (also abstrakt) die Kooperation mit "der Wirtschaft" ab, sondern wir befragen die Problemstellungen und anvisierten Lösungswege daraufhin, ob sie den Beschäftigten dienen (und hier insofern kein Antagonismus zwischen Modernisierung und Demokratisierung entsteht). Als konkrete Orientierungshilfen können z.B. die Fragen dienen, ob wissenschaftliche Vorhaben

- * der Verbesserung/Sicherung von Arbeitsplätzen,
- * der Verbesserung der sozialen Gerechtigkeit,
- * der Sicherung des Friedens,
- * der Sicherung/Verbesserung der Bildungsmöglichkeiten,
- * der Minderung der physischen und psychischen Gesundheitsrisiken

dienen - oder eben nicht.

- Es gibt mittlerweile eine Reihe von Ansätzen einer solchen Verschränkung von Alltagsleben und Wissenschaftssektor. Obwohl quantitativ immer noch bescheiden ist, die **Kooperation** zwischen den **Gewerkschaften** und den **Hochschulen** der wichtigste, weil perspektivreichste Ansatz (vgl. dazu etwa BAMBERG u. a., 1979). - Ein anderes Element ist die Kooperation mit den verschiedenen "**neuen sozialen Bewegungen**", z. B. in Form der Friedensforschung, der Arbeitslosenforschung, der Frauenforschung, der Ökologieforschung.

Wir behaupten keineswegs, daß solche Forschungsvorhaben unkompliziert und widerspruchsfrei sind; wir behaupten lediglich, daß sie eine entscheidende Existenzgrundlage demokratischer Wissenschaft darstellen.

- So wenig "an sich" etwas gegen die Kooperation mit "der Wirtschaft" einzuwenden ist, so wenig wenden wir uns "an sich" gegen das Prinzip der "**Regionalisierung**", sofern damit der Versuch unternommen wird, das unmittelbare soziale, kulturelle und ökologische Umfeld einer Hochschule in die wissenschaftliche Forschungsarbeit in besonderem Maße einzubeziehen und entsprechende wissenschaftlich begründete Dienstleistungen anzubieten.⁴ Reflektierte Öffnung einer Fachhochschule für die Bedürfnisse einer Region könnte - in Anlehnung an die Aufgabenstellungen der "Regionalen Pädagogischen Zentren" (vgl. NEVERMANN/PRIEBE, 1987) u. a. bedeuten:

- * Erforschung spezifischer Probleme der Region, die aber zugleich eine exemplarische Bedeutung über die Region hinaus haben.
- * Ein Angebot ausarbeiten, im Rahmen dieser Institution und in rechtlich und ökonomisch abgesicherter Form eine längerfristige, autonome und selbstbestimmte Zusammenarbeit zwischen "Theoretikern" und "Praktikern" (z. B. in Form von Weiterbildungsmaßnahmen) oder mit kooperationsinteressierten Gruppen und Bewegungen (z. B. Bürgerinitiativen, Selbsthilfegruppen) herzustellen.

4 Was das konkret heißen kann, haben für die Fachhochschule Fulda OSTNER (für die Frauenarbeit), HAFENEGER (für die Jugendarbeit) und KRAHULEC (für die Friedensarbeit) gezeigt; vgl. HAFENEGER/KRAHULEC/OSTNER 1987. - Und für die sozialstrukturelle Regionalanalyse Nordhessens (erstellt in Zusammenarbeit mit dem DGB) OPPOLZER/STRUTYNSKI/TJADEN (1981) von der Gesamthochschule Kassel.

- * Ein Angebot an unmittelbarer Dienstleistung oder auch nur Kontaktvermittlung (z.B. in Form von Projekten und Praktika), welches relativ leicht zugänglich bzw. abrufbar ist.
- * Entwicklung und Erprobung subjektbezogener Forschungsansätze und Handlungsstrategien.
- * Generelle Öffnung von Lehrveranstaltungen für Nichthochschulmitglieder und Einrichten spezifischer Veranstaltungen für diese Gruppe (ähnliches gilt für die Bibliotheken u. a. Einrichtungen).
- * Einbringen der wissenschaftlichen Kompetenzen in die politischen Entscheidungsprozesse der Region.
- * Einrichtung von Stellen an den Fachhochschulen, die diese Arbeiten koordinieren und laufend dokumentieren und so ihre Öffentlichkeit und Transparenz sicherstellen.

Diese Verschränkungen zwischen Wissenschaft und Alltagsleben sind als ein Verhältnis **wechselseitiger** Herausforderung zu begreifen und es wäre eine wichtige Aufgabe, die entsprechenden Erfahrungen der letzten 15 Jahre diesbezüglich genauer auszuwerten).

d) Einige Überlegungen dürften schon deutlich gemacht haben, daß wir die Aufgabe einer Hochschule nicht auf ihre Ausbildungsfunktion reduzieren wollen (und uns allen derartigen Absichten argumentativ und politisch entgegenstellen), sondern daß wir meinen, daß sie auch einen **Bildungsauftrag** zu erfüllen hat, daß sie die Gesamtheit ihrer Bemühungen auch daran ausrichten muß, Mitbestimmungs-, Selbstbestimmungs- und Solidarisierungsfähigkeiten zu vermitteln (vgl. KLAFK, 1985, bes. S. 17).⁵ Das setzt ein permanentes Nachdenken über Fragen wie die folgenden voraus:

- Wie können die Erfahrungs- und Problemhorizonte der Lernenden aufgenommen, die darin enthaltenen Einsichten und Erkenntnisse in die Lernprozesse eingebracht und zugleich deren (noch) vorhandenen Beschränkungen, Einseitigkeiten schrittweise aufgehoben werden?
- Wie können Unterrichtsprozesse installiert und initiiert werden, die vom Gedanken der **wechselseitigen** Entwicklungsförderung der Lehrenden und Lernenden getragen werden, in denen sich **beide** Seiten herausfordern im Interesse der **gemeinsamen** Suche nach besseren Lösungen, nach einer besseren Zukunft.
- Wie kann die Aktivität der Lernenden optimal gefördert werden, damit sie ihre Problemlösungsfähigkeiten einbringen und entfalten können, die Fähigkeiten zur Begründung und argumentativen Vertretung des eigenen Handelns? Welche politischen Freiheitsrechte sind dafür absolut notwendig?

5 Auch HABERMAS (1987, S.91 ff.) plädiert für die Verschränkung von Wissenschaft, Bildung und Alltagsleben/Lebenswelt in der universitären Ausbildung.

- Welche Lehr-Lern-Formen, welche Theorie-Praxis-Formen, welche Darstellungsformen werden diesen Ansprüchen am ehesten gerecht - und welche stehen ihnen diametral entgegen?

Sollen diese Lernprozesse fruchtbar sein, sollen sie also Bildungsprozesse sein, müssen sie die in Wirklichkeit immer schon eingelassenen Möglichkeiten thematisieren, müssen sie individuelle und historische Befreiungsperspektiven eröffnen. In diesem Sinne schrieb seinerzeit HEYDORN (1980, S. 179 f.):

"Es ist Aufgabe der Bildung, Möglichkeit schon zum lebenden Hinweis zu bringen. Sie muß den möglichen Menschen in seine Gegenwärtigkeit setzen. In der Bildungsinstitution kann der Widerspruch eine Zuspitzung erfahren, an der die Institution als Herrschaftsverfassung schließlich zerbricht. Es ist dies das Ziel, das über Ausbeutungsfreiheit hinausweist auf Aufhebung aller Unterdrückung. Bildung ist uneingeschränkte Selbstentfaltung des durch seine Geschichte erzogenen und frei gewordenen Menschen. Im Befreiungsprozeß selbst muß menschliches Glück, wie auch immer abgerungen, bereits erfahrbar sein, Aufhebung von Fremdbestimmung."

Und er fährt fort (ebd., S. 180 f.):

"Das menschliche Bedürfnis kommt nur zum Menschen, wenn er es erfährt, wenn er seines eigenen Bedürfnisses als Mensch habhaft werden kann, das zugleich tief in ihm angelegt ist und seine niederen Bedürfnisse überwinden will. Die Träume der Menschheit werden für die Wirklichkeit gewonnen, die in ihnen enthaltene Beglückung wird zum wirklichen Glück. Bildung bereitet den Menschen auf sein wahres Bedürfnis als universelle Erzeugung vor."

Literatur

- H.-D. BAMBERG u. a. (Hrsg.) Hochschulen und Gewerkschaften, Köln 1979.
- H. BÖHME Die Hochschule der 90er Jahre, in: Forum Wissenschaft, 1986, H. 4.
- J. DEHLER Von welcher Zukunft reden wir?, in: Deutsche Universitätszeitung, 1985, Nr. 23.
- F. DEPPE Ende oder Zukunft der Arbeiterbewegung?, Köln 1985.
- R. DOBISCHAT / G. NEUMANN Qualifizierungsoffensive in wessen Interesse? Anmerkungen zu einer bildungspolitischen Strategie, in: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis, Nr. 16, Hannover 1987.

- J. HABERMAS Die Idee der Universität - Lernprozesse, in: ders., Eine Art Schadensabwicklung, Frankfurt/M. 1987 (gekürzt abgedruckt auch in: Zeitschrift für Pädagogik, 1986, H. 5.
- B. HAFENEGER/
P. KRAHULEC/
I. OSTNER Was heißt hier Zukunft. Fachhochschulen als Hefe im Sauerteig der Provinz, in: Sozial-extra, 1987, H. 5.
- H. J. HEYDORN Zu einer Neufassung des Bildungsbegriffs, in: Bildungstheoretische Schriften, Bd. 3, Frankfurt/M. 1980.
- H. -K. JOSCHKE Praxisbezug an Hochschulen mit praktischen Studiensemestern, in: G. FREIDANK u. a. (Hrsg.), Praxisorientierung als institutionelles Problem, Frankfurt/M.-New York 1980.
- W. KLAFFKI Konturen eines neuen Allgemeinbildungskonzepts, in: ders., Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik, Weinheim und Basel 1985.
- H. -L. MERKELE Hochschulen zwischen technologischem Wandel und sozialer Stabilität. Vortrag auf der WRK-Jahresversammlung in Darmstadt am 9. Mai 1979, in: WRK-Dokumente zur Hochschulreform, Nr. 51, Bonn 1983.
- K. NEVERMANN/
B. PRIEBE Regionale Pädagogische Zentren: Nationale und internationale Erfahrungen, in: K.-H. BRAUN/D. WUNDER (Hrsg.), Neue Bildung - Neue Schule, Weinheim und Basel 1987.
- A. OPPOLZER/
P. STRUTYNSKI/
K. H. TJADEN Raumentwicklung und Belastungshäufung, in: Arbeitskreis arbeitsorientierter Regionalwissenschaft, Regionale Krisen und Arbeitnehmerinteressen, Köln 1981.
- H. J. SANDKÜHLER Praxis und Geschichtsbewußtsein, Frankfurt/M. 1973.
- H. J. SANDKÜHLER Über die 'logische Basis des Kommunismus' oder - wie produktiv ist die Wissenschaft im Kapitalismus, in: Sozialistische Politik, Bd. 39, Berlin/West 1977.
- H. J. SANDKÜHLER Wissenschaftsentwicklung und gesellschaftliche Bewegungen, in: BdWi-Forum, Nr. 41, Marburg 1980.
- J. SCHNEIDER Hochschule und Wirtschaft, in: Frankfurter FH-Zeitung, 1987, H. 29.
- STUDIENREFORM UND PRAXISBEZUG. Hrsg. von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, dem DGB und den Unternehmerverbänden Niedersachsens, Bielefeld o. J.
- E. WEICK Arbeiterbildung als Synthese von politischer Bildung und beruflicher Qualifikation. Vortrag an der Universität Kopenhagen am 19.3.1987 (unveröff. Vortragsmanuskript).

Autorinnen und Autoren des Buches

Karl-Heinz BRAUN, Dr.phil., Dipl.-Päd., Doz. am Fachbereich Sozialarbeit der Fachhochschule Fulda. Mitherausgeber mehrerer psychologischer und pädagogischer Buchreihen. Veröff. u. a.: *Genese der Subjektivität*, Köln 1982; *Jahrbuch für Kritische Erziehungswissenschaft* (hrsg. mit H.-W.JUNG, G.v.STAEHR), Marburg/L. 1987; *Neue Bildung - Neue Schule* (hrsg. mit D.WUNDER), Weinheim und Basel 1987.

Joseph DEHLER, Dr.phil., Prof. für berufsbezogene Erziehungs- und Beratungsprozesse, seit 1982 gewählter Rektor der Fachhochschule Fulda. Bücher und Aufsätze zur Jugend- und Sozialarbeit, Erwachsenenbildung, Arbeitslosigkeit, Ungelernten-/Behindertenproblematik, Schulsozialarbeit und Hochschulpolitik, u. a.: *Mädchen ohne Berufsausbildung. Gesellschaftliche Situation, Bewußtsein und Verhalten von jugendlichen Arbeiterinnen*, Lollar 1981; *Wir haben die Jugend ... fest im Griff. Plädoyer für eine andere Jugendarbeit in Sportorganisationen* (hrsg. mit J. SCHREIBER und F. THIEMEL), Frankfurt/M. 1982, Verlag Jugend und Politik; *Arbeitslosigkeit. Wider die Gewöhnung an das Elend* (hrsg. mit K.-H. BALON und B.HAFENEGER), Frankfurt/M. 1986, Fischer TBB-Verlag.

Bernd DOBESBERGER, Student der Sozialwirtschaft an der Universität Linz; 1981 bis 1986 Bildungsreferent der Roten Falken Österreich; Zeitschriftenveröffentlichungen zur Theorie der "Sozialistischen Erziehung", Mitautor des "Roten Falkenbuchs", Wien 1985.

Ole DREIER, Dr.phil., Dipl.-Psych., Dozent am Psychologischen Institut der Universität Kopenhagen, Mitglied des Projekts "Theorie-Praxis-Konferenz" (TPK); Veröff. u. a.: *Familiäres Sein und familiäres Bewußtsein*, Frankfurt/M. 1980; *Zum Verhältnis psychologischer Therapie und Diagnostik*, in: K.-H. BRAUN, K. HOLZKAMP (Hg.): *Subjektivität als Problem psychologischer Methodik*, Frankfurt/M. 1985; *Persönlichkeit und Individualität in psychologischer Theorie und klinischer Praxis*, in: H. FLESSNER u. a. (Hg.): *Marxistische Persönlichkeitstheorie, Marxistische Studien*, Bd. 10, Frankfurt/M. 1986.

Gert GEKELER, Dr.phil., Dipl.-Psych., Prof. am Fachbereich Sozialarbeit der Fachhochschule Fulda; seit 1986 gewählter Prorektor der FH Fulda. Mitherausgeber der Buchreihe "Fortschritte der Psychologie". Mitarbeit im Projekt TPK. Veröff. u. a.: *Aggression und Aggressionsbewältigung*, 1974;

Psychische Verelendung, Heroinabhängigkeit, Subjektentwicklung (mit K.-H. BRAUN) Köln 1983; Subjektbezogene Handlungsstrategien in Arbeit, Erziehung, Therapie (hrsg. mit K.-H. BRAUN), Jarick Oberbiel 1985.

Klaus HOLZKAMP, Dr.phil., Professor am Psychologischen Institut im Fachbereich 11 der Freien Universität Berlin/West. Mitherausgeber mehrerer psychologischer und sozialwissenschaftlicher Buchreihen. Veröff. u.a.: Sinnliche Erkenntnis, Frankfurt/M. 1973; Gesellschaftlichkeit des Individuums, Köln 1978; Grundlegung der Psychologie, Frankfurt/M. 1983.

Margret KLEINMANNS, Dipl.-Päd., Dipl.-Psych., tätig in einer ambulanten Beratungs- und Behandlungsstelle für Alkohol- und Medikamentenabhängige in Berlin/West; Mitarbeit im Projekt TPK.

Monika KONITZER-FEDDERSEN, Dipl.-Psych., Gruppentherapeutin in einer Fachklinik für Alkohol- und Medikamentenabhängige; Mitarbeit im Projekt TPK.

Morus MARKARD, Dr.phil., Dipl.-Psych., Lehrbeauftragter am Psychologischen Institut der FU Berlin/West; Veröff. u.a.: Einstellung - Kritik eines sozialpsychologischen Grundkonzepts, Frankfurt/M. 1984; Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft (hrsg. mit W.MAIERS), Frankfurt/M. 1987.

Hans-Peter MICHELS, Dipl.-Psych., Gruppentherapeut in einer Fachklinik für Alkohol- und Medikamentenabhängige; Mitglied des Projekts TPK.

Andreas POSCH, Student der Pädagogik an der Universität Wien; Bundessekretär der Roten Falken Österreich; Zeitschriftenveröffentlichungen zu pädagogischen Fragen in der Kindergruppenarbeit; Mitautor des "Roten Falkenbuchs", Wien 1985.

Anneli RAITOLA, Dipl.-Psych., Psychologin im Gesundheitszentrum Kotka, Finnland. Mitglied der Theorie-Praxis-Konferenz; Veröffentlichungen zur Problematik der psychologischen Praxis.

Konstanze WETZEL, Dipl.-Soz., Lehrbeauftragte am Fachbereich Sozialwesen der Fachhochschule Bielefeld. Mitherausgeberin der "Studienbibliothek der Kritischen Psychologie". Veröff. u.a.: Gewerkschaftsbewegung und Persönlichkeitsentwicklung, Köln 1981; Karl Marx und die Wissenschaft vom Individuum, Marburg 1983 (Edition).